Paed. pr. 4463 y
-1

54513

Städt. Lehrerbücherei
MÜNCHEN, M 1308

Franz Grünbergs

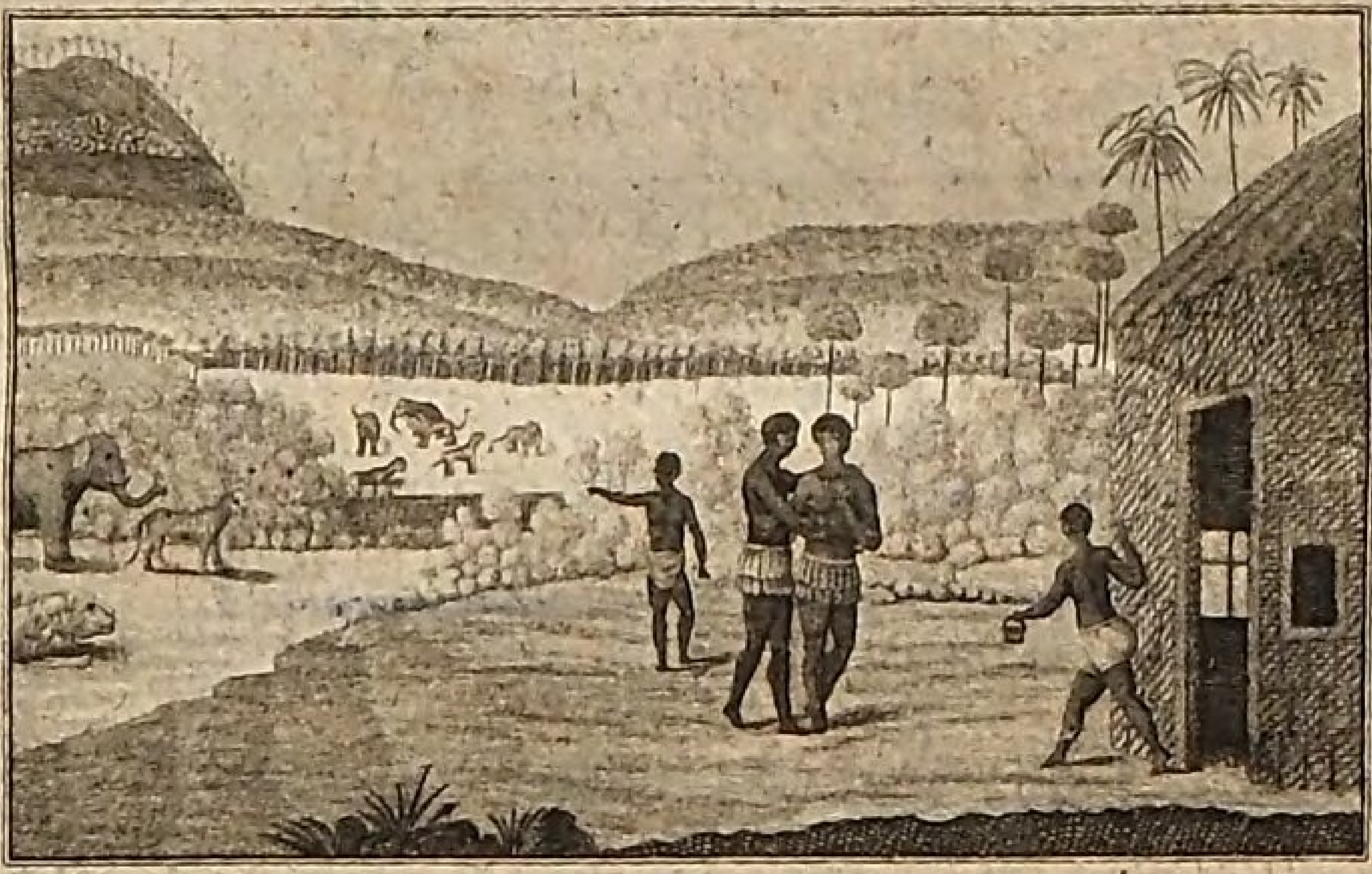
Abendunterhaltungen

mit

seinen kleinen Kindern

über

die Erde, Natur und Menschen.



V 1308

Erster Band.

Nürnberg,

in der Raspeschen Buchhandlung, 1803.

13 58

Städt. Lehrerbücherei
MÜNCHEN,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

POL-96933

Vorrede.

Alles, was wir lernen, meine lieben jungen Freunde! lernen wir entweder durch eigenes Nachdenken, oder durch den Unterricht anderer. Die erste Art zu lernen ist höchst mühsam, wenn die andere nicht dazu kommt, und beynahe, wo nicht wirklich ganz unmöglich, wenn diese immer fehlt. Wenn man euch von der Zeit an, da eure Seelenkräfte zu erwachen anfangen, ganz euch selbst überlassen, und gar keinen Unterricht gebenwollte: so würdet ihr in einer langen Frist nur sehr wenig lernen. Aber schon von der Wiege an erhaltet ihr von den Menschen, die euch umgeben, von euern Eltern, Wärterinnen und Andern den ersten Unterricht. Späterhin geben ihn euch eure Lehrer, selbst eure Gespielen und Gesellschafter, mit welchen ihr umgehet. — Aber es giebt auch leblose Lehrer und leblose Gesellschafter, von denen man eben so viel lernen kann, als von den le-

bendigen. Dieß sind die Bücher, welche gleichsam mit uns sprechen, indem wir sie lesen und uns dadurch unterrichten.

Lesen ist also eine ganz unentbehrliche Sache für einen jeden, der sich etwas höher, als bis zu der allerniedrigsten Stuffe von Geistesbildung erheben will, und hat für den, der sich damit abgiebt, einen mannigfachen Nutzen. Er sammelt nicht nur dadurch manche nützliche Kenntnisse, mit denen sein Verstand und sein Gedächtniß bereichert wird, sondern er übt sich auch, vorausgesetzt, daß er nicht blos flüchtig und gedankenlos liest, im Nachdenken, indem er sich Mühe geben muß, den wahren Sinn dessen, was er liest, zu erforschen — und, was noch die Hauptsache ist, er findet in den Büchern, die er liest, vorausgesetzt, daß es gute Bücher sind, so manche Gelegenheiten und Aufmunterungen zu edeln Entschlüssen, zur Bildung seines Herzens, zur Liebe für die Tugend und zum Abscheu gegen das Laster.

Freylich kommt hiebey, wenn dieser Nutzen wirklich erreicht werden soll, alles darauf an, was und wie man liest. — Da ihr nun, meine lieben jungen Freunde, noch nicht selbst gehörig unterscheiden könnet, welche Bücher gut und nützlich, welche schädlich und verderblich sind: so weiß ich euch keinen bessern Rath zu geben, als daß ihr, bey der Unmöglichkeit, die Bücher, die ihr lesen könnt, selbst zu beurtheilen, keines ohne den Rath eurer Eltern oder eurer erwachsenen Freunde, die es gut mit euch meinen und die Bücher zu beurtheilen verstehen, wählet und leset. — Hier in diesen Abendstunden werdet ihr nie etwas zu lesen bekommen, das euch, auch nur auf die entfernteste Weise schädlich werden könnte. Eure Unschuld ist uns viel zu lieb, als daß wir nicht sorgfältig alles, was ihr je gefährlich werden könnte, vermeiden, und im Gegentheile alles hervorsuchen sollten, was dieselbe befestigen und euch zur Weisheit und Tugend anleiten und aufmuntern kann.

Jedoch auch die besten Bücher können schädlich werden, wenn man nicht weise bey ihrem Gebrauche verfährt. Allzuviel ist bey jeder Sache, auch von dem Besten schädlich. Dieß gilt auch vom Lesen. Wer zu viel liest, der hat nicht nur von dem, was er zu viel liest, keinen Nutzen, sondern seine ganze Lectüre wird ihm schädlich, oder wenigstens unnütz, welches wegen der dabey verloren gegangenen Zeit, so viel als schädlich ist. Wer zu viel liest, dem geht es, wie einem, der zu viel gegessen hat, er kann es nicht verdauen, oder eigentlich zu reden, er kann den Sinn des Gelesenen nicht recht behalten, nicht recht darüber nachdenken, es nicht auf eine fruchtbare Weise auf sich anwenden, keine Lehren der Weisheit und Tugend für sich daraus herleiten. Das Lesen hat auf ihn solche Wirkung, wie ein Platzregen auf einen trocknen Boden. Wenn ihr zu viel leset, so ist es nicht anders möglich, als daß ihr zugleich flüchtig leset, und dann hat es, statt euch weiser und besser zu machen, keine andere Wirkung für

euch, als daß der Innhalt des Gelesenen schnell und beynahe unbemerkt, wenigstens unbenutzt vor eurer Seele vorbeygleitet und euer Kopf und eure Kenntnisse dadurch, statt aufgeklärt, vielmehr verwirrt gemacht werden.

Jedoch ist das Lesen guter Bücher nicht nur etwas Nützliches, es ist zugleich etwas im hohen Grade Unterhaltendes und Vergnügen Gewährendes, und gehört daher offenbar mit zu den vorzüglichsten Arten der Erholung nach vollbrachter Tagesarbeit. — Man kann nicht immer spielen; denn auch das Spielen, wenn es zu lange getrieben wird, entleidet uns endlich — oder man hat einmal keine Gesellschaft, mit welcher man spielen könnte: wie wohl däucht es uns da, wenn wir ein gutes Buch zur Hand nehmen können, das uns, neben dem Unterrichte, den es uns giebt, entweder durch eine angenehme Laune unterhält, oder wohlthuende Empfindungen in unsern Herzen erweckt, die wir gern nähren und befriedigen! Gewiß werden euch diese Abendunterhaltungen eben

soviel Lust und Vergnügen machen, als Salzmanns Unterhaltungen ꝛc. Gözens Zeitvertreib und Unterricht ꝛc. Campe's Robinson ꝛc. und der Kinderfreund ꝛc. schon so vielen guten Kindern gemacht haben und noch machen werden.

Eltern und Kinderfreunden liefern wir damit Stoff zur nützlichen Unterhaltung und zum Erzählen, und Veranlassung, über Länder, Natur und Menschen mit ihren Kleinen zu sprechen, ihnen dabey mancherley nöthige und nützliche Kenntnisse beyzubringen, und ihren Verstand im Allgemeinen zu üben. Auch können diese Unterhaltungen in den Lehrstunden zur Uebung im Lesen gebraucht werden. In beiden Fällen aber wird es sehr nützlich seyn, die Landcharten und ein gutes Bilderbuch immer bey der Hand zu haben.

Regnilk.

Der

Der Frühling.

Lustig, ihr Brüder!
Der Frühling kommt wieder!
Hinaus in den Garten,
Die Blumen zu warten!
Es grünen die Wälder,
Die Wiesen und Felder,
Die Vögelchen singen!
Es hüpfen und springen
Die Lämmer und Ziegen
Auf! lasset uns fliegen
Hinaus in das Freye,
Bewundern das Neue
Der schönen Natur
Auf Hügel und Flur.

Der Herbst.

Der Herbst ist da!
Juheisa sa sa!
Der Herbst ist da!

Seht, wie, mit Birnen behangen,
Die Bäume dort prangen!
Bald schütteln wir sie!
Dann rollen von oben
Die herrlichen Früchte!
Wir singen und loben
Dann alle zugleich,
An Früchten reich,
Die herbstlichen Tage voll Segen!

Der mitleidige Fritz.

„Laßt mich laufen,
„Brod zu kaufen!"
Rief der kleine, muntre Fritz;
Und er lief geschwinde,
Gleich dem raschen Winde,
Hinten lief sein weisser Spitz.
„Habt Erbarmen,
„Mit mir Armen!"
Rief ein alter armer Mann;
Und Fritz reicht, voll Freude,
Ihm die Brode beide,
Hilft so viel er helfen kann.
Thränen fangen
Von den Wangen

Ihm zu rinnen an.
„Danken will ich dir, o Knabe,
„Bis zu meinem stillem Grabe!“
Sprach zu Fritz der arme Mann.
Fritz entspringet;
In sein Herze dringet,
Was der Mann von Herzen sprach.
„Dank für deine milde Gabe!
„Lebe wohl, du guter Knabe!“
Rief der Mann gerührt ihm nach.

Hanns Adolph und die Taube.

Ein junges Täubchen, weiß wie Schnee,
Flog aus dem Taubenhause;
Da fängt ein Geyer es — o weh! —
Zu seinem Morgenschmause.
In einem Walde setzt er sich,
Und will es nun zerreissen;
Das Täubchen pispert jämmerlich,
Fliehn kann es nicht, noch beissen.
Da kommt zu seinem grossen Glück
Hanns Adolph hergegangen:
Aufs arme Täubchen fällt sein Blick,
Und er ist voll Verlangen,
Das liebe Thierchen zu befreyn,

„Wart! loser, böser Geyer!“
Fieng laut der Knabe an zu schreyn,
Und weg flog jetzt der Geyer.
Hanns Adolph nahm das sanfte Thier,
Die stark zerkrällte Taube.
„Komm, sprach er, Täubchen, komm mit mir!“
Und trug es froh nach Hause.
Die blut'gen Wunden heilten hier;
Und Adolph nahm die Taube,
Und sprach zur Schwester: „Fritzchen, hier,
Hier schick' ich dir die Taube!“
Darüber freute Fritzchen sich.
„Hanns Adolph, ich bedanke mich!“
Rief sie vergnügt, erfreuet hoch.
Ihr weisses Täubchen lebet noch. —

Der Mann ohne Hände.

Bernhard! sagte Franz Grünberg zu seinem kleinen Sohne, Bernhard! wenn du dich heute ordentlich aufführst, so will ich dich um sechs Uhr Abends irgend wohin mitnehmen. Du wirst dort etwas sehen, was dir sicher viel Freude machen wird.

Schön, rief Bernhard, du sollst sehen, Vater, daß ich mich ganz gut aufführen werde.

Das that Bernhard wirklich. Er betrug sich den ganzen Tag so, daß der Vater an seiner Aufführung nichts auszusetzen hatte. Es schlug sechs. Bernhard guckte den Vater an. Der Vater lächelte, nahm Hut und Stock, und sagte: Nun komm, Bernhard, wir wollen jetzt gehen.

Bernhard gieng mit dem Vater ab. Sie kamen an den Gasthof des Ortes. Hier kehrten sie ein. In einer grossen Stube fanden sie viele Menschen, die alle begierig etwas zu erwarten schienen. Bald wurde ein Tisch herein getragen, an die Wand gestellt, und ein kleiner Stuhl darauf gesetzt. Bernhard wußte noch immer nicht, was das bedeuten sollte.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich die Kammerthüre und es trat ein fremder Mann in einem weissen Mantel herein. Er stieg auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl, der auf dem Tische stand.

Jetzt legte der Mann den Mantel ab und jedermann konnte nun sehen, daß er keine Hände habe. Er war ohne Hände geboren und mußte von Kindheit auf alles, was nur irgend möglich war, mit den Füssen verrichten.

Der Mann ohne Hände zog jetzt die Schuhe und die Strümpfe aus, und sagte, daß er verschie-

denes mit den Füssen thun wollte. Vor ihm lagen Spielkarten. Er nahm sie mit den Beinen, mischte sie und legte sie einzeln herum.

Dann nahm er eine Bouteille Wein, zog mit dem rechten Fusse den Pfropf heraus und goß das Glas voll, das er mit dem linken Beine hielt. Hierauf trank er es aus.

Dann ließ er sich ein Hackebret bringen, stimmte dieses Instrument und spielte dann das Lied: Auf, auf, ihr Brüder und seyd stark ꝛc.

Auch kämmte er sich mit den Beinen und erregte dadurch die Bewunderung der Zuschauer, besonders der kleinen. Bernhard stellte Betrachtungen an, und freute sich nicht wenig, daß es der Mensch so weit bringen kann.

Als der Mann ohne Hände auf dem Hackebret gespielt, und noch andere Geschäfte mit den Füssen verrichtet hatte, ließ er sich Federn, Tinte und Papier bringen. In den linken Fuß nahm er einen Kiel, in den rechten ein Federmesser und nun schnitt er sich eine Feder, und schrieb einen kleinen Brief, den Bernhards Vater ihm dictirte. Die Schrift war ziemlich schön.

Dergleichen Arbeiten verrichtete dieser Mann noch viele und setzte die Zuschauer dadurch in Erstaunen. Zuletzt ließ er sich ein Paar Pistolen bringen. Er lud sie und sagte, man sollte ihm ein Paar brennende Kerzen in einiger Entfernung vorhalten, nach diesen wollte er schiessen und sie durch den Schuß auslöschen.

Als die kleinen Zuschauer vom Schiessen hörten, wurden sie ängstlich, besonders die Mädchen; die hielten sich die Ohren zu, schrieen und wollten aus der Stube laufen. Bald giengs paff! paff! und die Lichter waren ausgelöscht.

Jetzt empfahl sich der Mann ohne Hände. Die Zuschauer giengen aus einander, zufrieden mit dem, was sie gesehen hatten. Bernhard dankte dem Vater für das Vergnügen, das er ihm diesen Abend gemacht habe. Das hätte ich nie geglaubt, sagte er, daß ein Mensch es so weit bringen könnte.

Mein Sohn! sagte der Vater, der Mensch kann ausserordentlich viel, wenn er sich nur ernstliche Mühe giebt.

Ein Späßchen.

Ein andermal nahm Franz Grünberg den kleinen Bernhard bey der Hand, und sagte: Wir wollen heute über Land gehen. In Heimthal ist etwas Artiges zu sehen.

Freudig guckte Bernhard den Vater an; sie giengen fort. Nach einer halben Stunde erreichten sie Heimthal. Bey einem grossen Hause blieb der Vater still stehen. Bernhard, sagte er, hier wollen wir einkehren; in diesem Hause sollst du in eine artige Gesellschaft kommen.

Als Bernhard dieß gehört hatte, kämmte er schnell seine Haare und machte seine Kleider zurechte, um als ein ordentlicher, netter Knabe in die artige Gesellschaft zu treten.

Sie mußten zwey Treppen hoch steigen. Sie kamen an eine Thüre, an der ein Mann saß. Franz Grünberg gab demselben ein Silberstück und trat nun mit seinem Sohne in das Zimmer.

Welche Ueberraschung für Bernhard! Er sah eine Menge vornehmer, schön gekleideter Herren und Damen in einem Kreise sitzen und stehen. Er verbeugte sich höflich und machte wohl ein halb

Dutzend Komplimente. Aber wie sehr wunderte er sich, da die ganze Gesellschaft stumm da stand und sich nicht im mindesten verbeugte.

Franz Grünberg sah seinen Sohn an, und fieng an zu lachen. Bernhard, sagte er, du bist gegen diese Herren und Damen zu höflich! Sie verdienen es nicht. Bernhard wußte nicht, was er anfangen und denken sollte.

Mein Sohn, sagte Grünberg, alle Personen, die du hier siehst, sind ohne Leben; sind blos von Wachs. Da machte Bernhard grosse Augen. Anfangs wollte er es nicht glauben; die Wachsfiguren sahen ihm zu natürlich aus; aber als er sie betastete, fand er wohl, daß der Vater die Wahrheit gesagt habe.

Mit Erstaunen sah er die Figuren an. Ich hätte geschworen, sprach er, daß alle diese Figuren leben. Was doch der Mensch nicht alles kann!

Solche Künste haben die Menschen erfunden, sagte der Vater, weil sie nachgedacht haben. Das Nachdenken ist eine herrliche Sache. Das merke dir, Bernhard!

Noch etwas Schöners.

Als Vater und Sohn die schönen Wachsfiguren eine Weile angesehen hatten, kam der Mann, dem sie gehörten, ins Zimmer und fragte, ob sie nicht auch das andere Zimmer besehen wollten?

Franz Grünberg ließ sich in das andere Zimmer führen. Gleich an der Thüre saß an einem Klaviere eine schöne weibliche Figur. Bernhard wurde wieder so getäuscht, daß er sich gegen sie verbeugte. Der Vater lächelte. Mein Sohn, sprach er, hast du es schon vergessen, daß die Figuren von Wachs sind?

Also auch diese Dame ist von Wachs? fragte Bernhard. Wie natürlich! Wie täuschend!

Das war noch nicht alles. Der Mann, der sie herum führte, zog an einem Schnürchen und die Dame fieng an, sich zu bewegen. Sie schlug einige Notenblätter um, und spielte dann ein Paar schöne Arien.

Bernhard war vor Erstaunen ausser sich. Der Mann führte sie jetzt zu einem kleinen Männchen, das auf einem Stühlchen saß und von Holz war. Es hatte eine kleine Flöte in der Hand. Der Mann zog abermals ein Schnürchen. Da sprang

das hölzerne Männchen von seinem Sitze auf, legte die Flöte an den Mund, und fieng an, ein hübsches Lied zu blasen.

Bernhard stand wie versteinert da. Er wußte nicht, was er dazu denken sollte. Endlich führte der Mann sie an einen Käfig, in welchem sich ein nachgemachter Kanarienvogel von Holz befand, der aber einem wirklichen Kanarienvogel sehr ähnlich war. Der Mann zog auch hier ein Schnürchen. Nun hüpfte der Kanarienvogel von Holz von einer Sprosse zur andern. Bernhard hatte seine grosse Freude daran. Wie sehr wurde er aber überrascht, als der Kanarienvogel jetzt still stand, seinen Schnabel öffnete und ein Paar schöne Lieder sang.

So etwas hatte Bernhard noch nie gesehen. Er glaubte nicht, daß so etwas nur möglich sey. Als er mit seinem Vater nach Hause gieng, sagte er: Wie vieles kann doch der Mensch hervorbringen! Man muß seinen Verstand bewundern.

Wenn du grösser bist, mein Sohn, sagte Franz Grünberg, so wirst du den Menschen und seine Geschicklichkeit noch mehr bewundern.

Annehmlichkeiten des Winters.

Gottlieb kam einen Abend ganz warm vom Eise zu Hause. Warum bist du so warm, Gottlieb? fragte der Vater?

Ich muß wohl warm seyn. Sieh, Vater, da bin ich dir den ganzen Nachmittag auf dem Eise gewesen. Peter, Christian und viele andere waren auch dabey. Da haben wir gespielt; es war dir eine rechte Lust. — Und was habt ihr denn gespielt?

Erstlich haben wir geschlittert: Huy, das gieng! Du hättest sehen sollen, wie viele gepurzelt sind; man hätte sich todt lachen mögen. Wir waren einander immer auf dem Nacken, und manchmal lag eine ganze Reihe auf dem Eise; denn wenn einer fiel, so fielen die andern auf ihn; es waren grosse Klumpen. Wie wir das müde waren, nahmen wir einen Schlitten und es gieng ans Laufen. Sechs spannten sich vor und einer saß drinn. Da gieng's über Stock und Block. Ein paarmal haben wir auch umgeschmissen. —

Ist denn auch niemand zu Schaden gekommen? Nein.

Das hätte doch leicht geschehen können. Ein andermal will ich dir rathen, daß du nicht so wild schlitterst und laufest. —

Da wir nicht mehr Lust hatten zu fahren, — Wie so? Vergieng euch die Lust? — Ja, da wir lange genug gefahren hatten. — Merke dir das, Gottlieb; was anfangs so sehr angenehm ist, das kann man doch auch zuletzt müde werden und satt haben. Was fienget ihr denn nun an? Wir machten einen Schneemann, der wollte aber nicht recht gerathen; wir konnten den Schnee nicht fest kriegen. — Weil es noch zu stark friert. Wenns recht scharf friert, backt der Schnee nicht.

Ach, Vater, wenns doch immer Winter wäre. Wolltest du das? Ja, man hat auf dem Eise und mit dem Schnee so viel Lust. — Du wünschest also, daß es immer Winter wäre? Ja. — Wolltest du mir das wohl in das Buch schreiben?

Gottlieb schrieb also in das Buch: Ich wollte, daß es immer Winter wäre, weil man da so viel Vergnügen hat.

Aber höre, man muß sich bey dem Vergnügen doch ein wenig in Acht nehmen. Manche Kinder haben sich schon auf dem Eise den Kopf entzwey

gefallen, oder einen Arm gebrochen, und andere, die zu früh aufs Eis giengen, ehe es fest genug war, oder nachher, wenn es schon stark thauete, sind ins Wasser gefallen. Einige sind gerettet worden, aber andere sind auch ertrunken.

In manchen Ländern, z. B. in Rußland und Schweden, ist der Winter sehr kalt. In einem solchen Lande fuhr einmal ein junger Mensch, Namens Andreas, im Winter Schlitten. Da er ruhig im Schlitten saß und sich keine Bewegung machte, so durchdrang die Kälte alle seine Glieder.

Halb erstarrt kam Andreas zu Hause an. Seine Beine waren ganz erstarrt vor Kälte. Statt sie in Schnee oder kaltes Wasser zu stecken, brachte er sie an den heissen Ofen, und glaubte, es recht gut gemacht zu haben. Ein Nachbar, der dazu kam und dieß sahe, sagte: Nachbar! Nachbar! du hast nicht recht gethan, deine erfrornen Füsse an den heissen Ofen zu bringen. Sieh, wenn du einen erfrornen Apfel auf den warmen Ofen legst, so kommt er vollends um; willst du ihn aufthauen, so mußt du ihn in eiskaltes Wasser thun. So ist's auch mit erfrornen Füssen.

Andreas glaubte, was er gethan habe, werde nichts zu bedeuten haben. Aber er irrte sich. Es dauerte nicht lange: so bekam er böse Beine; eins davon mußte abgeschnitten werden. Er litt dabey die größten Schmerzen.

Annehmlichkeiten des Frühlings.

Der Winter vergieng, der Frühling kam, die Erde wurde grün, die Bäume bekamen Blätter und Blüthen, die Blumen brachen hervor, die Vögel sangen, die Tage wurden lang, das Wetter schön, die Sonne warm. Die Kinder pflückten die Blumen; der Ball, die Peitsche, die hölzerne Flinte wurden hervor gelegt; die Kinder trieben auf der getrockneten Erde allerley Spiele; besonders mochten sie gerne um die Wette laufen und springen. Gottlieb hatte von seinem Vater einen kleinen Winkel im Garten bekommen, den er selbst bestellte. Hier pflanzte er Blumen, legte Erbsen; es kam alles nach einander hervor, Gottlieb besuchte alle Tage seine Beete, und es war ihm eine grosse Freude zu sehen, wie alles so schön wuchs. Vor den übrigen Beeten im Garten, wo eben dergleichen Sachen wie auf seinen standen, gieng er vorbey, ohne sie anzusehen; nur seine machten

ihm Freude; denn nichts ist uns so angenehm, als was wir mit unserm eigenen Fleisse hervorgebracht und erworben haben. Eine Johannisbeere von einem eigengepflanzten Strauch schmeckt uns viel besser, als die wir von andern geschenkt bekommen. Hin und wieder flatterte auch ein Schmetterling umher, Gottlieb lief ihm nach, haschte manchmal einen, den er dann mit Vergnügen und recht genau betrachtete, weil er ihn so schön fand.

Die Schaafe brachten Lämmer, die artig hin und her hüpften, die Hühner brachten Küchlein aus, die Hauskatze hatte niedliche Jungen. Kurz, es war alles so lebendig, so froh, so neu, so frisch, daß Gottlieb wieder einmal in seiner Herzensfreude ausrief; Ach, Vater, wenns doch immer Frühling wäre! Der Vater ließ ihn diesen Wunsch ins Buch schreiben. Dann sagte er ihm auch einmal: Mein Sohn, der Frühling ist recht schön, wie du weißt; aber man kann sich auch in dem Frühling grossen Schaden thun, und man darf sich nicht unbesonnen dem Vergnügen überlassen. Man kann sich leicht so erhitzen, daß man krank davon wird. Vor allen aber muß man sich in Acht nehmen, nicht mit blossem Kopfe in der Sonne still

zu stehen oder sich zu legen, weil man davon leicht eine schwere und gefährliche Krankheit haben kann.

Annehmlichkeiten des Sommers.

Der Sommer kam. Die Johannisbeeren, die Kirschen, einige Arten von Pflaumen, von Birnen und Aepfeln reiften; besonders aber gefielen die Erdbeeren dem kleinen Gottlieb, weil er diese so zu sagen verdiente: denn er gieng ins Holz und suchte sie. Mit Arbeit schmeckt alles besser. Und dann konnte er nicht alle Tage hinlaufen; denn er gieng in die Schule, und nach der Schule mußte er zu Hause arbeiten. Also hatte er, um Erdbeeren zu pflücken, nur den Sonntag Nachmittag und Mittwoch, wenn er mit seiner aufgegebenen Arbeit fertig war. Eines Tags, da er ein hübsches Töpfchen voll gebracht hatte, gab die Mutter einen Topf Milch, der auf die Erdbeeren gegossen wurde, und die ganze Familie aß Erdbeeren. Sieh, Gottlieb, sprach der Vater, dieß bringt der Sommer. — Ach, wenns doch immer Sommer wäre, sagte Gottlieb; und diesen Wunsch, daß es immer Sommer seyn möchte, ließ der Vater ihn ins Buch schreiben.

Der kalte Trunk.

Wenn Gottlieb vom Spielen oder Laufen recht warm geworden war, trank er nicht sogleich, ob ihn gleich sehr dürstete; denn er hatte gesehen, daß Fritz einmal nach dem Spiele, da er recht warm war, ein Glas frisches Wasser getrunken, aber auch gleich so krank geworden war, daß seine Eltern glaubten, er würde sterben. Er lag ganzer vierzehn Tage so krank, daß er weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch sich rühren, noch sprechen konnte. Kaum war er im Stande Athem zu holen und litt viele Schmerzen.

Annehmlichkeiten des Herbstes.

Im Herbst wurden die Kartoffeln ausgegraben; Gottlieb half auflesen, und freute sich sehr, endlich wieder einmal schöne Kartoffeln zu essen. Er sang dabey immer:

Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß, wie Alabaster.
Sie dau'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Die Bäume hiengen voll Birnen, Aepfel, Pflaumen, und Gottlieb, der sie gerne aß, bekam alle

Tage etwas von den einen oder von den andern. Er hatte auch den Auftrag, alle Tage unter den Bäumen das Obst aufzusammeln, was abfiel; auch dieß machte ihm viel Vergnügen, und er war recht froh, wenn er recht viel zu seiner Mutter bringen konnte; denn, sagte er, so bin ich doch meinen Eltern nützlich.

Einmal, da ein starker Wind viele Aepfel und Birnen abgeworfen hatte, kochte die Mutter einen ganzen Topf voll, und Gottlieben schmeckte es so gut, daß er sagte: es wäre gut, wenn es immer Herbst wäre. Da holte der Vater das Buch hervor, zeigte dem Knaben die Blätter, die dieser geschrieben hatte, und fragte ihn: Wer hat dieß geschrieben? Ich, antwortete Gottlieb. Nun so lies.

Gottlieb las: Ich wünschte, daß es immer Winter wäre.

Ich wünschte, daß es immer Frühling wäre.

Ich wünschte, daß es immer Sommer wäre.

Nun Gottlieb, sagte der Vater, willst du nicht auch das hinschreiben, was du den Augenblick gesagt hast: Ich wünschte, daß es immer Herbst

wäre. Sieh, also ist jede Jahrszeit dir angenehm gewesen, jede hat dir Vergnügen gemacht. Also haben alle Jahrszeiten ihr Gutes und ihr Angenehmes.

Beschwerden der Jahrszeiten.

Vater. Du hast in allen Jahrszeiten so viel Vergnügen gefunden, mein lieber Gottlieb, daß du von jeder gewünscht hast, sie möchte immer währen. — Hast du denn nicht aber schon Kinder gesehen, welche im Winter immer frieren?

Gottlieb. O ja; da ist Nachbars kleiner Christian: der ist so frostig, daß er immer beym warmen Ofen sitzt; und wenn er einmal aus der warmen Stube kommt, zittert er wie ein Espenlaub.

Vater. Mag der kleine Christian wohl wünschen, daß es immer Winter wäre?

Gottlieb. Gewiß nicht; er spielt nicht; er ist nicht lustig; er friert.

Woher mag das kommen? Das weiß ich nicht.

Wenn du ganz nackt gehen solltest, würdest du da wohl frieren? Das denk' ich.

Du gehst doch aber immer mit blossem Gesicht und Händen. An Gesicht und Händen friert es dich

doch nicht so sehr? Nein, weil ich mit Gesicht und Händen immer blos gehe.

Richtig, die Gewohnheit macht es. Denn die Haut am Gesicht und die Haut am Leibe ist eine und dieselbe Haut, und doch ist die eine Haut frostiger, als die andere. Ja, weil die eine immer mit Zeug und Kleidern bedeckt ist, und die andere nicht.

Wenn du nun über den ganzen Leib immer so blos gegangen wärest, wie am Gesicht? Ja, da würde ich am Leibe eben so wenig, als am Gesicht frieren.

Richtig. Und da siehst du, was die Gewohnheit thun kann. Aber könntest du mir nun sagen, warum der kleine Christian so frostig ist? Weil er immer beym Ofen sitzt; nicht wahr? Aber eins muß ich dir doch sagen; er könnte die Kälte doch nicht so wie ich aushalten, wenn er sich auch daran gewöhnen wollte; denn er hat recht schlimme Hände und Füsse. Die Finger und Zehen sind ihm roth geschwollen, manchmal gar aufgebrochen. Und dann, wenn er ja einmal heraus kommt, bekommt er gleich Husten, Schnupfen und Kopfschmerzen. Der arme Junge ist recht zu beklagen.

Freylich ist er sehr zu beklagen; allein alle seine Noth kommt daher, daß er immer beym Ofen sitzt und selten in die freye Luft kommt. Seine schlimmen Hände und Füsse sind nichts, als Frost. Solltest du nur rechte warme Pelzhandschuh anziehen, die Hände oder Füsse am Ofen, oder an einem Feuer wärmen, oder mit warmem Wasser waschen, so könntest du bald eben solche Hände und Füsse kriegen, und Kopfschmerzen, Husten und Schnupfen; dazu will ich dir auch einen guten Rath geben; du darfst nur eine tüchtige Pelzmütze tragen, den Kopf brav wärmen. — Ey, ich danke! das will ich nicht. Aber was soll man denn thun, wenn man so frostig ist, wie Christian, und Hände und Füsse sind einem kalt, wie Eis?

Man muß thun, was du thust, sich rühren, sich mit Schnee reiben und waschen, die Pelzmütze wegschmeissen, und viel in die Luft gehen. Aber wenn Christianen nun der Winter beschwerlich ist, wessen Schuld ist's, des Winters oder Christians? Man kann nicht sagen, daß es Christians Schuld ist, denn gewiß er weiß es nicht. Aber sein Vater sollte es ihm sagen.

Sein Vater weiß es gewiß auch nicht, sonst würde er den Jungen nicht so halten. Es wird ihm ge-

wiß nicht angenehm seyn, ein kränkliches Kind zu haben. Du siehst aber, wie nöthig es ist, zu lernen, was gut und was schädlich seyn kann. Nun da wir Frühling haben, darf der arme Junge kaum mehr, als im Winter heraus kommen. Denn letztens, als wir die schönen Tage hatten, da spielte er mit euch; weißt du aber, wie es mit ihm kommen ist?

O ja, er kriegte den Husten, lag einige Tage im Bette und war ziemlich krank.

Und das war auch wieder, weil er sich im Winter zu warm und zu weich gehalten hatte: er war nun zu weichlich und zu schwach, er konnte die Feuchtigkeit der Erde und die Hitze der Sonne nicht ertragen. Also ist ihm der Frühling eben so unangenahm, als der Winter.

Im Sommer ist er nicht viel froher. Jeder Blitz, jeder Donner macht ihn vor Schrecken zittern, und die geringste Wolke am Himmel jagt ihm Angst ein. So ist er wieder niemals vergnügt. Wie oft wird er nicht auch krank; er erhitzt sich leicht; dann erkältet er sich, denn er kann nichts ertragen, weil er sich so weichlich hält. Er ißt Obst, ehe es reif ist, und daraus entstehen wieder allerley Krankheiten. Denn reifes Obst ist sehr gesund,

aber unreifes Obst ist sehr ungesund. Der Sommer ist also immer für ihn eine traurige und ängstliche Jahrszeit. Im Herbst geht es ihm nicht besser. Die Luft wird feucht und rauh, und diese kann er nicht ertragen. Wenn er also schreiben sollte zu jeder Jahrszeit, wie sie ihm gefällt, möchte er wohl schreiben: Ich wünschte es wäre niemals Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Und was ist Schuld daran? — Daß er und seine Eltern nicht wissen, was gut und was schädlich ist. — Die Unwissenheit ist ein grosses Unglück. Aber du könntest ihm sagen, wie er froh werden könnte; vielleicht hört er dich und wird vergnügt. Du siehst aber auch, daß man sich die Jahrszeiten angenehm und auch sehr unangenehm machen kann.

Der Vater verspricht Gustaven etwas.

Herr Sander, ein Kaufmann in Leipzig, hatte einen kleinen Sohn, der Gustav hieß. Es war ein artiger und folgsamer Knabe.

Einige Meilen von Leipzig, in der Stadt Gotha, lebte ein guter Freund von Herrn Sander.

Herr Sander sprach oft davon, daß er einmal diesen Freund besuchen wollte.

Dann nimmst du mich doch mit, lieber Vater, sagte Gustav.

Du bist noch zu klein, war immer die Antwort des Vaters.

Freylich bin ich noch klein, sagte Gustav, aber ich bin doch schon stark, und kann Kälte und Hitze vertragen.

Nun, sagte der Vater, wenn du, mein Sohn, etwas stärker wirst, und manche Beschwerlichkeit ertragen lernst, so will ich dich mit nach Gotha zu meinem Freunde nehmen. Du mußt dich bis dahin abhärten.

Wie soll ich das aber anfangen? sagte Gustav.

Warte nur, versetzte der Vater, du sollst bald sehen, wie man sich abhärtet.

Gustav wird abgehärtet.

Eines Tages im Winter gieng draussen ein kalter Wind; weisse Flocken flogen in der Luft herum, und die Dächer, Berge und Wiesen waren mit Schnee bepudert.

In Gustavs Stube war es gut eingeheitzt, und er saß ganz vergnügt an seinem kleinen Tische, und legte aus verschiedenen Hölzern ein kleines Haus zusammen.

Hu! sagte Gustav, als er den Wind pfeifen hörte, jetzt möcht' ich nicht draussen seyn; wie schön ist's hier in der Stube.

Er hatte dieses kaum gesagt, so trat der Vater ins Zimmer, und sagte: Liebes Kind, ich komme, um dich zu einem Spaziergang einzuladen.

Gustav sah den Vater verwundert an. Zu einem Spatziergange? sagte er, in einem sonderbaren Tone. Ach, lieber Vater, es ist draussen ein häßliches Wetter; ich erfriere ja.

Wenn man, wie du, zu reisen wünscht, so muß man sich auch auf häßliches Wetter gefaßt machen. Hat man sich vorher an solches Wetter nicht gewöhnt, so ist man oft übel daran.

Als dieß Gustav hörte, sprang er schnell nach seinem Hute, und war gleich zum Spazierengehen bereit. Man gieng fort.

Der Wind blies Gustaven ziemlich unfreundlich ins Gesicht; aber er machte sich nicht viel daraus. Als dieß der Vater bemerkte, sagte er: du thust wohl daran, mein Sohn, daß du dich an den Wind nicht kehrest; er härtet den Körper vortreflich ab, und macht ihn derb und stark.

Obgleich der Wind stark wehet: so genießt Gustav doch viel Vergnügen in der freyen Natur.

Herr Sander gieng mit seinem Sohne in ein Thal, das fest bey Leipzig liegt, und im Frühling und Sommer sehr schön ist.

Es heißt Rosenthal.

Im Rosenthale fließt ein kleines Flüßchen, die Aelster genannt. Es war tief gefroren.

Auf dem gefrornen Flüßchen standen viele Menschen. Was machen die vielen Leute dort? fragte Gustav.

Sie werden sich wohl auf dem Eise belustigen, antwortete der Vater, komm, wir wollen zu ihnen gehen.

Als man zu den Leuten kam, sah man viele Schlitten stehen, und bey jedem Schlitten einen Mann mit einer Stange.

Wollen sie nach Golis? riefen einige Männer Herrn Sander zu.

Nach einer Weile! versetzte Herr Sander; vorerst wollen wir uns hier ein wenig umsehen.

Auf dem Eise waren viele junge Herren, Kaufmannsdiener und Studenten; einige von ihnen hatten sich an die Füsse Schlittschuhe angeschnallt, und liefen damit so schnell und so schön, daß es eine Freude war, ihnen zuzusehen; andere glitschten mit blossen Schuhen oder Stiefeln auf dem glatten Eise herum oder schlitterten.

Gustav freute sich herzlich, daß er dieß alles mit ansehen konnte, und er dankte dem Vater, daß er ihn zu einem Spatziergange abgeholt habe.

Gustav versucht zu schlittern.

Unter den Menschen, die auf dem Eise sich belustigten, waren auch kleine Knaben von sieben, acht Jahren, die, voll Freude, entweder auf Schlittschuhen liefen, oder schlitterten.

Wie, dachte Gustav bey sich, die laufen Schlittschuhe und schlittern, und ich stehe hier müssig, und sehe ihnen zu. Ich muß doch auch versuchen zu schlittern.

Sogleich suchte sich Gustav eine kleine Schlitterbahn aus, nahm einen Anlauf und schlitterte. Da er aber noch nicht geübt darin war, so fiel er der Länge nach auf die Bahn, mit dem Kopfe in tiefen Schnee.

Er hatte sich etwas wehe gethan; aber er schämte sich zu weinen, und machte blos ein weinerliches Gesicht.

Der Vater, der dabey stand, stäubte ihm den Schnee ab und sagte: es thut nichts, daß du gefallen bist, laß dich das nicht abschrecken immer fort zu schlittern.

Das that Gustav. Beynahe eine Viertelstunde lang schlitterte er herum, und freute sich darüber sehr.

Gustav macht eine Spazierfahrt nach Golis.

Gleich hinter dem Rosenthale liegt Golis, ein kleines Dorf.

Gustavs Vater rief einen Mann herbey und sagte zu ihm: nun haben wir genug zugesehen, jetzt fahre er uns nach Golis.

Der Mann sprang schnell zu seinem Schlitten hin, und kam damit bald zu Herrn Sander zurück.

Nun, Gustav, sagte der Vater, setze dich hier in den Schlitten nieder, ich will mich hieher setzen.

Als Vater und Sohn im Schlitten sassen, setzte sich der Mann auch hinten auf, und stieß nun den Schlitten, mit Hülfe der Stange, fort, immer vorwärts hin.

Der Schlitten lief sehr schnell auf dem glatten Eiswege; Gustav wußte sich vor Freude nicht zu lassen; ehe man sichs versah, war man in Golis.

In Golis gieng man in ein Haus, wo Herr Sander für sich eine Tasse Kaffee, für Gustav aber ein Glas warmer Milch herbey bringen ließ. — Dann fuhr man wieder nach Leipzig zurück. Der Fuhrmann bekam für seine Mühe einige Groschen.

Eine andere Art von Abhärtung.

Eines Tages spazierten Gustav und sein Vater viel herum. Abends war er sehr schläfrig und sehnte sich ins Bette.

Wie herrlich wird es sich im Bette ruhen lassen, sagte er, und als es halb zehn Uhr war, küßte er Vater und Mutter, und wünschte ihnen eine gute Nacht.

Gustav trat in die Kammer, wo er schlief, aber es dauerte nur wenige Augenblicke, so kam er wieder zu seinen Eltern.

Lieber Vater, sagte er, ich weiß nicht, was das bedeuten soll; mein Bett steht nicht in der Kammer, sondern es liegt statt desselben Stroh da, auf welchem ein Kopfkissen und ein Mantel liegt.

Der Vater lächelte und sagte: Mein Sohn, wer reisen will, thut am besten, er härtet sich vorerst zu Hause ab. Auf Reisen kann man nicht immer ein weiches Bette bekommen, sondern muß oft mit einer Streue vorlieb nehmen. Wer nun daran nicht gewöhnet ist, der befindet sich dabey nicht wohl.

Ich soll mich also daran gewöhnen? fragte Gustav?

Allerdings! versezte der Vater.

Gustav gieng nun ganz ruhig in die Kammer zurück, legte sich auf die Streue nieder und deckte sich mit dem Mantel zu.

Als der Morgen da war, befand sich Gustav munter und frisch; er sprang zum Vater hin und rief ihm schon von weitem entgegen: Lieber Vater, ich habe ganz herrlich geschlafen, besser, als in meinem Federbette!

Gustav hatte bisher in Federbetten geschlafen, weil es seine Mutter so haben wollte; da ihr der Vater aber erklärte, daß dieß nicht gesund, und daß es besser sey, auf Matratzen zu liegen: so ließ sie es geschehen, daß Gustav von nun an auf Matratzen schlief und sich mit einer leichten Decke zudeckte. Er befand sich ungemein wohl dabey.

Es wird gefastet.

Ach, Mutter, wie hungert mich, sagte einmal Gustav, als er mit seinem Vater von einem weiten

ten Spaziergange nach Hause kam, werden wir bald essen?

Der Tisch ist schon gedeckt, antwortete die Mutter, und das Essen wird gleich aufgetragen.

Das ist schön! rief Gustav, und in diesem Augenblicke setzte die Köchin die Suppe auf den Tisch.

Herr Sander wurde herbey gerufen und alle setzten sich an den Tisch.

Mit vieler Freude sah jetzt Gustav, daß es heute eine gute Rindfleischbrühe mit Nudeln gebe. Es war dieß seine Lieblingsspeise.

Er machte sich die Serviette um, und wollte nach seinem Löffel greifen; aber dieser fehlte. Er sah sich auf dem ganzen Tische darnach um, aber er konnte ihn nicht erblicken.

Mutter, sagte er leise, man hat mir keinen Löffel hingelegt.

Auch mir fehlt der Löffel, sagte der Vater. Aber ich brauche auch keinen; denn ich will heute ein klein wenig fasten, und mit trockenem Brod und Wasser vorlieb nehmen. Ich thue dieß darum,

weil ich bald verreisen will, und auf Reisen trift es sich oft, daß man nichts zu essen bekommt und fasten muß. Ich will mich daher ans Fasten gewöhnen. Gustav thut dieses wohl auch.

Gustav, dessen Magen mit der Rede des Vaters nicht sehr zufrieden war, schwieg eine Weile ganz stille und machte ein bedenkliches Gesicht; doch endlich sagte er: Nun gut, ich will mit fasten. Es hungert mich freylich sehr, aber wenn du es, lieber Vater, für gut hältst, daß ich einmal nur trocknes Brod zum Mittagsmahle esse: so will ich es thun.

Gustav aß nun zu Mittag nichts, als Brod. Den andern Tag hatte er eine grosse Freude, daß es ihm gestern gelungen war, Herr über seinen Magen zu werden.

Es werden Anstalten zur Reise gemacht.

Der Winter gieng zu Ende; die Sonne schien wärmer; das Eis thaute auf; der Schnee schmolz; auf den Aeckern sah man hie und da schon die grüne Saat und auf den Wiesen das grüne Gras hervorgucken. In der Luft trillerten Lerchen, und alles freute sich auf den nahen Frühling.

Wenn der Frühling da ist, sagte Herr Sander, und wir haben schönes Wetter, so will ich die Reise zu meinem Freunde in Gotha machen.

Nicht wahr, lieber Vater, sagte sein kleiner Sohn, Gustav reiset auch mit.

Gustav reiset auch mit, antwortete Herr Sander, denn Gustav hat sich abgehärtet.

Da klatschte der muntere Knabe in die Hände, küßte den Vater, und sprang zur Mutter, um ihr zu sagen, daß er bald nach Gotha reisen würde.

Herr Sander ließ seine Kutsche, in der er schon lange nicht gefahren war, zurechte machen, und machte es mit einem Manne aus, daß er ihn in einiger Zeit mit seinen Pferden nach Gotha fahren sollte.

Der Frühling war endlich da, der Himmel heiter, die Sonne schien warm, und der Weg war schön.

Mutter, sagte eines Tages der Vater zu seiner Frau, ich denke übermorgen abzureisen; packe Gustavs Sachen, die er mitnimmt, in diesen Koffer ein.

Die Mutter holte nun mehrere weisse Hemden, Halsbinden, Strümpfe und andere Kleidungsstücke für Gustav herbey, und legte sie in den Koffer.

Gustav wußte vor Freude nicht, was er anfangen sollte. Er klatschte in die Hände, juchheite und hüpfte auf einem Beine herum. Er konnte den Tag der Abreise nicht erwarteu.

Gustav soll nicht reisen.

Den Abend vor dem Tage, an welchem Herr Sander abreisen wollte, trat er in die Stube, in welcher sich Gustav befand, der eben noch manches zur Reise zurechte machte.

Der Vater war jetzt nicht so heiter, wie sonst; auf seiner Stirne lagen Runzeln und sein Gesicht war finster.

Gustav! sagte er mit unfreundlicher Stimme, wie hast du den heutigen Nachmittag zugebracht?

Gustav stotterte: lieber Vater, es waren Herrn Willmanns Franz und Peter, und Herrn Herrmanns Fritz bey mir; wir giengen zusammen in unsern Garten und spielten hier mancherley. Die Mutter hatte uns dieses erlaubt.

Ihr spieltet? sagte der Vater unwillig. Heißt das auch spielen, wenn man so unbarmherzig ist, und Thiere martert? he?

Gustav stand da, sah zur Erde nieder, und sagte kein Wort.

O Gustav! rief jetzt der betrübte Vater aus, ich glaubte immer, du hättest ein gutes, mitleidiges Herz! ach, ich habe mich geirrt. — Was habt ihr im Garten getrieben? — Ich weiß alles. Ihr habt nach Fröschen geworfen, und euch gefreut, wenn ihr einem den Kopf einschluget.

Gustav fieng an zu weinen, und hatte nicht das Herz, dem Vater frey ins Gesicht zu sehen.

Unbarmherziges Kind! sagte der Vater wehmüthig, weißt und fühlst du nicht, daß gute Menschen nie die armen Thiere martern und ohne Noth tödten; wer dieß thut, der zeigt, daß er ein hartes Herz hat. Wie, du willst kein guter Mensch seyn? Du willst einen Gefallen an Vergnügungen finden, die sich nur hartherzige Menschen machen?

Liebster Vater, stammelte der weinende Knabe, Vergebung! Vergebung!

Du hast dich heute so aufgeführt, sagte der Vater, daß ich dich nicht mit nach Gotha nehmen kann. Du verdienst nicht mit zu reisen.

Gustav weinte bitterlich; sein Herz war noch nie so betrübt, als jetzt, und zwar aus drey Ursachen:

Erstlich, hatte Gustav etwas gethan, das nicht recht und gut ist; er hatte unschuldige Thiere gequält und getödtet. Darüber machte ihm jetzt sein Herz Vorwürfe.

Zweytens. Er hatte sich dadurch um die Liebe seines Vaters gebracht, der so väterlich für ihn sorgte, und ihn immer unaussprechlich liebte. Das schmerzte ihn sehr.

Drittens. Er sollte nun nicht mitreisen. Alles, was er mitnehmen sollte, war eingepackt, und der Tag da, an welchem der Vater abreisen wollte. Gustav hatte sich so sehr darauf gefreut, und nun sollte auf einmal diese Freude ihm genommen werden.

Schluchzend umschlang Gustav des Vaters Kniee und sagte mit herzlicher Stimme: Vater, du hast mich immer geliebt, o fahre fort mich zu

lieben; sey nicht unwillig auf mich; ich habe gefehlt: aber nie, nie werde ich diesen Fehler wieder begehen. Ach, sey nur, was du sonst warst, — sey mein lieber, guter Vater.

Gustav! sagte der gerührte Vater, wie sehr freue ich mich, daß du deinen Fehler einsiehst und versprichst, ihn nie wieder zu begehen. Ich hoffe, du wirst dein Versprechen halten und verzeihe dir dießmal. — Er nahm Gustaven, drückte ihn an seine Brust und gab ihm einen Kuß.

Der Sohn benetzte die Brust und die Hände des Vaters mit dankbaren Thränen und fühlte in seinem Herzen eine stille Ruhe, als der Vater ihm verziehen hatte.

Von dem Mitreisen sagte der Vater Gustaven diesen Abend kein Wort.

Es wird abgereiset.

Den andern Morgen hörte man vor dem Hause des Herrn Sanders ein Gerassel.

Gustav guckte wehmüthig zum Fenster hinaus.

Lieber Vater, sagte er mit trauriger Stimme, die Kutsche ist da.

Sogleich ließ der Vater die Sachen, die er mitnahm, auf das Fuhrwerk packen, zog seine Reisekleider an, und machte sich zum Abfahren bereit.

Gustav sah betrübt und hoffend den Vater an. Es traten ihm Thränen ins Auge; er näherte sich dem Vater, faßte ihn bey der Hand und sagte mit leiser Stimme: Liebster Vater, läßt du mich wirklich nicht mitfahren?

Der Vater stand einige Augenblicke stillschweigend da. Endlich sagte er: Du hast mir gestern versprochen, den begangenen Fehler niemals wieder zu begehen; du hast bisher immer dein Wort gehalten, und ich glaube, daß du dieß auch jetzt thun wirst. Merke dir folgenden Spruch, und wenn du dich wieder einmal vergessen solltest, so denke an ihn:

Aus manchem, welche Thiere quälte,
Ward oft ein grosser Bösewicht.
Der Gute quält die Thiere nicht;
Es reut ihn herzlich, wenn er hierin fehlte.

Ich habe dir den Fehler verziehen, fuhr Herr Sander fort, und nun sollst du auch mitreisen.

Die Freude, die Gustav hierüber empfand, kann nicht mit Worten beschrieben werden. Er umhalsete den Vater, küßte ihn und weinte Freudenthränen.

Als alles auf die Kutsche gepackt war, nahmen der Vater und Gustav von Frau Sander den herzlichsten Abschied. Sie wünschte ihnen eine glückliche Reise. Man bestieg die Kutsche: der Fuhrmann zog die Zügel an, gab den Pferden ein paar Hiebe, und nun rasselte man durch einige Strassen, und durch ein Thor der Stadt immer dem gothaischen Lande zu.

Ein neuer Reisegefährte.

Als die Reisenden zu dem nächsten Dorfe kamen, hörten sie hinter sich ein Gebell.

Seh Er sich doch um, was es ist, sagte Herr Sander zu dem Fuhrmann.

Es ist ein kleiner weisser Spitz, antwortete der Kutscher, nachdem er sich umgesehen hatte.

Ey, vielleicht ist es Hinz! sagte Gustav.

Der Vater sah zur Kutsche hinaus und sagte: wirklich, es ist Hinz.

O Vater, du läßt ihn doch mitlaufen? fragte Gustav bittend. Wir haben dann einen muntern Reisegefährten.

Nein, versetzte der Vater, ich kann diesen neuen Reisegefährten nicht annehmen. Er würde uns oft zur Last fallen.

Gustav wiederholte seine Bitte, aber Herr Sander blieb fest dabey, Hinz durfte nicht mitreisen.

Als man im Dorfe ankam, wurde der lustige Hinz gefangen und einem Einwohner übergeben, der ihn nach Leipzig schaffen sollte.

Man fuhr weiter; kaum war man aber eine Viertelstunde gefahren, als Hinz wieder bey der Kutsche war, freudig bellte und dadurch zu bitten schien, ihn doch auch mitreisen zu lassen. Der Mann, dem er im Dorfe übergeben worden war, hatte ihn nicht recht eingesperrt; Hinz entschlüpfte ihm.

Da Hinz nun einmal mit aller Gewalt mitkommen will, sagte Herr Sander, so soll er mitlaufen.

Damit war Gustav sehr zufrieden.

Die Reisenden sehen ein trauriges Spectakel.

Herr Sander wollte in der Stadt Merseburg einen Mann sprechen, darum machte er einen kleinen Umweg und fuhr über diese Stadt.

Als man in dieser Stadt ankam, sah man in einer Gasse einen grossen Zusammenlauf von Menschen, unter denen sich auch viele Kinder, Mädchen und Knaben, befanden.

Herr Sander wollte eben nachfragen, was dieser Zusammenlauf von so vielen Menschen zu bedeuten habe, als er einige Schritte vor sich ein junges Weib erblickte, das bitterlich weinte und jämmerlich schriee. Ihr Rücken war entblößt, und ein Mann, der hinter ihr hergieng, gab ihr von Zeit zu Zeit mit einer Ruthe derbe Hiebe auf den nackten Rücken, so, daß das Blut heraus floß.

Lieber Himmel! sagte Gustav, durch den Anblick des Weibes in Schrecken gesetzt, warum behandelt man das arme Weib so grausam!

Sie muß etwas Böses gethan haben, versetzte der Vater; ohne Ursache würde sie gewiß nicht so grausam behandelt werden. Sie bekommt den Staubbesen, und wird aus der Stadt fortgejagt.

Warum bekam das Weib den Staubbesen.

Herr Sander besuchte mit Gustav den Mann, den er in Merseburg sprechen wollte. Als er mit ihm mancherley gesprochen hatte, und nun wieder abreisen wollte, fragte Gustav, warum das Weib vorhin den Staubbesen bekommen habe?

Lieber Kleiner, antwortete der Mann, diese Unglückliche ist ein schlechtes, liederliches Weib, welches die harte Strafe, die es erlitten hat, mit allem Rechte verdient.

Als die Unglückliche noch sehr jung war, erlaubte sie sich schon, andern Menschen mancherley Kleinigkeiten zu entwenden. Ihre Mutter war eine brave Frau, und ihre Tochter wäre auch brav geworden, und hätte sicher nie den Staubbesen bekommen, wenn sie die guten Lehren befolgt hätte, die ihr die Mutter gab.

Das that sie aber nicht; sie gewöhnte sich an ein unordentliches, liederliches Leben, und erlaubte sich immer grössere Diebereyen. Ihre Mutter starb. Sie hätte leicht irgendwo einen Dienst bekommen; allein es gefiel ihr nicht zu arbeiten; sie strich also bald hier,

bald dort im Lande herum, nährte sich durch unverschämte Betteley, und, wo sie konnte, stahl sie auch.

Man hat sie schon an mehrern Orten auf Diebstählen ertappt, und sie dafür gezüchtiget; allein das half nichts. Hier in Merseburg ist sie nun zum drittenmale als Diebin erhascht worden, und die Richter sahen sich dießmal genöthigt, ihr den Staubbesen geben und sie aus der Stadt fortpeitschen zu lassen. Es wäre zu wünschen, daß sie dadurch gebessert würde; aber das glaube ich kaum; denn sie hat sich zu jung schon an das Stehlen gewöhnt, und „jung gewohnt, alt gethan.

Das sonderbare Kutsch- und Reitpferd.

Von Merseburg reiseten Herr Sander und Gustav nach der Stadt Weissenfels, und dann nach der Stadt Naumburg, wo sie eine schöne Gegend fanden.

In einem Dorfe hinter Naumburg erblickte Gustav etwas, worüber er herzlich lachte. Sieh doch, Vater, sagte er, das Kutschpferd dort, es nimmt sich gar possierlich aus. Der Vater sah hin und lachte auch.

Das Kutschpferd war ein starker Ziegenbock mit zwey tüchtigen Hörnern. Ein kleiner Knabe, der ihn lenkte, hatte ihn, da der Bock noch ganz klein war, zum Geschenk erhalten und ihn groß gezogen. Jetzt, da er groß und stark war, hatte er sich eine kleine leichte Kutsche, und für den Bock einen Zaum, einen Sattel und noch anderes Geschirr machen lassen, und pflegte seinen Halifax (so nannte er den Bock) zuweilen an die Kutsche anzuspannen, und darauf mancherley Sachen herbey zu führen.

Auf der Kutsche befand sich jetzt Holz. Der kleine Kutscher lenkte seinen Halifax recht gut, und dieser trabte ordentlich daher, wie ein Pferd. Allein es währte nicht lange, so kamen mehrere Knaben herbey gelaufen, mit denen sich der Kutscher, der Christian hieß, unterredete. Er ließ unterdessen sein gehörntes Pferd ruhig fort gehen, aber ohne darauf zu merken. Da rumpelte auf einmal die Kutsche an einen Stein und purzelte um.

Das Holz fiel herunter und Halifax rannte davon. Er ward aber bald von seinem Herrn eingeholt und auf den Platz zurückgeführt, wo

das Holz lag. Dieses wurde auf die Kutsche wieder aufgeladen und nach Hause geführt.

Als Christian zu Hause das Holz abgeladen und den Halifax ausgespannt hatte, bat ihn der kleine Fritz, ihm zu erlauben, auf das muntere Thier zu steigen und auf demselben zu reiten.

Christian erlaubte ihm dieß. Der kleine Fritz bestieg den Bock; aber Halifax ward wild, fieng an zu galloppiren und warf den schwachen Reiter ab. Er mußte selbst über den drolligten Auftritt lachen.

Noch ein sonderbares Kutschpferd.

In einem Orte, welcher an dem Flusse Saale liegt und Dorenburg heißt, kehrten die Reisenden in dem Gasthof ein, in welchem sie viele junge Herren sahen. Es waren Studenten aus Jena. Einige von ihnen unterhielten sich, andere spielten, noch andere giengen in der Stube auf und ab, und einige tranken Bier, Thee, Kaffee, oder Schokolade.

Herr Sander ließ für sich und seinen Sohn ein paar Tassen Schokolade bringen. Bis diese kamen, stellte sich Gustav an das Fenster hin und

sah auf ein altes Schloß, welches ihm gegenüber auf einem Berge stand, und auf die Saale, die einige Schritte vom Wirthshause ruhig dahin floß.

Auf einmal erblickte Gustav ein Thier, das seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Vater, sagte er, komm doch einmal her, ich sehe schon wieder ein kurioses Kutschpferd!

Der Vater kam herbey und sah das sonderbare Kutschpferd mit an. Es war ein ziemlich grosser weisser Hund, den sein Herr an einen kleinen Karren gespannt hatte, der mit Waaren bepackt war.

Das hätte ich nicht geglaubt, sagte Gustav, daß man die Hunde auch auf diese Art benutzen kann.

Das geschieht sehr häufig, mein Sohn, versetzte der Vater. Die Leute, welche Siebe verfertigen, oder die Siebmacher, fahren ihre Waaren, die nicht schwer sind, sehr oft mit Hunden von einem Ort in den andern. In manchem Lande fährt man sogar mit Hunden Schlitten; aber freylich spannt man dann deren wohl vierzig, funfzig, auch mehr an einen einzigen Schlitten.

So eine Schlittenfahrt möcht ich wohl einmal mitmachen, sagte Gustav.

Das kann einmal geschehen, wenn du Lust hast, in die eiskalten Länder, Sibirien und Kamtschatka, zu reisen. Für jetzt wollen wir vorerst eine Tasse Schokolade trinken, und dann unsere Reise in der Kutsche und mit Pferden fortsetzen.

Jena.

Jena ist eine Stadt, in welcher sich sehr viele Lehrer und Studenten aufhalten. Diese können hier alles lernen; sie werden dann Prediger, Richter, Bürgermeister, Advokaten, Aerzte u. s. w.

In Jena hatte sich Herr Sander als Kaufmannsdiener mehrere Jahre aufgehalten, und daher war ihm diese Stadt sehr lieb geworden. Er beschloß, wenigstens einen Tag daselbst zu verweilen.

Die Gegend um Jena ist schön. Herr Sander führte seinen Sohn ausser der Stadt herum, und machte ihn mit dieser schönen Gegend bekannt.

Ich will dich in das Paradies führen, sagte er zu Gustav, als die Abenddämmerung anrückte.

Ins Paradies? fragte Gustav.

Ja, mein lieber Gustav. — Man kam bald an die Saale, an welcher Jena liegt, und in einen langen Baumgang oder in eine Allee, in welcher eine Menge Studenten herum spazierten.

Diese Allee, sagte Herr Sander, heißt man das Paradies. Gustaven gefiel es hier ganz wohl. Auf der einen Seite des Paradieses liegen Gärten. In einem dieser Gärten wurde sehr schön gesungen. Gustav und sein Vater horchten auf den Gesang und hatten ihre Freude daran.

Ach mein lieber Sohn, sagte der Vater, hier an diesen Gärten bin ich einst oft herum spazieret. Viele Freuden sind mir damals zu Theil geworden. Ich hatte einen braven Freund, Namens Paul; mit dem gieng ich hier oft herum, und unterhielt mich mit ihm sehr angenehm. Den Guten werde ich wohl nie wieder sehen; denn er ist über hundert Meilen von mir entfernt.

Indem der Vater so sprach, gieng hinter einem kahlen Berge der Mond auf. Es war ein herrlicher Anblick.

Der Mann im Kahne.

Wie schön! wie schön! rief Gustav, als er den Mond aufgehen sah.

Auf einmal hörte man eine Harfe und einen Gesang, der das Spiel auf der Harfe begleitete.

Man sah sich um, und erblickte auf der ruhigen Saale einen Kahn, der auf dem Wasser sanft herum schaukelte.

In dem Kahne war ein alter Mann, mit einem kleinen Knaben. Er hielt eine Harfe in der Hand, spielte auf derselben, und sang dazu ein frohes Lied.

Mit herzlicher Freude hörte Gustav und sein Vater den Mann im Kahne; auch viele andre Menschen blieben an dem Ufer der Saale stehen, und freuten sich des Gesanges. Der Mond beschien die Erde, und dieß machte das schöne Schauspiel noch schöner.

Man rief den Mann ans Ufer. Er kam mit seinem Kahne hier an. Man sah nun, daß der arme Sänger blind war. Er erzählte, wie er um seine Augen gekommen sey.

Er sieht nichts, sagten einige zu ihm, und doch ist er so froh und heiter: woher kommt das?

Warum sollte ich mich grämen? versetzte der Mann; ich habe, so lange ich lebe, immer gesucht, redlich und brav zu seyn, dieß macht mich froh; an meinem Unglücke bin ich nicht selbst Schuld, dieß macht mich ruhig; mein Sohn ist ein folgsames, gutes Kind, dieß macht mir das Leben angenehm; wohlthätige Menschen nehmen sich meiner an, dieß bewahrt mich vor ängstlichen Sorgen; kurz, ich kann von keinem Unglücke sagen und befinde mich auf der lieben Erde wohl.

Den Umstehenden gefiel diese Rede des blinden Mannes. Jeder zog seinen Beutel und gab ihm etwas. Gustav, der einige Groschen bey sich hatte, schenkte ihm die Hälfte davon.

Solchen Menschen, sagte der Vater, muß man helfen; sie verdienen es.

Vater und Sohn giengen nun in ihr Quartier zurück.

Grosser Schrecken.

Den Tag darauf übernachteten die Reisenden in einer andern Stadt. Es war Mitternacht. Herr Sander und Gustav schliefen ruhig. Plötzlich aber wurden sie aufgeweckt. Sie hörten einen grossen Lärm in den Gassen. Feuer! Feuer! rief man. Feuer! Feuer! schallte es wieder.

Gustav fieng an zu beben und klammerte sich fest an den Vater. Ach! lieber Vater, schluchzte er, wir können unglücklich werden! wir können verbrennen! —

Herr Sander suchte ihn zu beruhigen. Beyde waren nach ein paar Minuten angekleidet. Kaum waren sie fertig, als ihr Wirth in die Stube stürzte und angstvoll ausrief: Retten Sie sich! — Das Feuer ist in der Nähe! —

Sogleich ergriff der Vater seinen Sohn, schloß ihn in seine Arme und rannte mit ihm aus der Stube. Es kam ihnen ein beissender, schwarzer Rauch entgegen. Herr Sander lief auf einen Platz, wo er ganz sicher war. Gern wäre er hingelaufen, wo es brannte, und hätte das Feuer

löschen helfen: allein die nöthige Sorge für seinen Sohn ließ dieses nicht zu.

Das Feuer wurde immer grösser, die Flammen stiegen hoch gen Himmel und viele glaubten, die ganze Stadt würde in einen Aschenhaufen verwandelt werden.

Allein so weit kam es nicht. Es liefen so viele wackre Männer an den Ort hin, wo es brannte, und suchten mit dem größten Muthe und mit Todesgefahr die Flammen zu löschen. In einer Stunde war das Feuer gelöscht; blos zwey Häuser waren abgebrannt.

Gustav wurde nun ruhig; er kehrte mit seinem Vater in den Gasthof zurück; aber diese Nacht konnten beide kein Auge mehr zuthun.

Wie entstand das Feuer?

Den Tag darauf ward eine Untersuchung angestellt, auf welche Weise das Feuer ausgekommen sey. Man brachte folgendes heraus:

Der achtjährige Knabe eines Einwohners hatte in einer Kammer Spielzeug liegen. Die Kammer war finster und er konnte dieses Spielzeug

nicht finden. Mutter, sagte er, erlaube mir, daß ich ein Licht anzünde und etwas in der Kammer suche.

Das will ich dir wohl erlauben, sagte die Mutter, aber du mußt mit dem Lichte fein vorsichtig seyn. Das versprach der Knabe, steckte ein Licht an, und gieng damit in die Kammer, wo viele Federbetten und andere brennbare Sachen lagen. Zum Unglück war er so unbedachtsam und ließ fest neben einem kleinen Schranke das Licht stehen, die Flammen griffen um sich, und so entstand die Feuersbrunst.

Als Herr Sander dieß gehört hatte, rief er Gustaven zu sich und erzählte es ihm wieder. Gustav hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Am Ende sagte der Vater: mein Sohn, auch du wünschest oft mit dem brennenden Lichte bald hierhin, bald dorthin zu gehen, und schon ein paarmal war es dir nicht recht, daß ich dir so etwas nicht erlauben wollte. Du siehst nun ein, daß ich meine guten Gründe dazu habe. Mit dem Feuer kann man nicht vorsichtig genug seyn.

Das sah Gustav jetzt mehr ein, als sonst. Er schmiegte sich an des Vaters Brust, mit den Wor-

ten: Ich will in Zukunft nie mehr unwillig werden, wenn du mir, lieber Vater, nicht erlauben willst, mit dem Lichte irgendwohin zu gehen.

Ein trauriger Anblick.

Ehe die Reisenden in Gotha ankamen, hatten sie in einem Dorfe einen traurigen Anblick. Sie sahen einen Knaben von zehn Jahren, der von einem tollen oder wüthenden Hunde gebissen und nun auch wüthend geworden war.

Der arme Knabe sah elend aus. Sein Gesicht war verzerrt, sein Auge starr, sein Blick drohend und aus dem Munde floß beständig Schaum. Er schlug wüthend um sich, knirschte mit den Zähnen und schien niemanden, auch seine Eltern nicht zu kennen. Wasser konnte er nicht ansehen.

Er war in Ketten gelegt, denn man mußte befürchten, daß er jemanden schaden würde, wenn man ihm die Freyheit liesse.

Seine Eltern weinten bitterlich. Ach, seufzte die Mutter, wie unglücklich bin ich! es ist unser einziges Kind! es war immer gut und machte

uns grosse Freude; o mein armer Sohn! mein armer Sohn!

Die Umstehenden beklagten auch das Unglück des armen Knaben, und gaben ihm das beste Lob.

Der Arzt nahm sich seiner sehr an; aber er sagte heimlich zu Herrn Sander, er glaube nicht, daß der Unglückliche wieder genesen, sondern es sey so gut als gewiß, daß er bald sterben würde.

Woher das Unglück?

Herr Sander nahm den Arzt bey Seite und fragte ihn, woher das Unglück des armen Knaben rühre?

Lieber Herr, antwortete der Arzt, das Unglück hat sich der arme Knabe durch seine Unvorsichtigkeit zugezogen.

Durch Unvorsichtigkeit? sagte Herr Sander; auf welche Weise? Erzählen Sie es uns kurz, wenn Sie Zeit haben und uns einen Gefallen erweisen wollen.

O recht gerne, versetzte der Arzt. Die Sache verhält sich so. Der Knabe, von dem wir reden,

war von jeher ein Liebhaber von Hunden. Wo er einen sah, lief er hin und machte sich etwas mit ihm zu schaffen. Daß Kinder die Hunde lieb haben, ist nichts Schlimmes; aber sie sollten nur immer hübsch vorsichtig seyn und nicht jeden Hund, den sie sehen und den sie vielleicht gar nicht kennen, berühren. Denn der Hund kann ja eben toll oder wüthend seyn und sie beissen.

Das war bey dem Knaben, von dem wir sprechen, der Fall. Vor einigen Tagen kommt ein wüthender Hund ins Dorf. Der Knabe, der ihn sieht, lauft zu ihm, streichelt ihn und wird von ihm gebissen. Gestern wurde er auch wüthend, leidet nun grosse Schmerzen und wird bald eines elenden Todes sterben.

Auf die Frage: ob der wüthende Hund, der den armen Knaben gebissen habe, getödtet worden sey? gab der Arzt zur Antwort, daß der Hund fortgelaufen wäre, so, daß man ihn nicht habe todt schiessen können.

Hinz kommt um sein Leben.

In dem nächsten Dorfe mußten die Reisenden still halten, weil ein Strang gerissen war. Herr San-

der und Gustav traten in ein Haus und assen ein Stück Butterbrod. Hinz, der auf der ganzen Reise sehr lustig war und Gustaven tausend Spaß machte, blieb vor der Thüre bey dem Kutscher.

Gustav sah zum Fenster hinaus und erblickte einen ziemlich grossen Hund, der den Schwanz hängen ließ, trübe und starre Augen hatte und traurig einher schlich.

Lieber Vater, sagte Gustav, sieh nur diesen Hund, ob das nicht derselbe ist, der im letzten Dorfe den armen Knaben gebissen hat? Er kommt mir verdächtig vor.

Der Vater sah hinaus und als er den Hund erblickte, sagte er: Das ist sicher ein toller Hund, denn so sehen die tollen Hunde aus.

In diesem Augenblicke schlich sich dieser Hund bey der Kutsche vorbey und biß den weissen Hinz, so, daß dieser stark heulte.

Um unsern Hinz ist's gethan! rief jetzt Herr Sander; er ist von dem tollen Hunde gebissen worden und muß sterben.

Als Herr Sander kaum ausgeredet hatte, sah er in einer kleinen Entfernung ein paar Männer mit Flinten, die dem wüthenden Hunde nachgiengen, um ihn zu erschiessen. Sie kamen ihm bald zuvor; stellten sich hinter die Ecke eines Hauses und als er hier vorbey kam, drückten beide ihre Flinten ab und streckten das gefährliche Thier zu Boden.

Herr Sander rief hierauf diese Männer zu sich und bat sie, auch seinen Hund zu erschiessen, weil er von dem tollen Hunde gebissen worden sey.

Gustav bat für ihn, allein der Vater sagte: er muß getödtet werden, denn sonst wird er wüthend und richtet viel Unheil an. Es ist meine Schuldigkeit, ihn erschiessen zu lassen.

Paff! — Paff! — Die zwey Flinten waren losgebrannt und Hinz lag todt in seinem Blute da.

Herr Sander gab den Männern einige Groschen und dankte ihnen für ihre Hülfe. Gustav aber war über den Verlust seine Hinzes betrübt.

Gotha.

Endlich kam man in Gotha an und stieg in dem Gasthofe zum Mohren ab.

Gotha ist eine artige Stadt, nicht so groß, wie Leipzig, aber doch so groß, daß vierzehn tausend Menschen darin wohnen können. Ein Flüßchen, Leine genannt, fließt dicht daran vorbey. Der Herzog des gothaischen Landes hat hier ein grosses, schönes Schloß, das Friedenstein heißt. Die Einwohner der Stadt sind gefällige, gastfreundschaftliche Menschen und unter ihnen giebt es sehr viele Männer, die viel gelernt haben und Gelehrte genannt werden.

Als Herr Sander mit seinem Sohne die Reisekleider mit andern vertauscht hatte, giengen beide zu dem Freunde, dessenthalben sie die Reise gemacht hatten. Man ließ sich bey ihm nicht vorerst anmelden; denn er sollte überrascht werden.

Herr Sander trat in die Stube seines Freundes. Dieser gieng ihm entgegen. Als sie sich nahe genug gekommen waren, erkannten beide einander und fielen sich in die Arme. Die Freude, die sie in dieser Umarmung empfanden, läßt sich nicht

beschreiben. Sie liebten sich innig und schon zwölf Jahre waren verflossen, daß sie sich nicht gesehen hatten. Sie konnten lange vor lauter Freude nicht recht zu sich kommen.

Der Freund des Herrn Sanders hieß Edel, und hatte zwey Knaben und zwey Mädchen. Diese nahmen den kleinen Gustav auf das liebreichste auf; dieser befand sich unter ihnen auf einmal sehr wohl, und vergaß in der Gesellschaft dieser guten Kinder den Verlust seines Hinzes.

Herr Edel stellte noch an diesem Tage ein kleines Gastmahl an, ließ seine besten Freunde dazu einladen und machte sie mit Herrn Sander bekannt.

Eine Freude kam nach der andern. Gustav befand sich dabey ungemein wohl, denn man behandelte ihn mit der herzlichsten Liebe und Freundschaft.

Am andern Tage führte Herr Edel seinen Freund und dessen Sohn herum, und zeigte ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt Gotha. Sie kamen auch in das herzogliche Schloß. Die Soldaten, welche hier die Wache hielten, waren gros-

se, untersetzte und schöne Leute, deren Kopf mit einer hohen Mütze bedeckt war. Es waren sogenannte Grenadiere.

So wie man auf dem Schlosse ankam, kam ein Grenadier und fragte, ob man sich darin umsehen wollte. Als die Frage mit Ja beantwortet worden war, bat der Soldat, ihm zu folgen.

Herr Edel mit seinen Gästen wurde in schöne Zimmer und Säle geführt. Gustaven gefiel derjenige Saal am besten, in welchem viele Herzöge und Fürsten abgemahlt sind. Ihre sonderbare Kleidung und ihre Schnautzbärte unterhielten ihn sehr angenehm.

In einem Saale sah man viele Figuren von Gips, und in einem andern verschiedene seltene Sachen, die durch Kunst hervorgebracht waren. Auch kam man in die Bibliothek, oder in den Saal, wo eine grosse Menge Bücher in Schränken aufbewahrt werden. Gustav machte weite Augen, als er so viele Bücher beysammen sah.

In der Bibliothek kam ein ansehnlicher Mann zu Herrn Sander und ließ sich mit ihm in ein

Gespräch ein. Er war sehr liebreich und nahm Sanders Herz für sich ein. Auch mit dem kleinen Gustav sprach er, und Gustaven gefielen seine scherzhaften Reden sehr. Als er wieder fortgegangen war, erfuhren die Fremden, daß dieser freundliche, liebreiche Mann der — Herzog von Gotha gewesen sey.

Aus der Bibliothek gieng man in ein unterirdisches Gewölbe und fand hier eine Menge uralte Gewehre, Kanonen, Flinten, Bogen, Spiesse, grosse Kugeln, Panzer, Helme u. s. w. Gustav sah alles mit stiller Bewunderung an.

Als man alles Merkwürdige im Schlosse besehen hatte, verließ man es. Auf dem grossen viereckigten Hofe erblickte Gustav einen schönen grossen Raben und ein paar mächtige Hunde, die Bullenbeisser genannt werden. Dieß war für ihn ein unterhaltender Anblick. So vieles hatte Herrn Sander und Gustaven auf dem Schlosse gefallen: aber nichts so sehr, als der menschenfreundliche Herzog.

Die Schwämme.

Am dritten Tage beschloß Herr Edel, seine Gäste mit der umliegenden Gegend der Stadt Gotha bekannt

kannt zu machen. Zuerst fuhr man auf einen nahen Berg, welcher Seeberg heißt. Es befinden sich auf ihm einige Gebäude, in welchen ein gelehrter Mann wohnt, der Vergnügen daran findet, die Sterne am Himmel fleissig zu beobachten. Ein Gebäude, wo dieses geschieht, nennt man eine Sternwarte. Der Mann, der die genannte Sternwarte bewohnt, ist ein geborner Ungar und nahm Herrn Edel mit den Fremden mit vieler Gefälligkeit auf.

Als man die Sternwarte besehen hatte, fuhr man weiter, und kam endlich in einem Dorfe an, in welchem man zu Mittage speisen wollte.

Es war hier eine schöne Gegend. Die Reisegesellschaft machte einen kleinen Spaziergang und bestieg einen Berg, von welchem man eine schöne Aussicht auf eine anmuthige Gegend hatte. Als man sich genug an dieser schönen Landschaft gelabt hatte, kehrte man ins Dorf zurück. Der Tisch war gedeckt und die hungrigen Gäste setzten sich um denselben herum. Die Gerichte, die aufgetragen wurden, schmeckten vortreflich.

Den Tag vorher hatte es in dieser Gegend geregnet und es waren hierauf in dem nahen Walde Schwämme zum Vorschein gekommen. Den

Reisenden wurde ein Gericht davon vorgesetzt. Herr Sander wollte zugreifen; allein sein Freund Edel hielt ihn zurück und sagte: Man ist mit den Schwämmen nicht immer vorsichtig genug; oft pflückt man giftige und kocht sie mit den eßbaren. Ehe wir die unsrigen essen, will ich untersuchen, ob keine giftigen darunter sind.

Herr Edel ließ sich nun eine Zwiebel geben und that sie unter die Schwämme, die noch warm waren. Sie wurde etwas braun und immer brauner. Das ist ein Glück, sagte jetzt Herr Edel, daß wir von den Schwämmen nichts gegessen haben: es sind giftige darunter; die Zwiebel würde sonst nicht so braun werden.

Der Wirth mußte die Schwämme wegnehmen und erhielt von Herrn Edel die ernstliche Ermahnung, in Zukunft vorsichtiger zu seyn und seinen Gästen keine giftigen Schwämme vorzusetzen.

Nach Tische fuhr man nach Gotha zurück und Herr Sander machte zu seiner Rückreise ernstliche Anstalten.

Was ist zu thun?

„O bleiben Sie noch hier! bleiben Sie noch hier! lieber Herr Sander! lassen Sie sich erbitten und

gehen Sie noch nicht fort!“ So riefen die Kinder des Herrn Edel, die nichts so sehr wünschten, als daß Herr Sander noch einige Tage bey ihnen in Gotha bleiben möchte!

Gustav wünschte das auch und bat seinen Vater, er möchte doch die Abreise noch um einige Tagen verschieben. Herr Edel und seine Frau halfen mit bitten.

Herr Sander, der gern jedermann einen Gefallen erwies, und selbst wünschte, sich noch etwas länger bey seinem redlichen Freunde in Gotha aufhalten zu können, schwieg still. Endlich sprach er: Ich will die Sache überlegen.

Jedermann glaubte nun, er werde den Bitten seiner kleinen und grossen Freunde nachgeben und Gotha den Tag darauf noch nicht verlassen. Allein man irrte sich.

In einer Stunde kam Herr Edel auf die Stube, die er seinem Freunde Sander eingeräumt hatte. Nun, lieber Freund, sagte er, wie haben Sie sich entschlossen? Nicht wahr, Sie bleiben noch ein paar Tage bey uns?

Ich kann nicht, bester Freund; ich habe nachgedacht, was zu thun sey, und da sagt mir denn meine Vernunft: laß morgen anspannen und fahre nach Leipzig zurück. Die Geschäfte, die meiner in Leipzig warten, das Versprechen, das ich meiner Frau gethan habe, an einem bestimmten Tage wieder zu Hause zu seyn, die Unordnungen, die ich verursache, wenn ich nicht zu rechter Zeit wieder in Leipzig bin und andere Umstände mehr, erlauben mir nicht, länger in Gotha zu bleiben.

Dieser Entschluß des Herrn Sanders verbreitete im Hause seines Freundes Edel eine allgemeine Traurigkeit. Den Tag darauf erfolgte der rührendste Abschied, bey welchem groß und klein Thränen vergoß.

Ein Unfall.

Der Morgen, an welchem Herr Sander vom Gotha abreisete, war sehr schön, die Luft warm, der Himmel heiter. Aber nachmittags änderte sich mit einemmale das Wetter. Es stiegen Wolken auf; es erhub sich ein rauher Wind und eine halbe Stunde darauf fieng es an stark zu regnen. Auch wurde es diesen Tag viel früher Nacht.

Herr Sander und Gustav waren freylich gegen Regen und Wind gesichert; sie sassen in einer ganz gedeckten Kutsche und konnten ruhig dem schlimmen Wetter zusehen; allein etwas war ihnen doch unangenehm. Die Nacht brach ein; es wurde finster und immer finsterer, und noch hatten sie mehr, als eine Stunde bis zum nächsten Dorfe.

Der Kutscher konnte nichts mehr sehen. Er fuhr wacker darauf los; allein es währte nicht lange, so fuhr er an einen Stein. Die Kutsche bog um und lag in diesem Augenblicke umgestürzt auf dem Boden.

Die Angst, die bey diesem Unfalle Gustav besonders empfand, kann man sich leicht vorstellen. Doch das Glück war grösser, als das Unglück. Weder Vater, noch Sohn hatten irgend einen Schaden genommen.

Was sollte man nun anfangen? Das erste, was man that, war, daß man die Kutsche aufhob und zurechte stellte. Aber jetzt machte man die traurige Bemerkung, daß etwas an der Deichsel zerbrochen sey, und man daher nicht weiter fahren konnte. Man versuchte dieses; allein es gieng nicht.

Herr Sander bedachte sich einige Augenblicke; dann sagte er zum Kutscher: bleibe er nur hier bey der Kutsche; ich will in das nächste Dorf laufen und dort Hülfe suchen.

Gustav wollte mitgehen; allein der Vater wollte ihn nicht mitnehmen, weil geeilt werden mußte.

Herr Sander machte sich auf den Weg. Gustaven war es in seiner Einsamkeit und in der pechschwarzen Nacht nicht wohl zu Muthe. Der Kutscher sprach ihm Trost zu und ermahnte ihn zur Geduld. Was konnte Gustav auch bessers thun, als mit Geduld den Ausgang der Sache abwarten? —

Es währte eine halbe Stunde und Herr Sander war immer noch nicht da; auch die zweyte vergieng, ohne daß er zurück gekommen wäre.

Dieß beunruhigte den Kutscher und besonders Gustaven. Ach, sagte dieser mit bangem Herzen, vielleicht hat mein Vater ein Unglück gehabt; doch indem er so redete, sah man von weitem Licht, welches immer näher kam.

Ha! rief der Kutscher, da kommt endlich Herr Sander und bringt Licht mit. In einer kleinen Viertelstunde war er mit einigen Männern aus dem Dorfe, die sich mit Laternen versehen hatten, bey der Kutsche. Man besichtigte sie und machte sie so zurechte, daß man wenigstens bis ins nächste Dorf damit fahren konnte.

Die Ursache, warum Herr Sander so lange ausblieb, war diese: er hatte sich verirrt und nur mit Mühe wieder den rechten Weg finden können.

Wie gut es sey, wenn man abgehärtet ist.

Man kam glücklich im Dorfe an; es war sehr klein und hatte nicht einmal einen Gasthof. Weiter konnte man unmöglich fahren. Herr Sander suchte daher bey einem Einwohner des Dorfes Nachtquartier, und fand, was er suchte.

Ein ehrlicher Bauer bot ihm mit Vergnügen seine Wohnung an und Herr Sander kehrte bey ihm ein. Gustav war sehr hungrig; allein es war nichts zu essen da. Die Frau des Wirths schlief schon und man wollte sie nicht wecken, damit sie

etwas zu essen gekocht hätte. Es war nichts anders zu thun, als sich ohne Abendessen zu Bette zu legen.

Doch auch an Betten fehlte es. Alles, was der ehrliche Bauer für seine Gäste thun konnte, war, daß er ein Bund Stroh hohlte und ihnen eine Streue machte. Da sie sehr müde waren: so legten sie sich gleich nieder. Wie gut war es, daß Gustav nicht weichlich und verzärtelt, sondern abgehärtet war! — Ruhig legte er sich auf die Streue, deckte sich mit einem Mantel zu und schlief so sanft und herrlich, wie in einem warmen Bette, ja noch sanfter und besser.

Der gefällige Wirth.

Gerne wäre Herr Sander gleich den andern Morgen abgefahren; allein dieß gieng nicht an. Die gebrochene Deichsel mußte vorerst ausgebessert werden, und dieß erforderte eine Zeit wenigstens von sechs Stunden.

Gustav hatte während dieser Zeit nicht im geringsten Langeweile. Er ließ sich von dem dienstfertigen Wirthe, bey dem er sich jetzt befand, in seinem ganzen Hause herumführen, und sich alles

zeigen. Er fand vieles, was ihm Vergnügen machte; besonders gefielen ihm die schönen Kaninchen, die er in einem Stalle fand, einige weisse Schafe, die recht munter waren und die allerliebsten Tauben, die im Hofe herum spazierten.

Der gefällige Wirth zeigte ihm auch drey schöne kleine Mopse, die nur wenige Wochen alt waren. Gustav hatte darüber eine grosse Freude. Er erzählte dem Bauer, wie er auch einen schönen weissen Spitz gehabt habe, wie er aber von einem tollen Hunde gebissen und dann erschossen worden sey.

Als der Wirth merkte, daß sein kleiner Gast ein grosser Freund von hübschen Hunden sey, nahm er ihn bey der Hand, und fragte ihn, welcher von den drey Mopsen ihm am besten gefiele?

Ey der schwarze da, sagte er, das ist meiner Meinung nach, der schönste. Nun, der soll dir gehören, sagte der Bauer; nimm ihn mit nach Leipzig und wenn er dir dort Spaß macht, so denke zuweilen an mich.

Es läßt sich leicht denken, daß Gustav eine gewaltige Freude über dieses Geschenk hatte und

dem Schenker von ganzem Herzen dafür dankte.

Nach dem Mittagsessen fuhr Herr Sander mit seinem Sohne weiter. Ihrem Wirthe dankten sie recht innig für die liebreiche Bewirthung und erinnerten sich noch in den spätesten Jahren an diesen freundlichen, dienstfertigen Landmann.

Wie schön ist es, sagte Herr Sander, wenn man so gefällig und so brav ist, wie dieser Mann!

Was mag das wohl bedeuten?

In einem kleinen Städchen, in welches die Reisenden kamen, sahen sie einen grossen Zusammenlauf von Menschen. Was mag das wohl bedeuten? sagte Gustav.

Wir wollen nachfragen! sprach der Vater.

Man fragte nach und erhielt zur Antwort, daß dort, wo so viele Leute ständen, fremde und seltene Thiere zu sehen wären.

O lieber Vater, sagte Gustav bittend, laß uns absteigen und diese Thiere sehen.

Der Vater ließ den Kutscher still halten, stieg mit seinem Sohne aus, und gieng mit ihm auf den Platz, wo die Thiere zu sehen waren.

Fremde Thiere.

Als man auf dem Platze angekommen war, sah man ein grosses Kameel, einen Bären und zwey Affen. Dabey standen ein paar Knaben und ein paar Männer, welchen diese Thiere gehörten. Einer von den Knaben blies eine Pfeife, der andere schlug eine kleine Trommel.

Das Kameel war sehr hoch und hatte auf seinem Rücken ein paar Höcker. Diese Art von Kameelen heißt man Trampelthiere; ihr Vaterland ist Asien.

Das Trampelthier gieng in einem Kreise herum; zuweilen machte es mit den Vorderfüssen einen Knicks; und als der Führer einige Worte zu ihm sagte, bog es die Kniee aller vier Füsse und senkte sich sanft auf die Erde.

Wer hat Lust aufzusteigen? rief der Führer, es geschieht ihm nichts! —

Niemand hatte Lust dieß zu thun. Endlich faßte Gustav ein Herz und ließ sich von dem Vater auf das Trampelthier setzen. Der Führer gab ein Zeichen und das Kameel richtete sich nun auf. Als dieß geschehen war, wurde einer von den Affen

losgelassen. In diesem Augenblicke kroch er sehr schnell an dem Kameel hinauf und auf Gustavs Schulter. Das sah gar possirlich aus und alle Zuschauer erhoben ein lautes Gelächter. Gustav aber saß auf dem Thiere wie ein grosser Herr.

Nach einigen Minuten machte der Führer ein Zeichen mit der Hand und sprach einige Worte dazu; da senkte sich das Kameel wieder auf seine Kniee und Gustav ward herunter gehoben.

Das Trampelthier ist ein sanftes Thier und kann sehr schnell laufen. Einen Weg, den man mit einer Kutsche mit Pferden nur in vier bis fünf Tagen zurücklegt, kann ein Trampelthier in einem einzigen Tage machen. Es nährt sich von schlechten, unnützen Gewächsen, z. B. von Disteln, Nesseln u. s. w. Es kann lange hungern und dursten. Es trinkt auf einmal sehr viel, aber dann kann es auch vierzehn Tage Durst leiden. Den Einwohnern dieser Gegenden, wo es sich aufhält, ist dieses Thier sehr nützlich. Sie nähren sich von seiner Milch, welche dick ist und gewöhnlich mit Wasser vermischt wird, wenn man sie genießt.

Der Bär und die Affen.

Nachdem das Trampelthier die Zuschauer genug belustiget hatte, ließ der Führer dasselbe still stehen, und nun mußte der Bär und die Affen ihre Kunststücke machen.

Der Bär war ein geborner Pohlake, und die Affen stammten aus Afrika.

Der Brummer Petz hatte um sein Maul eine Art von Halfter. Man nennt dieß einen Maulkorb und er dient dazu, den Bären zu verhindern, daß er nicht irgend jemanden beißt.

Petz war sehr behaart und brummte wie mancher kleine Mensch, dem etwas nicht recht ist. Er gieng auf den zwey Hinterbeinen, machte ein paar Burzelbäume, ritt auf einem Stock und machte gegen die Zuschauer plumpe Verbeugungen.

Die Affen machten den Zuschauern den größten Spaß. Der eine hatte ein rothes, der andere ein grünes Jäckchen an. Sie setzten Burzelbäume, balgten sich mit einander, tanzten herum, setzten sich Hüte auf und machten noch allerhand Possierlichkeiten, über welche die Zuschauer in ein helles Gelächter ausbrachen.

Ein paar Hasen.

Als der Bär und die Affen ihre Kunststücke gemacht hatten, öffnete einer von den Thierführern einen Kasten.

Die Zuschauer waren neugierig, was wohl in dem Kasten stecken möge? Sie wurden sehr überrascht, da sie ein paar artige Hasen erblickten.

Die Hasen waren zwar an dünne Stricke angebunden; allein nichts weniger, als wild. Sie krochen aus dem Kasten; stellten sich auf ihre Hinterbeine und giengen so in einem Kreise herum. Hierauf nahm der Führer eine kleine Trommel hervor, gab die Trommelschlägel zuerst dem einen, dann dem andern Hasen, und diese kleinen Tambours trommelten nun wacker darauf los. Das gab, besonders für die kleinen Zuschauer, eine grosse Lust.

Herr Sander gab für sich und seinen Sohn den Thiertreibern ein Stück Geld und gieng darauf zur Kutsche.

Leipzig.

Herr Sander und Gustav kamen glücklich in Leipzig an. Man hatte hier schon mit vieler Sehn-

sucht auf sie gewartet, und wie groß war daher die Freude, als man sich gesund wieder sah. Frau Sander umarmte ihren Mann und den geliebten Gustav und bewillkommte sie mit der innigsten Liebe und Herzlichkeit.

Gustav erzehlte seiner Mutter und seinen Freunden, wie es ihm auf seiner Reise gegangen sey, was er gesehen, gehört und erfahren habe. Mit Freuden zeigte er ihnen den schönen Mops, den ihm der gefällige Bauer geschenkt hatte. Er gab ihm den Namen Pimpinellus.

Gustav wuchs immer grösser und ward mit jedem Tage verständiger und besser. Er war die Freude und der Stolz seiner braven Eltern. Als er das funfzehnte Jahr erreicht hatte, fieng er an die Handlung zu lernen. Nach einigen Jahren verließ er Leipzig und gieng nach Frankfurt am Mayn, von da nach Lübeck, dann nach Hamburg, und von hier nach London, dieser ungeheuer grossen Stadt in England. Aus England kehrte er nach Leipzig zurück.

Er stiftete in seinem Leben viel Gutes; denn er hatte in seinen jungen Jahren viel Nützliches gelernt, und sich schon frühzeitig an eine gute, recht-

schaffene Aufführung gewöhnt. Als er in einem Alter von achtzig Jahren starb, weinten alle guten Menschen, die ihn kannten, um ihn.

Die kranke Mutter.

Frau Gutfeld war in einer Nacht plötzlich krank geworden; sie hatte einen heftigen Kopfschmerz, empfand einen unerträglichen Durst, den sie mit allem Trinken nicht stillen konnte und hatte abwechselnd grosse Hitze, bald so starken Frost, daß sie mit den Zähnen klapperte.

Wie ihre Kinder am Morgen aufstanden und in die Stube traten, wie wunderten sie sich, die gute Mutter im Bette zu finden und vor dem Bette den Arzt zu sehen, der nach allem fragte, was die Krankheit angieng!

Bist du denn krank, liebe Mutter? fragte Elise, die älteste Tochter der Frau Gutfeld, und die Mutter nickte statt der Antwort mit dem Kopfe.

Der Arzt verordnete einen Trank, den Frau Gutfeld einnehmen sollte. Bey seinem Weggehen sagte er zu den Kindern, daß sie ja stille seyn und keinen Lärm und Getöse machen möchten; denn

das alles würde sonst der Mutter empfindlich seyn, weil sie starkes Kopfweh hätte.

Ach wir wollen gern stille seyn, sprach Elise, wenn die Mutter nur wieder gesund wird! —

Ich will mein Steckenpferd und meine Trommel wegstellen, wills gleich in die Kammer thun, sagte Alexander; und die kleine Marie sprach: ich will gewiß nicht lärmen!

Die Krankheit der guten Mutter dauerte einige Wochen. In dieser Zeit lernten die Kinder einsehen, wie nöthig ihnen die Mutter sey, woran sie vorher kaum gedacht hatten. Da sassen Elise, Alexander und Marie oft den ganzen Vormittag, ehe sie ordentlich angezogen wurden; denn der Vater hatte oft nothwendige Geschäfte ausserhalb des Hauses, und die Magd war ebenfalls mit Arbeiten beschäftigt, die sich nicht aufschieben liessen. — Das Frühstück, das Mittagsbrod und das Abendessen kamen selten zu rechter Zeit auf den Tisch; denn niemand wußte alles so gut anzuordnen und einzurichten, wie die Mutter; niemand wußte so genau, wo jede Sache aufgehoben war, und im ganzen Hause war eine Unordnung und eine Unruhe,

welche alle bemerkten; — selbst der Vater war nicht im Stande, das zu verhüten, so sehr er sich auch um alles bekümmerte, und überdem war er auch so traurig und niedergeschlagen.

Wenn die Kinder sonst etwas haben oder etwas wissen wollten, so wandten sie sich gleich an die Mutter; aber an wen sollten sie sich jetzt wenden? Der Vater hatte entweder für die Mutter zu sorgen, oder mit seinen andern Arbeiten zu thun, und die Magd nahm sich ihrer sehr wenig an.

Da wünschten nun die Kinder herzlich, daß die Mutter bald, bald wieder gesund werden möchte. Elise schlich sich an das Bette und fragte leise: was machst du Mutter? Alexander saß ganze Stunden auf einem Orte ganz stille und Marie nahm ihr Stühlchen, trug es ans Bette der Mutter hin, setzte sich darauf, legte ihr Köpfchen auf das Bette und fragte: Stehst du bald wieder auf, liebe Mutter?

Die Mutter konnte nur wenig antworten, so schwach war sie. — Sie streichelte und liebkosete die Kinder mit ihrer matten Hand, und sah sie traurig an.

Eines Tages war die Mutter kränker, als sonst; der Vater war viel betrübter, und der Arzt hatte bedenklich den Kopf geschüttelt. Da ließ Frau Gutfeld alle ihre Kinder ans Bette kommen und sagte mit schwacher und oft unterbrochener Stimme:

Kinder, ich werde vielleicht sterben und dann wird euch niemand wieder so lieb haben, wie ich; ausgenommen der Vater. Ach! seyd doch ja hübsch folgsam und lernt alles Gute, und thut niemals etwas Böses — und denkt fleissig an Gott, der nur die guten Menschen lieb haben kann. Versprecht mir das, Kinder!

Die Mutter streckte ihre Hand aus, indem sie das sagte, — und die Kinder beugten sich über die Hand der Mutter wehmüthig nieder, benetzten die liebe Hand, die sie so oft gepflegt und gewartet hatte, mit ihren heissen Thränen und konnten von lauter Schluchzen kein Wort sagen.

Viel trauriger, als die übrigen Tage, gieng dieser Tag den Kindern vorüber. Mehreremale kam der Arzt, befühlte den Puls, fragte, ob sich etwas geändert hätte in der Krankheit, und sagte

weiter nichts, und der Vater kam fast keinen Augenblick von dem Bette der Mutter weg; auch die folgende ganze Nacht wachte er an ihrem Bette.

Dieß war die glückliche Nacht, in welcher die Krankheit der Mutter nachließ. Erst hatte sie einige Stunden in dem heftigsten Schweisse gelegen, dann war sie eingeschlafen und schlief bis an den Morgen. Die Kinder waren schon früh um ihr Bette versammelt und warteten auf den Augenblick ihres Erwachens. — Der Vater hatte ihnen weiter nichts sagen können, als daß die Mutter gut und ruhig geschlafen habe.

Die Mutter erwachte. Wie ist dir, Mutter? fragten Vater und Kinder zugleich. Gottlob, antwortete die Mutter, Gottlob, ich habe schön geschlafen; mir ist um vieles besser!

Das war der erste fröhliche Tag nach so vielen traurigen. Der Vater sah heiter aus; die Mutter sprach mehr; der Arzt sagte, wie er kam: nun denk' ich, soll alles gut gehen; die Kinder sprachen schon lauter mit einander und die Todtenstille, die in dem Hause bisher gewesen war, hörte auf.

Mit jedem Tage wurde die Mutter sichtbar stärker und vergnügter, und wie sie zum erstenmale wieder aus dem Bette gieng, was hatten da alle für eine Freude! Vater und Mutter und Kinder schienen einander tausendmal lieber zu haben, als vorher. — Nun kam wieder Ordnung und Fröhlichkeit in das Haus und die Kinder sassen von jetzt an nie mehr so stumm und traurig, als bisher.

Die Messe.

Schon lange hatten Herrn Müllers Kinder gewünscht, eine Messe zu sehen, und der Vater hatte ihnen versprochen, sie einmal mitzunehmen, wenn es gut angehen würde; und das nächstemal, da er auf die Messe reisete, war er schon im Stande, sein Wort zu halten.

Die Kinder hatten sich wunderliche Vorstellungen von einer Messe gemacht und waren, bis zu ihrer Ankunft auf derselben, nur damit beschäftigt, an die Menschen und unbekannten Dinge zu denken, die sie etwa sehen würden.

Je näher sie auf dem Hinwege der Stadt kamen, in welcher die Messe gehalten wurde, desto mehr wurde ihre Neugierde gespannt. Es

begegneten ihnen immer mehr und mehr Menschen, mit Bündeln und Packen auf dem Rücken, welche von der Messe zurückkamen, oder erst dahin giengen, und es wurden die Strassen immer lebhafter durch die Kutschen und Wagen, welche zur Messe fuhren oder schon dort gewesen waren. So grosse Wagen mit so vielen Pferden hatten sie noch niemals gesehen; — es waren manche mit 6 und 8 und 10 Pferden bespannt.

Unter andern wunderte sich Ludwig über einen Wagen, der mit 6 starken Pferden bespannt war, und nur sehr wenig aufgeladen hatte, und doch fast langsamer fuhr, als die andern. Das müssen faule Pferde seyn! rief Ludwig aus; die haben gar nichts zu ziehen, und gehen nicht einmal so schnell, als die übrigen.

Ey, warum denn faule? fragte der Vater; meinst du denn, daß sie nicht eben so schwer zu ziehen haben, als die andern?

Ludwig meinte, daß könnte gar nicht möglich seyn, die andern hätten den Wagen bis oben voll, und bey diesen wäre der Wagen nur unten ein Bischen beladen.

Das wird sich zeigen, antwortete der Vater; wir wollen doch den Fuhrmann fragen. — Was hat er denn geladen, guter Freund? fragte der Vater den Fuhrmann. Eisenwaaren, war die Antwort.

Ludwig schämte sich ein wenig, daß er nicht gleich darauf gefallen war, daß der Mann sehr schwere Sachen geladen haben müßte.

Ehe sie an die Stadt kamen, wurden sie noch von verschiedenen armen Menschen angebettelt. Unter diesen war ein unglücklicher Krüppel, dem beyde Füsse fehlten.

Ach, der arme Mensch! riefen die Kinder, und besonders bedauerte ihn Caroline. Aber sie wunderte sich noch mehr, wie schnell derselbe mit seinen Händen der Kutsche nachkommen konnte, die doch gar nicht langsam fuhr, da er bemerkte, daß man ihm eine Gabe geben wollte. Wie ist das möglich? rief Caroline; der Mann lauft mit seinen Händen fast hurtiger, als ich mit meinen Füssen.

Lerne daran, erwiederte der Vater, wie weit man es durch Uebung bringen kann!

Nach wenigen Minuten kamen sie in der Stadt an. — Es war den Kindern ganz sonderbar zu Muthe, wie sie ausstiegen aus dem Wagen, und das Gewühl der vielen Menschen ansahen, das Drängen von ganzen Haufen Volks und die künstliche Art, mit welcher Andere auszubeugen oder sich durchzuwinden wußten, und das Rufen und Schreien der Fuhrleute und Träger, das Rasseln der Wagen und Kutschen hörten und allenthalben alles lebendig und in Bewegung fanden. Die kleinen Leute, die aus ihrem stillen Landstädtchen kamen, waren von dem allen ganz betäubt, und wiewohl sie sonst ziemlich beherzt waren, so liessen sie hier doch den Vater nicht aus den Augen und hielten sich dicht an ihn an, um ihn in dem Gedränge nicht zu verlieren.

In der ersten Stunde sahen und hörten die Kinder nur. Es waren so vielerley Dinge da, die sie noch nie gesehen hatten, so vielerley Menschen mit wunderbaren Trachten und Bärten; und es gieng alles so schnell vor ihnen vorüber, daß sie keinen einzigen Gegenstand so lange betrachten konnten, als sie gewünscht hätten. Sie wußten nicht, was sie eigentlich ansehen sollten, und sie

vergassen sogar, den Vater über irgend etwas zu fragen.

Erst nach und nach, wie sich die erste Betäubung ein wenig verloren hatte, wurde ihnen alles deutlicher und heller, und nun wurde auch der Vater mit mancherley Fragen bestürmt, die er ihnen theils gleich beantwortete, theils nachher zu beantworten versprach.

Die meisten Strassen wurden durchgegangen. — Sie schienen aus lauter Buden zu bestehen und auf den grossen und freyen Plätzen schloß sich ebenfalls Bude an Bude an. Hier waren in einer Bude die feinsten Zuckerwaaren von Konditoreyen und Pfefferkuchen aller Art; dort waren ganze Reihen von Buden voll von Eisenwaaren, von Tüchern, von baumwollenen und seidenen Zeugen, von Bändern; dort standen alle Arten der schönsten und reinsten Glaswaaren, grosse Spiegel, noch einmal so groß, als die Kinder; da wieder fanden sie lauter Leinwand, weisse und gewürfelte, oder gestreifte, Lederwaaren, Holzwaaren und viele andere Dinge.

Die Kinder waren ganz bezaubert von allen den Herrlichkeiten. Vater, sagten sie, da sie mit

ihm auf seiner Stube, die er sich in einem Gasthofe hatte geben lassen, allein waren und frühstückten, Vater, das sind gewaltig viele Waaren! Sollte man es doch nicht glauben, daß so viele Sachen gemacht werden könnten!

Und doch, antwortete der Vater, habt ihr wahrscheinlich wohl nur den kleinern Theil der Waaren gesehen!

Ja, sagte Caroline, die sind aber doch nicht hier, die sind in andern Städten.

O nein, hier in dieser Stadt, erwiederte der Vater. — Das schien den Kindern unglaublich, aber der Vater gab ihnen die Versicherung, daß sie sich nachher selbst davon überzeugen würden, wenn er sie noch einmal durch die vorzüglichsten Strassen führen würde.

Aber nun sag uns auch, Vater, fieng Karl an, wer die wunderlichen Leute waren, deren Kleider fast wie Schlafröcke aussahen, und hatten närrische Mützen auf; manche hatten auch gelbe Pantoffeln an, manche aber hatten grosse Bärte und rauhe Mützen und Stiefeln, und sahen recht schmutzig aus.

Das sind alles Leute, antwortete der Vater, die weit herkommen und hier Waaren zum Verkauf herbringen, und andere dagegen wieder einkaufen und in ihre Heimath mitnehmen. Die schmutzigen, die du meinst, sind Juden, die aus einem Lande kommen, welches sonst Pohlen hieß, und daher heissen sie noch pohlnische Juden, und die andern sind Leute aus der Türkey, Griechenland und Siebenbürgen.

Ludwig meinte, wenn sich einer von diesen Leuten in ihrem Städtchen sehen liesse, so würden ihm alle Leute nachsehen, und hier hätte er gar nicht bemerkt, daß sich jemand über dieselben gewundert hätte.

Das ist leicht zu errathen, warum man sich hier nicht über die Trachten dieser Leute wundert: man sieht sie so oft; und da Menschen aus verschiedenen Ländern hieher auf die Messe kommen, so gewöhnt man sich an alle Trachten.

Gewölbe, Stockwerke.

Der Vater machte nun einen zweyten Gang und die Kinder waren sehr begierig, wo die übrigen Waaren noch seyn sollten, von welchen der Vater

gesagt hatte. Sie erstaunten, als sie jetzt der Vater hinter den Buden wegführte, — denn vorher war er mit ihnen mitten auf den Strassen, zwischen den beiden Reihen Buden hindurch gegangen — und nun Gewölbe an Gewölbe fanden, in welchen eine Menge Leute beschäftiget waren, mancherley Waaren aus- und einzupacken, zu kaufen und zu verkaufen. Alle Arten von Waaren, welche die Kinder nur kannten, fanden sich hier in grosser Menge, und darunter gerade die kostbarsten, von denen sie vorher in den Buden nichts wahrgenommen hatten; Gold- und Silberarbeiten, sehr feine Stahlwaaren, kostbare, in Gold eingefaßte Steine, Uhren von mannigfaltiger Verschiedenheit, Dosen, Ringe u. d. gl. mehr.

Tausend! tausend! sagte Ludwig einigemale ganz stille vor sich hin, das sind herrliche Sachen! —

Nun glaubten es die Kinder, daß sie vorher die wenigsten Waaren gesehen hätten.

Aber, Vater! wie ist das nur zugegangen, fragte Caroline, daß wir vorhin davon nichts wahrgenommen haben?

Natürlich genug, antwortete dieser; ihr hattet eure Augen auf die Buden gerichtet; wenn wir jetzt wieder durch die Strassen giengen, so würdet ihr die Gewölbe so gut bemerken, als ich vorhin.

Vorgesehen! vorgesehen! schrie auf einmal der Mann, welcher auf einer Trage mit noch einem andern ein ziemlich kleines Stückchen trug. Sie sprachen die Worte so kurz und schnell, daß sie Herr Müller erst seinen Kindern erklären mußte, so wenig hatten sie dieselben verstanden. Na, sagte Caroline, der brauchte auch nicht so zu schreien: er thäte besser, er nähme sein Säckchen unter den Arm und trüge es ganz still, wohin er sollte; der andere wäre dabey wohl ganz überflüssig, sollte ich denken!

Sieh nur die Leute recht an, sprach der Vater; du wirst wohl sehen, daß es ihnen recht sauer wird, so klein auch das Stückchen ist!

In der That sahen sie es recht deutlich, wie schwer die Leute trugen und wie ihnen der Schweiß in grossen Tropfen die Stirne herabrollte. Doch konnten die Kleinen nicht begreifen, was doch in dem Säckchen wäre, das so viel Gewicht hätte, bis

ihnen der Vater sagte, daß es Goldmünzen seyn würden.

Jetzt bemerkte Caroline, daß fast überall, in dem zweyten Stockwerke der Häuser, schwarze Tafeln vor den Fenstern hiengen, worauf etwas mit weissen grossen Buchstaben geschrieben war; sie wollte gern wissen, was das zu bedeuten hätte? Wie verwunderte sie sich, als sie hörte, daß auch in diesen Zimmern noch Kaufleute wären, die auf den Tafeln ihren Namen und zugleich auch, womit sie handelten, hätten aufschreiben lassen.

Also auch da noch Waaren? sagte Ludwig. — Aber das ist doch recht hübsch, setzte er nach einigen Augenblicken hinzu; wenn man da zu jemanden will, so kann man sich allein finden, ohne daß man erst nachzufragen braucht, wenn man sonst nur die Strasse ein wenig weiß, in welcher er wohnt.

Sie gehen in den Keller um zu essen.

Unter dem Herumlaufen und Plaudern war die Zeit zum Mittagessen stark herbey gerückt und Herr Müller sowohl, als seine Kinder fühlten ziemlichen Hunger.

Der Vater hatte sich vorgenommen, in einem Keller zu essen, und das gab für die Kinder die Veranlassung zu einer neuen Verwunderung. Was mag doch der Vater da in dem Keller wollen? dachten sie; aber sie waren nicht wenig überrascht, als sie die Stufen der Treppe hinunter waren und mehrere Zimmer voll Menschen sahen, welche an langen Tischen sassen und assen. Sie erstaunten über die vielen Lichter, die auf den Tischen brannten; Lichter am hellen Tage, meinten sie, sey doch ein närrisch Ding, eben so närrisch, als daß die Leute hier unter der Erde wohnen.

Der Vater fragte einen von den Aufwärtern, was es zu essen gebe, und mit einer ungemeinen Schnelligkeit nannte dieser wohl acht Gerichte. Nun, was wollt ihr davon am liebsten essen? fragte der Vater; aber weder Ludwig, noch Caroline hatten das mindeste von dem verstanden, was der Aufwärter sagte. Der Vater mußte also wählen.

Wir werden wohl ein wenig warten müssen, ehe wir zu essen erhalten; denn es sind gar zu viele Leute hier, sagte Ludwig zu dem Vater, — und Caroline meinte, so ein Aufwärter könne

unmöglich alles behalten, was so viele Leute verlangten, da würden wohl alle Augenblicke Irrungen vorgehen; — aber in wenigen Minuten wurde ihnen das Essen gebracht und zwar richtig die Gerichte, welche der Vater gefodert hatte.

Wie sie sich gesättigt hatten, so hatten die Kleinen keine Lust länger hier zu bleiben. Die eingesperrte Luft wurde ihnen drückend und das Getöse von den Essenden, das Geklirre der Messer, Gabeln, Löffel, Gläser und Teller, wurde ihren Ohren eben so zuwider, als der blendende Glanz der Lichter ihren Augen.

Damit die Kleinen doch etwas länger ausruhen könnten, so ließ der Vater sich in seinem Gasthause Kaffee machen, und auf seine Stube bringen; aber die kleinen Menschen versicherten, daß sie so wenig müde wären, daß sie gerne gleich wieder mitgehen wollten; überdieß wünschten sie sehr ihre mitgenommene Sparpfennige loszuwerden, für welche sie dem kleinen August und Gottlob, die zu Hause geblieben waren, einige Spielsachen einkaufen wollten.

Der Vater gieng mit ihnen zu einer Bude, in welcher lauter hölzerne Spielsachen waren; —

meisten-

meistentheils sehr künstlich geschnitzte Thiere — Ochsen, Pferde, Ziegen, Vögel und Frösche; aber auch Menschen und andere Sachen. Die Kinder sahen alle diese schönen Sachen mit grosser Freude an, — sie wußten gar nicht, was sie auswählen sollten; was sie zuletzt ansahen, das gefiel ihnen am meisten. Zugleich fürchteten sie auch, ihr Geld möchte wohl nicht hinreichen, nur ein Stück von den herrlichen Dingen zu bezahlen. — Endlich fiel Caroline auf eine Kuh, an welcher das Kalb knieend sog, und Ludwig auf einen Budel, welcher ein Körbchen in der Schnauze hatte; — und wie sie erst den geringen Preis hörten, welchen der Verkäufer foderte, da war ihre Freude und ihr Erstaunen gleich groß. Mit wenigen Groschen waren die beiden Stücke bezahlt und so behielten sie das meiste Geld im Beutel.

Wie können die Leute das nur so wohlfeil geben? fragten sie den Vater, als sie mit ihm vor das Thor gekommen waren. — Der Vater erzählte ihnen, daß die meisten von diesen Waaren von den Bewohnern gebirgiger Gegenden, in langen Winterabenden gemacht würden, — und daß sie, durch lange Uebung, eine ungemeine Fer-

Bayerische Staatsbibliothek München

tigkeit darin erhielten, Menschen und Thiere aus weichem Holze auszuschneiden. Vorzüglich, sagte er, kommen die meisten dieser kleinen Sachen aus Tyrol. Von den Einwohnern dort kaufen sie andere, welche blos damit handeln, und diese haben den meisten Vortheil von diesen kleinen Waaren.

Jetzt fiel es den Kindern erst auf, daß sie vor dem Thore waren. Vater, sagten sie, giebt es hier etwa auch noch etwas zu sehen?

Freylich, anwortete dieser; seht ihr nicht die vielen Kutschen dort hinten, die Pferde, die dort geritten werden, und die Buden, die dort stehen. Die Kutschen sind zum Verkauf hieher gebracht; die Pferde sind aus ihren Ställen herausgezogen und werden nun besehen, oder auch wohl zur Probe geritten und sind ebenfalls zu verkaufen.

Und die Buden, lieber Vater! fiel Caroline ein; was ist denn in den Buden?

Der Vater antwortete nicht weiter, als: kommt nur; ihr werdet es schon sehen! und gieng gerade auf die Buden los. Die Kinder wunderten sich, daß diese Buden viel grösser wären, als die in der Stadt und daß sie fest zugemacht wären. Wol-

len denn, sagten sie, diese Leute nichts verkaufen? Der Vater hatte sich indessen alle diese Buden genau besehen und auf einmal gieng er auf eine derselben los, bezahlte dem davor stehenden Mann einiges Geld und gieng mit den Kindern hinein.

Welch ein Anblick für die Kinder! Lauter fremde Thiere waren in der Bude, grosse und kleine, vierfüssige und Vögel. Keinen Laut, kein Wort konnten die Kleinen anfangs vor Erstaunen und Freude hervorbringen. Da stand ganz am Ende ein ungeheures Thier, welches den Kindern an seinem Rüssel uud seinem ganzen Bau gleich kenntlich war — es war ein Elephant. Erst nach und nach hatten die Kinder so vielen Muth, daß sie sich näher zu demselben hinwagten und sich von seinem Rüssel berühren liessen, mit welchem er allerhand seltsame Bewegungen machte. Sie erschracken bey seinem Geschrey, welches dem Geschrey eines Esels und eines Schweins ähnlich war, und sie konnten anfangs das Maul nicht entdecken, welches unter dem Rüssel verborgen war.

Neben dem Elephanten waren mehrere Thiere in Kasten, die mit eisernen Stäben sehr gut verwahrt und innwendig mit Eisenblech ausgeschla-

gen waren. Alle diese Thiere sahen so schön und so grimmig aus; — es waren ein Löwe, ein Tiger, ein Luchs, einige Leoparden und noch einige andere. Mehrere Affen waren blos an Ketten angeschlossen, ohne in einem Kasten zu stecken; — andere waren ebenfalls in Kasten. Alle waren in Bau und Farben verschieden. Neben ihnen standen die Vögel — der Geier mit seinem nackten Halse und mit dem Federring am Halse, welcher, nebst dem Adler und einigen andern in Kasten sassen; viele kleine Vögel, die in Käfigen waren, und alle durch einander sangen und zwitscherten, und viele Papageyen, unter welchen der sogenannte indianische Rabe die schönsten Farben hatte, aber das widrigste Geschrey.

Die Kinder wußten nicht, wohin sie sich wenden, was sie zuerst, was sie zuletzt besehen sollten, — alles gefiel ihnen, eines fast so sehr, wie das andere. Sie wandten sich bald da, bald dort hin. Jetzt schrie der Elephant; — jetzt schauckelte sich der indianische Rabe in seinem Ringe, in welchem er hieng; dann fieng der Löwe an, an den eisernen Stäben zu rasseln; dann stand der Tiger wieder auf, oder wurde von dem Manne mit einer

eisernen Stange aufgestört; dort fletschte ein Affe die Zähne; — überall sahen die Kinder hin, und erst nach einer vollen Stunde hatten sie sich satt gesehen.

Auf einem andern Wege gieng Herr Müller nun zu seinem Gasthofe zurück. Er kam an eine Strasse, in welcher die Kinder vorher noch nicht gewesen waren. Hier war ein Gedränge von Wagen und Pferden, und Caroline glaubte gar nicht, daß sie da durchkommen könnten. Wie nur, sagte Ludwig, alle die Fuhrleute auseinander kommen mögen!

Recht gut! antwortete der Vater, die Leute sind daran gewöhnt und ihre Pferde ebenfalls; du siehst, wie still und ruhig sie stehen. Alle Fuhrleute und Pferde wissen sich so geschickt durchzubringen, daß bey allem Gedränge doch selten jemand beschädigt wird.

Auch der Vater kam mit seinen Kindern recht gut durch das Gedränge in seinem Gasthofe an, und erklärte nun denselben, daß die Fuhrleute in dieser Strasse deswegen so häufig wären, weil in

derselben die meisten Wirthshäuser lägen, wo sie mit Wagen und Pferden einkehren könnten.

Gerne hätten die Kinder noch den grossen Riesen und die kleine Zwergin gesehen, die auf der Messe waren, aber dem Vater fehlte die Zeit, sie hinzuführen. Er hatte noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die er der Mutter mitbringen wollte, und alsdann sollte es wieder nach Hause gehen.

Nach einer Stunde gieng es wieder fort. — Die Kinder baten den Vater nicht, länger zu bleiben; denn sie wußten, daß es ohnehin geschehen wäre, wenn er Zeit gehabt hätte.

Auf dem Rückwege hatten die Kinder noch eine grosse Menge Fragen, die der Vater alle beantworten mußte; noch mehr aber hatten sie bey ihrer Ankunft zu Hause der Mutter und den kleinen Brüdern zu erzehlen. Diese waren sehr vergnügt über den Budel und über die Kuh mit dem saugenden Kalbe, welche sie ihnen mitbrachten.

Spät und sehr müde legten sich die beiden Kinder zu Bette. Beym Einschlafen war es ihnen, als hörten sie das Getöse noch vor ihren Oh-

ren, als giengen die fremden Türken und Siebenbürger vor ihnen vorüber und als ständen sie in der Bude voll ausländischer Thiere; und wie sie eingeschlafen waren, so stellten sich ihnen im Traume alle Dinge von dem verflossenen Tage wieder vor.

Die Pflaumen.

Albert, Gottlieb, Eleonore und Louise hatten jedes einen Dreyer und wollten sich Pflaumen dafür kaufen. Louise, die Jüngste, erbot sich die Pflaumen zu holen.

Louise ist schon auf dem Wege nach den Pflaumen, da begegnet ihr eine Frau, die ein kleines Kind in einem armseligen, schlechten Mantel trug.

Die Frau jammerte Louisen. Sie sahe so bleich und so abgezehrt aus und schlich den Weg so langsam und schwankend daher, daß Louise wohl merkte, sie müsse sehr krank seyn.

Das Kind im Mantel sahe eben so bleich und so krank aus, wie die Frau, und Louise sahe es mitleidig an.

Die Frau redete Louisen an. Ich bin sehr arm und krank, sagte sie mit bebender Stimme; wollen Sie mir nicht etwas schenken? — ach nur etwas für mein kleines Kind!

Louise nimmt die vier Dreyer, für welche sie Pflaumen kaufen sollte, und giebt sie der Frau. Ich habe nicht mehr, sagt das Kind schüchtern und wird roth dazu.

Ach, das ist viel! sagt freudig die Frau und dankt Louisen gar vielmal.

Louise dreht sich um und geht mit leerem Körbchen zurück.

Da bringt Louise die Pflaumen! rufen ihr die Kinder entgegen, als sie die Stubenthür aufmacht. Komm, Louise, wir wollen austheilen!

Louise kommt in die Stube herein; die Kinder sehen, daß der Korb leer ist. Was heißt denn das? fragen sie; hat denn die Frau keine Pflaumen mehr?

O ja! Pflaumen wohl noch genug! antwortete Louise. Ich merke es, sagt Eleonore, — du siehst so roth aus; du hast das Geld verloren!

Nein, ach nein! spricht Louise.

Die Kinder können nicht begreifen, warum sie keine Pflaumen bringt, wenn noch genug zu haben sind und das Geld nicht verloren ist.

Louise erzehlt nun, was ihr begegnet sey. Ach, setzt sie hinzu, und wenn es ein Thaler gewesen wäre, ich hätte ihn der armen Frau geben müssen, so dauerte sie mich!

Das hast du recht gemacht; das hast du recht gemacht! sprachen Gottlieb und Eleonore — wir können ein andermal Pflaumen essen!

Recht gemacht? sagte der verständige Albert. Recht hat sie es nicht gemacht.

Nicht? antwortete Gottlieb, soll sie denn einer so armen Frau nichts geben?

Ey, erwiederte Albert, sie kann ihr geben, was sie will, aber nur nicht anderer Leute Geld. Louise durfte der Frau nur einen Dreyer geben, die übrigen Dreyer waren unser!

Die Kinder waren nicht mit Alberten einstimmig. Sie meinten, man könne doch eine so arme Frau nicht gehen lassen; man müsse ihr doch geben, was man könne; das kleine Kind habe vielleicht

wohl gehungert; und sie wünschten, es wäre viel mehr gewesen, was Louise gegeben hätte!

Der Vater kam jetzt dazu. Die Kinder erzählen ihm, worüber sie mit Alberten nicht einig werden können und bitten ihn, zu sagen, wer Recht habe?

Vater. Wenn die Mutter jetzt Louisen einen Groschen giebt, ihr Zwirn dafür zu holen, wem gehört der Groschen?

O, sagten die Kinder, der gehört der Mutter.

Vater. Wenn er der Mutter gehört, so gehört er nicht Louisen. Darf sie ihn denn nun verschenken? — Darf man verschenken, was einem Andern gehört?

Der Vater brauchte nicht weiter zu sprechen; die Kinder sahen schon jetzt ein, daß Albert Recht habe.

Lieber Albert! sprach Louise; ich will dir deinen Dreyer wiedergeben, und den andern auch, sobald ich Geld habe.

Wiedergeben? antwortete Albert. — Du denkst, ich bin geitzig! Nein, so war es gar nicht gemeint. Den Dreyer nehme ich gewiß nicht.

Wer von euch hat noch Geld? fragte Albert. — Keiner hat noch etwas; sie hatten jedes nur einen Dreyer gehabt.

O das ist mir lieb, sagte Albert; ich habe noch einen Groschen; dafür will ich euch nun mit Pflaumen tractiren!

Die Kinder freuten sich über die Güte des Bruders und lobten ihn. Aber so eben sieht Louise ihre arme Frau auf der Strasse kommen. Da ist die arme Frau! ruft sie und die Kinder eilen ans Fenster.

Allen dauerte die kranke, matte Frau. Ach Gott, sagte Albert, die kann ja kaum gehen! — Sollen wir den Groschen vernaschen? setzte er nach einigen Augenblicken hinzu.

Nein! nein! riefen die Kinder alle, lieber der kranken Frau geben!

Hurtig holt Albert seinen Groschen und lauft der Frau nach. Die Kinder sehen ihm durchs Fenster zu. Jetzt rufen sie, jetzt hat sie ihn!

Albert kommt vergnügt zurück und alle freuen sich, wiewohl sie heute zweymal die Hoffnung auf Pflaumen verloren hatten.

Bey Tische muß man sich anständig betragen.

Lieber Vater! rief der kleine Wilhelm, nicht wahr, du nimmst mich mit zu Herrn Wagner?

Vater. Ich will die Sache überlegen.

Wilhelm. O überlege sie doch bald, lieber Vater! und überlege sie so, daß ich mitkommen kann. Bitte! Bitte! —

Vater. Nur Geduld, mein Kind! du weißt, ich sehe es nicht gerne, wenn Kinder ungeduldig sind und die Zeit von irgend etwas nicht erwarten können.

Wilhelm schwieg nun still, und sein Vater gieng aus der Stube. Herr Wagner hatte Wilhelms Vater mit noch einigen andern Freunden zu sich zu einem Mittagsmahle gebeten und ihn ersucht, seinen kleinen Sohn mitzubringen. Dieser war sehr gerne bey Herrn Wagner, weil dessen kleine Söhne seine guten Freunde waren, und er in ihrer Gesellschaft immer viel Vergnügen fand. Er wünschte daher auch dießmal sehr, bey ihnen und bey dem Gastmahle zu seyn, welches Herr Wagner seinen guten Freunden geben wollte.

In einer Viertelstunde kam Wilhelms Vater wieder auf seine Stube zurück. Wilhelm sprang ihm entgegen und sagte: hast du die Sache überlegt, lieber Vater?

Ja, mein Kind, sprach der Vater, ich habe die Sache überlegt. Ich nehme dich mit, wenn —

Herrlich! herrlich! rief Wilhelm; sollst Dank haben, lieber Vater, schönen Dank!

Liebes Kind, sprach der Vater, du hast mich nicht ausreden lassen; ich wollte sagen, daß ich dich mitnehmen will zu Herrn Wagner, wenn du mir vorher etwas versprichst.

Sage nur schnell, lieber Vater, sprach Wilhelm, was willst du, daß ich dir verspreche? Alles, alles will ich versprechen, was du verlangst.

Vater. Du bist mit deinen Versprechungen sehr freygebig. Wenn du willst, daß ich dich zu Herrn Wagner mitnehmen soll, so mußt du mir versprechen, dich bey Tische anständig zu betragen.

Wilhelm wurde im Gesichte roth; denn er wußte wohl, daß er sich zuweilen bey Tische nicht

anständig genug betrage. Lieber Vater, sagte er beschämt, was muß ich denn alles thun, um mich bey Tische anständig zu betragen?

Wenn du ein wenig darüber nachdenkst, sprach der Vater, so wirst du es bald wissen, was zu einem anständigen Betragen während des Essens gehört. Ich will dir die Sache mit einigen Beyspielen erklären.

In meiner Jugend habe ich einen Knaben gekannt, Namens Eduard; dieser war in keiner artigen Gesellschaft wohlgelitten. Wenn er zu Tische kam, brachte er gewöhnlich schmutzige Hände, ein unreinliches Gesicht und einen ungekämmten Kopf mit, so daß ihn jedermann nur mit Eckel ansehen konnte. — Glaubst du, Wilhelm, daß Eduard anständig war?

Wilhelm. Nein, lieber Vater. Anständige Menschen erscheinen bey Tische mit gekämmten Haaren, reinem Gesichte, reinen Händen und Kleidern.

Vater. Dieser Eduard hatte die Gewohnheit, so wie er bey Tische ankam, sogleich in die Schüssel zu gucken, um zu sehen, was es zu essen gebe? was hältst du davon, Wilhelm?

Wilhelm. Das war von Eduard unartig und unanständig.

Vater. Eduard konnte es oft nicht erwarten, bis er etwas von dem Essen bekam. Er sah gierig, wie ein hungriger Wolf, nach dem Vater hin, der die Speisen austheilte, und rief ihm oft zu, daß er ihm doch auch Suppe, oder Fleisch, oder Gemüse geben sollte. Heißt man das ein anständiges Betragen bey Tische?

Wilhelm. Nein, Vater! Kinder müssen hübsch ruhig warten, bis beym Austheilen der Gerichte die Reihe an sie kommt und sie ihren Theil erhalten; das hast du mir oft gesagt.

Vater. Dieser unartige Eduard aß nun auch das, was er erhielt, auf eine Art, die ihn nicht beliebt machen konnte. Den Löffel hielt er ganz unten mit der ganzen Faust fest und schluckte die Suppe oder das Gemüse so schnell hinunter, daß man hätte glauben sollen, Eduard habe mehrere Tage Hunger gelitten. Auch schmatzte er dabey so, wie gewisse schmutzige Hausthiere. Wenn er das Fleisch aß, so packte er es oft mit seinen unreinen Händen, anstatt Gabel und Messer zu gebrauchen. Was hältst du von Eduard, Wilhelm?

Wilhelm. Fi! Eduard war sehr unanständig.

Vater. Du hast recht; Eduard war unanständig und unartig; daher befand man sich in seiner Gesellschaft nicht wohl und ließ ihn dieß deutlich merken. Nach und nach legte Eduard seine Unarten ab und wurde ein anständiger Knabe, den man wohl leiden mochte. — Nicht weit von unsrer Stadt soll auch ein Knabe, Namens Fritz, wohnen, der sich bey Tisch zuweilen unartig aufführt. Dieser Fritz ist unter andern sehr vorlaut, das ist, er läßt zu oft seine Stimme hören, will immer am meisten reden und stört durch sein Geschrey und Geschwätz die Unterhaltungen der Tischgesellschaft. Ist dieß wohl anständig?

Wilhelm wurde im Gesichte über und über roth. Denn auch er war bey Tische oft vorlaut, wollte zuweilen nur allein sprechen und mischte sich in Gespräche, die er nicht verstand.

Der Vater fuhr fort: der unartige Fritz, von dem ich dir erzähle, hat auch die üble Gewohnheit, daß er bey Tische mit dem Stuhle, auf welchem er sitzt, oft herumwackelt. Einmal stürzte er mit demselben so stark, daß aus dem Mund und der Nase das Blut hervorströmte. Auch soll er

zuweilen bey Tische mit seinen Händen auf dem Kopfe herumwühlen, und sich die Zähne während des Essens mit den Fingern putzen.

Wilhelm. Das ist zu arg. Ich möchte nicht gern an seiner Seite speisen; denn er würde mir allen Appetit benehmen.

Vater. Dabey hat er die Unart an sich, mit demjenigen, der bey ihm sizt, Zänkereyen anzufangen, oft seinen Platz zu verlassen, sich mit beiden Händen auf den Tisch zu legen, unordentlich zu sitzen, sich immer das größte Stück Fleisch auszusuchen, Andere mit Brodkugeln zu bewerfen, unanständige Spässe zu machen, überlaut zu lachen, seine Kleider zu begiessen und zur unrechten Zeit, nämlich wenn noch alle bey Tische sitzen, sich den Mund auszuspülen.

Wilhelm. Ein unartiger Patron!

Vater. Sieh, mein Sohn, vor dergleichen Unarten bey Tische muß sich jeder Mensch in Acht nehmen; alles, wodurch wir guten, verständigen und anständigen Leuten unleidlich werden, müssen wir unterlassen und immer höflich und anständig seyn.

Wilhelm. Du sollst sehen, lieber Vater, daß ich mich bey Herrn Wagner anständig betragen werde. Nimm mich nur mit.

Vater. Du sollst nun mitgehen, Wilhelm; denn ich weiß, du hältst, was du versprichst.

Wilhelm hatte darüber eine grosse Freude. In zwey Stunden besuchte er mit seinem Vater Herrn Wagner, empfand bey ihm viel Vergnügen und kehrte erst spät abends nach Hause zurück. Sein Vater gab ihm das Lob, daß er sich anständig betragen habe. Darüber hatte Wilhelm eine grosse Freude; denn es macht einem guten Kinde immer viel Vergnügen, wenn seine Eltern oder andere verständige Menschen mit seiner Aufführung zufrieden sind.

Der gute Karl.

Karln pflegt man gewöhnlich das gute Kind zu nennen. —

Warum? — Weil er viele gute Eigenschaften hat. —

Und welche gute Eigenschaften hat er denn? —

Karl ist folgsam; was ihm verständige Menschen sagen, das thut er.

Karl ist verträglich; er fängt nie Zänkereyen an, wenn er sich unter seinen Kameraden befindet.

Karl ist ordentlich; er steht früh 6 Uhr auf, kleidet sich dann schnell an, kämmt und wäscht sich und spühlt sich den Mund aus. Seine Sachen läßt er nie zerstreut herum liegen, sondern legt jede an ihren bestimmten Platz; seine Arbeiten verrichtet er zur gehörigen Zeit.

Karl ist fleissig; denn Müssiggang liebt er nicht, sondern macht sich immer etwas zu thun. Jeden Tag sucht er etwas Neues zu lernen.

Karl ist sehr gefällig und dankbar, und wenn er etwas Gutes thut, so thut er es im Stillen und will nicht dafür belohnt seyn.

Schon in deinen Knabenjahren
Mußt du dich, mein kleiner Freund!
Vor der Lüsternheit verwahren;
Denn das ist ein arger Feind.

Ich bin mit meiner Arbeit fertig, liebes Väterchen! rief Doris ihrem Vater, Herrn Quittenbaum, zu.

Ich auch! ich auch! riefen Arnold und Sophie, verliessen den Arbeitstisch und versammelten sich um den Vater.

Nun, so zeigt mir doch, was ihr gearbeitet habt.

Alle sprangen fort und holten ihre Arbeiten.

Sieh, Vater! sprach Arnold, das ist der Brief, den uns der Lehrer heute zu machen aufgegeben hat.

Das ist der blaue Beutel, den ich für Arnold gestrickt habe, sprach Doris.

Und hier ist das Schnupftuch, versetzte Sophie, welches ich säumen mußte.

Der Vater betrachtete die Arbeit eines jeden genauer und war damit zufrieden; nur bey Arnolds Briefe sagte er: du schreibst zu kalt, nicht herzlich genug.

Väterchen, rief hierauf Doris, nicht wahr, du erzählst uns jetzt was? O ja! Väterchen! riefen alle, erzähl' uns was!

Seht mir nur die Kinderchen an; sprach der Vater, die wollen nur immer was erzählt haben.

Arnold und Sophie, was habt ihr denn in den Händen?

Arnold und Sophie lächelten und sagten ganz leise: es ist etwas für den Gaumen. Wir haben uns heute von den Italiänern ein Viertelpfündchen gebrannte Mandeln gekauft.

Haha! ihr Zuckermäulchen! rief der Vater; eure Zähne werden endlich kohlschwarz werden, und es wird ein Glück seyn, wenn ihr den Magen nicht auch durch die ungesunden Leckerwaaren verderbt. Das wissen die Kinder gut, daß Vater das Zuckerbackwerk nicht leiden kann; und doch kaufen sie sich welches, wenn er den Rücken wendet.

Ach! liebes Väterchen! sprach die schalkhafte Sophie, werde nur nicht böse auf uns; es sieht gar nicht gut aus, wenn du die Runzeln an der Stirne und die Augenbraunen zusammenziehst. Du wirst sehen, ich esse kein Bischen von den Mandeln, während du erzählst. Ich will sie hier auf den Tisch legen.

Ich auch! sagte Arnold; hier sollen meine liegen bleiben.

Nun erzähle, lieber Vater! sprach Doris, die sich kein Zuckerwerk gekauft hatte.

Weil du, Doris, mich bittest, versetzte der Vater, so will ich euch ein kleines Geschichtchen von einem lüsternen Knaben erzählen.

Ach, Vater! rief Sophie, das erzählst du gewiß, uns damit zu necken.

J! so laß doch den Vater erzählen, sprach Doris. Vater weiß schon, was? und warum er's thut? Wem's juckt, der kratzt sich.

Herr Quittenbaum erzählte hierauf den Kindern folgende Geschichte.

Der lüsterne Knabe.

In der grossen Stadt London, die in England liegt, lebte einst ein reicher Kaufmann, Namens William Bedford. Der hatte ausserordentlich viele Schätze und einen einzigen Sohn, der Heinrich hieß. Weil nun der Vater viel Geld und nur einen Sohn hatte: so liebte er diesen übermässig; aber er liebte ihn nicht vernünftig. Er ließ dem lustigen Heinrich allen Willen, und was Heinrich begehrte, das bekam er.

Weil Heinrich alles bekommen konnte, so begehrte er auch alles, woran ihm etwas gelegen war. Besonders gewöhnte er sich so sehr an Naschwerk, daß er ohne dasselbe kaum leben konnte. Erblickte er etwas Wohlschmeckendes: so wässerte ihm gleich der Mund darnach; er ruhte nicht eher, als bis er etwas davon bekam. Seine Lüsternheit oder Leckerhaftigkeit wuchs mit jedem Tage und sie wurde ihm endlich zur andern Natur. Nach und nach wurde er der lüsternste Knabe in ganz London. In seinen Taschen steckten fast beständig verzuckerte Mandeln, Apelsinen, Schokoladeguß, Buscuit, verzuckerte Pomeranzenschaalen und wer weiß was noch für andere Leckerwaaren.

Heinrich sah blaß aus; nicht so gesund wie manche Kinder.

„Mit Backen frisch und roth, daß kaum der Apfel röther blinkt.“

Auch waren Heinrichs Zähne schwarz und die vordersten angefressen; sie sahen recht häßlich aus. Die bleiche Gesichtsfarbe und die schwarzen, verdorbenen Zähne hatte Heinrich den Zuckersachen zu verdanken, die er so häufig aß.

Uebrigens hatte Heinrich viele gute Eigenschaften und es war recht Schade, daß seine Lüsternheit diese guten Eigenschaften verdunkelte. Wie gut wäre es gewesen, wenn er mit dem Gelde, welches er für Naschwerk ausgab, Nothleidende unterstützt hätte.

Herr William Bedford schickte sich einmal an, eine Seereise zu machen. Heinrich bat ihn sehr, ihn doch mitzunehmen. Ich bin ja schon 12 Jahre alt, sprach er, und im Stande, die Unannehmlichkeiten zu ertragen, die mit einer Seereise verbunden sind. Herr Bedford, der seinen Sohn ungemein liebte und ihm fast keine Bitte abschlagen konnte, versprach, ihn mitzunehmen.

Darüber hatte Heinrich eine gewaltige Freude. Er lief noch diesen Tag zu allen seinen Kameraden und erzählte ihnen, daß er nächster Tagen mit seinem Vater eine Seereise machen werde. Auch gieng er noch an diesem Tage zu einem Conditor und ließ sich mehrere Pfunde Zuckerwaaren abwiegen.

Endlich kam der erwünschte Tag, an welchem die Reise vor sich gehen sollte. Heinrich konnte

die ganze Nacht nicht schlafen, und morgens vier Uhr war er schon angekleidet und reisefertig.

Um zehn Uhr vormittags bestieg Heinrich mit seinem Vater das Schiff, und nach einer Stunde fuhren sie ab. Es wurden Kanonen losgeschossen; auf dem Schiffe flatterte eine schöne grosse Fahne und Heinrich wußte vor Freude sich nicht zu fassen. Er sprang in der Kajüte oder in der Stube des Schiffes herum, drückte seinem Vater die Hand und wiederholte oft die Worte: o wie herrlich ist's zur See zu reisen!

Doch, am andern Tage sprach Heinrich nicht mehr so; denn er bekam die Seekrankheit. Es wurde ihm übel; sein Kopf schwindelte; er verlor den Appetit und mußte sich vielmals übergeben. Ohne Bewußtseyn lag er da und nur nach vier Tagen wurde es ihm etwas besser.

Man war schon zwölf Tage auf der offenen See, als man von weitem ein Schiff erblickte. Das Schiff kam näher, und da es so nahe war, daß man es genau sehen konnte, überfiel alle ein Schrecken; man machte alle Seegel auf, und wollte sich schnell von diesem Schiffe entfernen. Allein

es gieng nicht. Das fremde Schiff war ein Raubschiff oder ein Kaper, voll Seeräuber.

Alle, die auf Herrn Bedfords Schiffe waren, also auch Herr Bedford selbst und sein Sohn wurden von den Seeräubern gefangen. Herr Bedford wurde auf dem Räuberschiffe gefährlich krank. Heinrich rang die Hände und weinte, aber damit konnte er seinem Vater nicht helfen.

Eines Tages erblickten die Seeräuber in der Nähe ein kleines Schiff; sie winkten und schrieen, und das kleine Schiff kam herbey. Es sassen darinn schwarze Menschen mit schneeweissen Zähnen. Die Seeräuber nahmen Herrn Bedford und noch andere Kranke und verkauften sie sehr wohlfeil an die schwarzen Leute.

Heinrich wollte sich von seinem Vater nicht trennen; er schrie, weinte und bat mit gefalteten Händen, ihn mit dem Vater mitzulassen; er klammerte sich fest an ihn: aber das half nichts. Die Räuber rissen den Sohn vom Vater und übergaben Herrn Bedford den Schwarzen.

Heinrich wollte sich vor Betrübniß ins Meer stürzen; aber man hielt ihn zurück, band ihm Hän-

de und Füsse, und befestigte ihn mit einem Strick von Bast in einem Winkel des Schiffes.

Nach ein paar Tagen landete das Schiff, das heißt, es kam an den Ufern des festen Landes an. Alle Gefangenen wurden gebunden aus dem Schiffe aufs Land getrieben. Hier versammelten sich viele Menschen, von welchen die armen Gefangenen genau betrachtet, und, einer nach dem andern, gekauft wurden.

Heinrich kam in die Hände eines türkischen Kaufmanns, Namens Selim. Dieser Selim hatte gegen 50 Sklaven, welche Reis und Zuckerrohr bauen und noch viele andere beschwerliche Arbeiten verrichten mußten. Nun war wohl Selim kein harter Mann; aber der Aufseher über die Sklaven war desto strenger. Wenn ein Sklave etwas versah, so bekam er von dem Aufseher mit einer Peitsche immer derbe Hiebe. Heinrich fühlte diese oft. Er bekam gewöhnlich nichts anders zu essen, als Reis in Wasser gekocht. Er wurde dieser magern Speise bald überdrüssig. Der Aufseher ließ immer für sich etwas Bessers zurechte machen. Heinrich war sehr lüstern nach den Speisen des Aufsehers und er konnte sich oft nicht enthalten,

sie heimlich zu kosten. Aber diese Näschereyen zogen ihm zu verschiedenenmalen harte Züchtigungen zu. Ach! sagte er dann gewöhnlich, wenn ich mich doch schon in meiner ersten Jugend an schlechte Kost gewöhnt, wenn ich doch schon in meinen Kinderjahren mich vor der Lüsternheit und Naschhaftigkeit in Acht genommen hätte! Die verwünschte Lüsternheit zieht mir jetzt so viele Leiden zu! —

Heinrich war nun jetzt drey Jahre in der Gefangenschaft, und er wünschte sich oft den Tod, so elend gieng es ihm. Sein Herr, Selim, hatte ihn einigemale beobachtet, und sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Heinrich gab verständige Antworten. Dieß gefiel dem Selim; noch mehr aber wurde Selim für Heinrichen eingenommen, als er die Zeichnungen sah, die Heinrich in seinen Erholungsstunden verfertigt hatte. Selim beschloß, Heinrichen in sein Haus zu nehmen und ihn nicht als Sklave zu behandeln.

Eines Tages wurde Heinrich zu Selim gerufen. Als er vor ihm erschienen war, redete ihn Selim folgendermassen an: Heinrich! ich habe mit Vergnügen gesehen, daß du mehr Verstand hast, als die meisten meiner erwachsenen Sklaven, und

daß du die Kunst verstehst, mancherley schöne Bilder zu entwerfen. Mein Herz hat dich deshalb liebgewonnen. Du darfst hinführo nicht mehr unter den übrigen Sklaven wohnen. Gleich neben meiner Stube ist für dich ein Zimmer bereitet; du kannst es noch heute beziehen.

Heinrich wurde bis zu Thränen gerührt, er fiel seinem Herrn zu Füssen, umfaßte seine Kniee und benetzte sie mit Thränen. O, rief er aus, mein Herr! du machst mich zu einem glücklichen Menschen! der Himmel segne dich dafür!

Heinrich, versetzte darauf Selim, sey du mir nur immer treu, so soll es dir bey mir wohlgehen. Du wirst folgende Geschäfte zu verrichten haben. Erstens wirst du alle Abende das Geld zählen, welches in meine Kasse gekommen ist, und alles in ein Buch einschreiben; dann wirst du meine zwey kleinen Söhne täglich im Zeichnen unterrichten.

Wer war jetzt froher als Heinrich. Er bezog noch am nämlichen Tage sein Zimmer, und abends speiste er mit seinem Herrn an einer Tafel. Er aß jetzt zum erstenmale etwas Ordentliches; besonders schmeckte ihm der Palmwein herrlich, den er zu trinken bekam.

Des andern Tages hatte er etwas auf der Stube seines Herrn zu verrichten. Selim war gerade nicht da. Als Heinrich sich in der Stube umsah, erblickte er einen Teller voll Feigen. Heinrich, der seine Lüsternheit noch nicht ganz abgelegt hatte, bekam grossen Appetit nach diesen Feigen. Aber sein Herz sagte ihm, daß er nichts heimlich entwenden dürfte. Doch die Feigen stachen ihm zu sehr in die Augen und sahen zu appetitlich aus. I was ist denn um ein paar Feigen, dachte Heinrich, zwey mehr oder weniger, dein Herr nimmt es dir gewiß nicht übel, wenn du ein paar davon versuchst. Heinrich ließ sich von seiner Lüsternheit überwältigen und nahm drey Feigen von dem Teller, kehrte auf sein Zimmer zurück und verzehrte sie mit gutem Appetite.

Die Lüsternheit hatte Heinrichen einen fatalen Streich gespielt. Denn als sein Herr auf seine Stube kam, langte er nach dem Teller, worauf die Feigen lagen. Sie waren, wegen ihres ausserordentlichen Wohlgeschmacks, aus einem entfernten Lande geholt und theuer bezahlt worden. Selim wollte einem Freunde damit ein Präsent machen. Er zählte sie und fand, daß drey daran fehlten. Dar-

über wurde er sehr unwillig und rief Heinrichen zu sich: Hast du etwa drey von diesen Feigen genommen? fragte er zornig. Heinrich war aufrichtig und gestand es.

Ha! schäme dich, junger Mensch! rief Selim. Ich habe dich vor den andern Sklaven ausgezeichnet, und du bist schon jetzt in den ersten Augenblicken deines Glückes so undankbar und bestiehlst mich.

Heinrich weinte und versicherte, daß er die Feigen nicht genommen haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, sein Herr werde sich nicht viel daraus machen. So bist du wenigstens, erwiederte Selim, ein leckerhafter Mensch, der über seine Lüsternheit nicht Herr werden kann. Und das sind mir verhaßte Menschen. Man kann nie Zutrauen zu ihnen haben. Ihre Lüsternheit reißt sie zur Verschwendung und andern Fehlern hin. Sie sind auch in ältern Jahren noch schwache Kinder ohne Herz, ohne Muth, ohne Selbstbeherrschung. Wisse, lüsterner Mensch, daß du dich durch deine Naschhaftigkeit um mein Zutrauen gebracht hat. Ich kann dir nichts anvertrauen; denn der, der sich nicht enthalten kann, Feigen zu entwenden,

kann sich vielleicht auch nicht enthalten, Geld zu entwenden, besonders wenn er dessen bedarf, um seine lüsternen Begierden zu befriedigen. Meine Kinder kannst du auch nicht unterrichten; denn du könntest sie mir leicht verderben und zu lüsternen Menschen machen. Du gehst jetzt gleich wieder hin, wo du zuvor warest und verrichtest mit den übrigen Sklaven deine Arbeit.

Das war ein harter Schlag für Heinrichen. Er sollte nun wieder sein voriges Elend empfinden, und welch eine Schande, wieder unter diejenigen zurückzukehren, vor denen er vor einigen Stunden ausgezeichnet worden war. Doch es mußte geschehen und Heinrich befand sich nun wieder in einer traurigen Lage.

So unangenehm Heinrichen dieser Vorfall seyn mußte: so war er ihm doch sehr nützlich. Er gewöhnte sich von nun an, Herr über seine Begierden zu werden und seine Lüsternheit abzulegen. Weil es ihm Ernst damit war, so gelang es ihm; und da dieses Selim bemerkte, freute er sich darüber, ließ Heinrichen vor sich kommen und übergab ihm die Geschäfte, die er ihm vor einem halben Jahre auch angewiesen, aber wieder abgenommen hatte.

Nach drey Jahren kehrte Heinrich nach London zurück, und welche Freude! er fand seinen lieben Vater hier noch am Leben. Herr Bedford war durch einen glücklichen Zufall aus den Händen der schwarzen Seefahrer befreyet worden, und kam nach vielen überstandenen Gefahren wieder in England an.

Heinrich lebte nun glücklich. Er hatte in seiner Noth gelernt, Herr über seine Begierden zu seyn, und deshalb achtete und liebte ihn jedermann, der ihn kannte.

Vater! sagte Sophie, als er auserzählt hatte, Vater! du sollst sehen, daß ich hinfort nicht mehr so lüstern seyn, sondern meine Begierden beherrschen werde. Es ist gar zu schön, wenn man zu sich sagen kann: Ich bin Herr über meine sinnlichen Begierden!

Auch ich will Herr über mich werden, sagte Arnold, und wenn mir der Mund nach Leckerbissen wässert, will ich nur an Heinrich Bedford und an das denken, was Selim gesagt hat. Wirklich

der Türke war gescheut, das hätt' ich nie in einem Türken gesucht.

O, es giebt unter den Türken viele vernünftige und wackere Männer! sagte der Vater. Was eure Vorsätze betrift, lieben Kinder! so muß ich sie sehr billigen. Thut nur, was ihr euch vorgenommen habt; dann wird euch jedermann noch einmal so lieb haben, und ihr werdet selbst mit euch viel zufriedener seyn. Die Lüsternheit ist ein Feind der menschlichen Ruhe und Zufriedenheit; den Feind muß man besiegen, und wohl dem, der ihn besiegt! —

Vater! sagten Arnold und Sophie, wir *wollen* die gebrannten Mandeln nicht wieder haben, die hier auf dem Tische liegen. Der Vater nahm die Mandeln und legte sie in einen Schrank. Die Kinder übten sich fleissig in der Enthaltsamkeit: sie fasteten zuweilen, und liessen oft eine Pastete und einen wohlschmeckenden Kuchen stehen, der sie anlächelte. In einiger Zeit waren Doris, Arnold und Sophie die enthaltsamsten Kinder im ganzem Städtchen.

Valentin Weber, der Leichtsinnige.

Im obersächsischen Kreise lebte einmal ein Knabe, Namens Valentin Weber. In dem Städtchen, wo er wohnte, war er der lustigste, aber auch der leichtsinnigste Junge. Er hatte ein gutes Gedächtniß und begriff alles sehr leicht, was man ihm erklärte; auch fehlte es ihm nicht an witzigen Einfällen, und er wäre der liebenswürdigste Knabe gewesen, wenn er sich nur gewöhnt hätte, alles, was er that, vorerst zu überlegen und nicht ohne Verstand in die Welt hinein zu handeln. Aber gerade daran fehlte es dem Valentin; er that nichts mit Ueberlegung; sondern was ihm einfiel, das mußte sogleich ausgeführt werden, ohne daß er vorher darüber nachdachte, ob es auch recht, gut und rathsam sey.

Valentin mußte oft die nachtheiligen Folgen des Leichtsinnes erfahren, ohne daß er dadurch verständiger gemacht wurde. Einmal gieng er mit mehrerern Freunden in ein kleines Dorf, wo sehr viele Pflaumen wuchsen, die Valentin sehr gerne aß. Er wollte sich deren mit seinen Freunden um ein paar Groschen kaufen, und einen Theil davon seinem kleinen Bruder, Fritz, bringen. Man war

schon eine gute Stunde gegangen, da rief Valentin voller Freuden: haha! da guckt ja das liebe Dörfchen zwischen lauter Bäumen hervor! lustig, meine Brüder! lustig! in einer Viertelstunde sind wir da und schmausen zuckersüsse Zwetschen.

Alle freuten sich. Kameraden! rief Valentin, das Beste ist, wir gehen nicht auf dem geraden Wege, sondern machen ein linksum kehrt euch! wir kommen dann auf jene Wiese; dort ist's weicher zu gehen, und wir kommen auch viel eher ins Pflaumendorf. Das wäre schon recht, sagten die Uebrigen; aber die Wiese soll sehr naß seyn, auch soll es auf derselben Stellen geben, wo der Boden locker ist und wo man leicht einsinken kann.

Aber darauf merkte der leichtsinnige Valentin nicht. Ey! rief er, so geht ihr immer auf dem Wege, ich für mein Theil springe über die Wiese weg und bin gewiß eine halbe Viertelstunde eher an Ort und Stelle, als ihr. Er hatte dieß kaum ausgeredet, so machte er ein paar Luftsprünge und lief auf die Wiese. Wenn er aber hier nur vorsichtig gewesen wäre! Allein sein Leichtsinn erlaubte es ihm nicht, um sich zu sehen. Kaum war er ein paar Minuten vor sich hin galloppirt, als er

plötzlich in ein Loch voll Wasser oder in einen Schwappelbauch bis an sein spitzes Kinn versank.

Seine Kameraden, die dieß gesehen und sein Geschrey, welches er erhob, gehört hatten, eilten herbey und zogen ihn mit vieler Mühe aus dem Loche. Er war nicht nur völlig durchnäßt; sondern sah auch sehr schmutzig aus.

Was war nun zu thun? Hätte er ein wenig darüber nachgedacht: so würde er ins Dorf gegangen, sich daselbst ausgezogen und gewartet haben, bis die Kleider trocken geworden wären. Allein da das Nachdenken seine Sache nicht war, so machte er sich, nachdem man ihn aus dem Sumpfe gezogen hatte, sogleich auf die Beine und lief davon, immer den Städtchen zu, woher er gekommen war.

Vergebens riefen seine Kameraden ihm nach, er sollte lieber ins Dorf kommen; Valentin hörte nicht darauf, sondern lief wie ein Hase davon. Durch seinen Leichtsinn hatte er sich nicht nur um die Pflaumen gebracht, auf die er sich so innig freute; sondern er wurde auch ausgelacht, als er in seinem bemahlten Anzuge daher gezogen kam,

und seine Eltern gaben ihm noch obendrein einen harten Verweis.

Nichts war Valentinen unausstehlicher, als wenn man ihm ernsthafte Ermahnungen gab. Für diese hatte er gar kein Ohr, und sie fruchteten bey ihm so wenig, als wenn man sie einem Tauben gegeben hätte. Das war sehr schlimm, und seine Eltern und Lehrer betrübten sich oft darüber. Man konnte nicht sagen, Valentin habe ein böses Herz; aber gut konnten verständige Menschen ihm nicht werden. In den Lehrstunden äusserte sich sein Leichtsinn auch sehr oft; er lachte und plauderte darin fast alle Tage und wenn ihm der Lehrer eine Erinnerung gab, so machte er ein Späßchen und brachte dadurch die Andern zum lauten Lachen. Durch ein solches Betragen zog er sich zuweilen empfindliche Strafen zu: aber sie blieben ohne gute Folgen; denn sein Leichtsinn ließ ihn dieselben bald wieder vergessen.

Nichts war für Valentinen unmöglicher, als einen drolligten Einfall zu unterdrücken. Wenn aber nur seine Einfälle und Späßchen nicht beleidigend gewesen wären! Allein dieß waren sie oft, und mancher Knabe wurde durch sie gekränkt. Man würde Va-

lentinen Unrecht gethan haben, wenn man ihm böse Absichten bey seinen beleidigenden Späßchen zugeschrieben hätte. Er machte sie gewiß nicht, um Andern absichtlich dadurch wehe zu thun: sondern sein Leichtsinn war nur zu groß, als daß er, wie es sehr nöthig war, vorher überlegt hätte, ob nicht dieser und jener über seine Scherze beleidigt werden könnte; und darum that er vielen Unrecht, welches ihm nicht zu vergeben war.

Einmal kam ein fremder Knabe, Namens Ferdinand Leise, in das Städtchen, wo Valentin wohnte, um daselbst einige Jahre die Schule zu besuchen. Das war ein sehr artiger, fleissiger und gesitteter Mensch; nur war er etwas schüchtern und verschämt. Valentin, der gewohnt war, jedem seiner Mitschüler einen drolligten Namen zu geben, hatte den neuangekommenen F. Leise kaum gesehen, als er ihm auch den langen Titel ertheilte: König von Ava, Herr der Ebbe und Fluth, Vetter und Freund der Götter im Himmel und auf Erden, Herr der weissen Elephanten und der 24 Sonnenschirme!

F. Leise, der Valentinen noch nicht kannte, glaubte, dieser wollte ihn durch diese Titulatur

zum Besten haben! Er zog ihn daher einmal in einen Winkel und machte ihm deshalb Vorstellungen. Valentin hätte nichts Bessers thun können, als seinem Mitschüler versichern, daß er nur Spaß treibe und es gar nicht böse meine; und sah er, daß Ferdinand dieses nicht haben wolle, so mußte er als rechtschaffener Knabe diesen Scherz bey Seite lassen. Aber was that er? — Ferdinand hatte kaum ausgeredet, so fieng Valentin an zu lachen und sprang, ohne ein Wort zu antworten, davon. Nun wußte Ferdinand nicht, woran er sey, und er hielt den leichtsinnigen Valentin für einen schlechten Menschen.

Einige Tage darauf bat Herr Haim, ein braver Mann, mehrere Knaben zu sich; *theils weil* einer seiner Söhne seinen Geburtstag begieng, theils weil er dem F. Leise, mit dessen Vater er gut Freund war, eine Freude machen wollte.

Valentin, der auch gebeten wurde, war der Erste, der erschien. Alle gebetene Gäste waren bereits zugegen; nur Leise fehlte noch. Valentin sprang wie ein Ziegenbock herein, brachte allerhand Späßchen vor, und machte einen leichtsinnigen Streich.

Eduard, der seinen Geburtstag begieng, hatte an diesem Tage von seinem Vater ein allerliebstes Stöckchen zum Geschenk bekommen. Er zeigte es seinen Freunden. Valentin grif gleich darnach, bewunderte es und gab damit einigen ziemlich derbe Klappse. Dann stieg er auf einen Stuhl und sagte: „Meine hochzuverehrende Herren! da hören Sie, was ich Ihnen expliciren oder erklären oder deutlich machen will. Spitzen sie fein die Ohren! es wird hochgelahrt klingen.“

„Viele Körper, (passen Sie wohl auf!) viele Körper haben die Eigenschaft, daß, wenn man sie aus ihrer Stellung bringt, sie z. B. biegt, dann aber losläßt, sie schnell ihre vorige Stellung wieder einnehmen, sich zum Beyspiel zurückbiegen. Diese Eigenschaft heißt Elasticität, und die Körper, an denen man diese Eigenschaft findet, nennt man elastische Körper. Dieses Stöckchen hier ist also elastisch; denn sehn Sie, ich kann es krümmen oder biegen; (er biegt das Stöckchen) nun aber lasse ichs los; wupp! da biegt sichs zurück und erhält seine vorige Stellung. Noch einmal! —

Valentin bog das Stöckchen von neuem; doch so unvorsichtig, daß es knackte und in zwey Stü-

cke zerbrach. Nun war durch Valentins Leichtsinn mit einemmale die Freude verdorben, welche Eduarden des Vaters Geschenk gemacht hatte. Alle anwesende Knaben erklärten sich gegen den leichtsinnigen Valentin, besonders hielt ihm sein kleinerer Bruder eine scharfe Strafpredigt. Valentin sah einige Augenblicke zur Erde nieder, aber bald hatte er alles wieder vergessen, er that so, als wäre gar nichts vorgefallen und fieng wieder an zu spassen. In diesem Augenblick trat F. Leise herein. Valentin, ohne zu überlegen, was er thun wollte, sprang ihm sogleich entgegen, machte einen tiefen Bückling, fiel dann auf ein Knie nieder und redete ihn folgendermassen an: Willkommen, gnädigster König von Ara! Herr der Ebbe und Fluth, Vater und Freund der Götter im Himmel und auf Erden, Herr der weissen Elephanten und der 24 Sonnenschirme.

Leise, der ohnehin schüchtern in die Stube getreten war, wurde dadurch in noch grössere Verlegenheit gebracht. Eine schamhafte Röthe überzog sein Gesicht und er konnte kein Wort vorbringen. Die versammelten Knaben wurden durch Valentins Benehmen, das ihnen drolligt genug vorkam,

zum Lachen bewogen. Leise glaubte sich dadurch beleidigt und zog sich schnell aus der Stube zurück. Da kam aber gerade Herr Haim, und als er erfahren hatte, was vorgefallen war, sprang er F. Leisen nach, und überredete ihn, wieder zur Gesellschaft zurückzukehren. Valentinen aber gab er wegen seines leichtsinnigen Betragens einen ziemlich scharfen Verweis.

Leise kehrte zwar zu den Andern zurück, aber man war doch nicht recht froh; der Vorfall mit dem Stöckchen und mit Ferdinanden verdarb alle Freuden, die man sonst hätte geniessen können. Und so hatte Valentin durch seinen Leichtsinn Andern sehr oft ein Aergerniß gegeben und manches Vergnügen gestört. Leichtsinn richtet öfters viel Unheil an.

Valentin Weber auf der Schule.

Valentin wuchs immer grösser. Da er sein vierzehntes Jahr erreicht hatte, beschloß sein Vater, ihn auf eine grössere Schule zu schicken. Valentin hatte darüber eine grosse Freude; denn etwas weiter in die Welt zu kommen, war schon längst sein sehnlichster Wunsch. Er konnte den Tag sei-

ner Abreise kaum erwarten; und als er erschien, sprang er, ausser sich vor Freude, im Hause herum; setzte sich dann vergnügt auf den Wagen, auf dem er fortgefahren wurde, und trennte sich von seinen Geschwistern und Freunden, ohne eine Thränen zu vergiessen. Mutter nnd Vater begleiteten ihn eine Stunde weit.

Beym Abschiede umschlang die weinende Mutter ihren Sohn mit all' der Liebe, welche zärtliche Mütter zu ihren Kindern haben, und bat ihn herzlich, sich immer gut aufzuführen, besonders aber seinen Leichtsinn zu lassen, weil dieser viel Unheil erzeugte und den Menschen verhinderte, in sich zurückzukehren und gut zu werden. Diese Bitte wiederholte auch der Vater, und der Sohn versprach, sie zu erfüllen. Nun trennte man sich.

In drey Tagen kam Valentin in Grünstein an, wo eine sehr gute lateinische Schule war, die er besuchen sollte. Er war von einem guten Freunde seines Vaters an den Rector dieser Schule empfohlen worden und er besuchte daher diesen gleich nach seiner Ankunft. Der Rector, ein gelehrter und gar braver Mann, ließ sich mit Valentinen in

ein Gespräch ein und bemerkte bald, daß dieser einen guten Kopf habe, und er versprach sich viel von ihm. Er gieng mit ihm in ein Haus, wo wackere Leute wohnten, und nahm dort Quartier und Kost für ihn auf.

Valentinen gefiel es in Grünstein überaus wohl. In den ersten Tagen führte er sich auch so ordentlich und gesetzt auf, daß man ihn im Hause lieb gewann. Aber bald vergaß er die Ermahnungen seiner Eltern; sein Leichtsinn und seine Flatterhaftigkeit kehrten wieder zurück und verleiteten ihn zu allerhand thörichten Handlungen. Ein Unglück für ihn war es, daß in dem Hause, wo er sich befand, noch acht bis zehn andere junge Menschen wohnten, die auch die Schule besuchten. Diese waren zum Theil auch leichtsinnig und Valentin paßte zu ihnen daher recht gut. Das Schlimmste war, daß sie alle seine Einfälle und Späße, wenn sie auch noch so albern und abgeschmackt waren, immer belachten und für allerliebst hielten. Dieß brachte dem leichtsinnigen Spaßmacher eine gar hohe Meinung von sich selbst bey und er triebs mit jedem Tage ärger. Eines ernsten Gedanken war er selten fähig.

Es waren noch nicht vier Wochen verflossen, daß Valentin in Grünstein lebte, so liefen schon bey dem Rector der Schule Klagen gegen ihn ein. Unter andern verklagte ihn ein Uhrmacher, daß er mit einem Bolzen durch ein Blasrohr auf sein kleines Bologneser-Hündchen geschossen und es in dem hintern rechten Beine verwundet habe. Es ist ein böser Junge, sagte der Uhrmacher.

So sehr nun auch der Rector mit [illegible] frieden war, was Valentin gethan hatte, so war er doch überzeugt, daß er es nicht aus schlechten Absichten gethan habe, und daher den Namen eines bösen Jungen nicht verdiene. Er entschuldigte ihn, so sehr er konnte, und sagte unter andern zum Uhrmacher: Glauben Sie, mein bester Herr! Valentin hat nicht aus Schadenfreude oder aus sonst einer bösen Absicht nach Ihrem Hündchen geschossen; er hat dieß gewiß aus Leichtsinn gethan; vielleicht schoß er gar nach etwas anderm, da kam aber zufälligerweise das kleine Thier dahergelaufen und ward vom Bolzen getroffen. Doch das entschuldigt ihn nicht ganz; ich will ihm deshalb schon einen starken Verweis geben.

Wirklich ließ auch der Rector Valentinen zu sich kommen, und tadelte sehr seinen begangenen Fehler

und seinen Leichtsinn überhaupt. Valentin schien gerührt zu seyn und versprach, in Zukunft mehr auf sich selbst Acht zu geben. Doch nach einiger Zeit erfuhr der Rector wieder mehrere leichtsinnige Streiche von ihm. Das geht nicht gut, dachte er bey sich, hat der junge Mensch, wie ich glaube, gleich kein böses Herz: so wird doch in Ewigkeit nichts anders, als ein Windbeutel, ein Charlatan aus ihm, wenn er seinen Leichtsinn nicht bald ablegt; und solche flatterhafte, leichtsinnige Geschöpfe sind unbrauchbare Menschen, die der Rechtschaffene nicht schätzen und nicht lieben kann.

Der brave Rector ließ Valentinen von neuem zu sich rufen und machte ihm die ernsthaftesten Vorstellungen. Vielleicht hätten diese auch gefruchtet, wenn nicht ein Paar von seinen Kameraden, mit denen er in einem Hause wohnte, ihn gegen den Rector, als einen zu ernsthaften, mürrischen Mann, eingenommen hätten. Von nun an mochte der redliche Mann sagen, was er wollte, Valentin hörte nicht darauf; sondern fuhr fort, einen leichtsinnigen Streich nach dem andern auszuführen. Nur drey davon will ich erzählen.

Valentin pflegte mit seinen Hauskameraden fast alle Tage einen Schulfreund zu besuchen, der ziem-

lich weit entfernt von ihm wohnte. Hier kamen mehrere junge Leute zusammen, lasen aus einem alten Buche Kriegsgeschichten vor, spielten wohl auch manchmal (doch nicht Karten), am meisten aber vertrieben sie sich die Zeit damit, daß einer nach dem andern kleine Vorfälle oder Anekdoten erzählte, wobey denn immer viel gelacht wurde, besonders wenn Valentin Weber seine Anmerkungen dazu machte. Das wäre alles gut gewesen. Aber Valentin, der vor lauter Leichtsinn selten wußte, was er that, gerieth auf den thörichten Einfall, alle Abende, wenn er seinen Freund besuchte, an die Fenster anzupochen, bey denen er vorbey gehen mußte. Er lief dann gewöhnlich so schnell als möglich, und jedes Fenster erhielt von ihm wenigstens einen Stoß. Die Leute, die in den Häusern wohnten, an die der leichtsinnige Valentin pochte, erschraken immer, und glaubten anfangs, es sey ein Feuer in der Stadt ausgebrochen; sie verliessen die Stube und wann sie vor die Thüre kamen, sahen sie nichts; ein Nachbar fragte den andern, ob bey ihm auch angepocht worden wäre, und was dieß zu bedeuten hätte? aber keiner wußte die letzte Frage zu beantworten.

Wohl eine Woche trieb Valentin diesen Spaß, wie er es nannte, und hätte ihn wohl noch länger getrieben, wenn nicht ein anderer Spaß, der Valentinen aber nicht im mindesten behagte, dazwischen gekommen wäre. Es hatten sich nämlich einige Nachbarn, an deren Fenster er auch gepocht hatte, vorgenommen, ihm aufzupassen. Als daher Valentin eines Abends wieder durch die Strasse lief und sein Unwesen mit den Fenstern abermals trieb, sprangen diese aus ihren Häusern und liefen dem leichtsinnigen und muthwilligen Ruhestörer nach. Da er aber sehr gut laufen konnte, so waren sie lange nicht im Stande, ihn zu erhaschen; sie würden auch seiner vielleicht nicht habhaft geworden seyn, wenn er nicht über einen Sumpf hätte laufen müssen, der zugefroren und daher sehr glatt war. Valentin glitschte aus und verrenkte sich den rechten Fuß. Nun konnte er nicht weiter; zwey Männer, die ihn verfolgten, erreichten ihn und riefen mit zorniger Stimme: aha! da haben wir dich, Vogel! Einer ergriff ihn beym Nacken, wo Valentin sehr kitzlich war. Sein Schreyen war ein Gemisch von Lachen und Weinen: aber daran kehrten sich die zwey Männer nicht; sondern schleppten ihn mit sich nach Hause. Hier bekam er einige

derbe Hiebe; dann nahm man seine Hände, band sie mit einem Stricke fest zusammen, steckte seine Kniee durch die zusammen gebundenen Arme, und zog einen langen und dicken Stock durch, oder man spannte Valentinen in den pohlnischen Bock. Sein ganzer Körper sah aus, wie ein Knaul, und er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. In diesem peinlichen Zustande mußte Valentin wohl zwey Stunden in einer sehr kalten Kammer liegen. Er sollte die ganze Nacht darin bleiben; allein da er so sehr jammerte und bat: so ließ man ihn gegen 11 Uhr Nachts wieder frey; gab ihm aber auf die Reise etwas mit, was sich gewiß keiner wünscht.

Indessen war Valentin froh, daß er nur wieder in Freyheit gesetzt worden war. Sein Leichtsinn ließ es ihm nicht zu, sich über das Vorgefallene zu schämen. Mit vielem Gelächter erzählte er alles haarklein seinen Kameraden; diese erzählten es andern wieder, und den folgenden Tag wußte es die ganze Schule. Viele lachten Valentinen aus; die bessern Schüler verachteten ihn, und seine Lehrer, die auch alles erfuhren, gaben ihm harte Verweise. Doch auf den leichtsinnigen Menschen wirkte dieß wenig; er schämte sich ein

Bischen; aber so wie er auf sein Quartier kam, vergaß er alles wieder, und machte sich noch obendrein lustig darüber. Einige Wochen nach diesem Vorfalle gieng Valentin mit zwey Freunden in den Vorstädten von Grünstein spazieren. Sie kamen vor einer Mühle vorbey, wo ein feister Esel stand, der mit drey Säcken Mehl bepackt war.

Kaum hatte Valentin den Langohr bemerkt, als ihm auch sogleich sein Leichtsinn den Gedanken eingab, näher zum Esel zu gehen und ihn zu versuchen, ob er viel Feuer im Leibe habe. Er hatte zu seiner Freude einen Knotenstock mit, der unten einen spitzigen eisernen Beschlag hatte. Damit wollte er das Thier kitzeln. Das giebt einen Spaß! sagte er zu seinen Begleitern, und in diesem Augenblick stieß er den Esel mit der Spitze des Stockes in die Seite. Das Thier schlug aus; Valentin wollte sich halb todt lachen. Er wiederholte den Streich. Da machte der Esel Kapriolen und warf die Säcke ab, womit er beladen war. Da er fest neben dem sehr tiefen Flusse stand: so fielen die Säcke in das Wasser und sanken unter.

Valentin wollte Reißaus nehmen. Allein der Müller holte ihn ein, gab ihm einige Rippenstösse

und sperrte ihn bey sich so lange ein, bis er das Mehl und die Säcke, theuer genug, bezahlt hatte.

Valentins letzter leichtsinniger Streich in Grünstein bestand darin. Er kam einmal auf den unglücklichen Einfall, seinem Nachbar, einem Schuhmacher, einen Spaß zu spielen. Dieser hatte eine schöne Ziege, die eben Junge werfen sollte.

Wißt ihr was? sprach Valentin eines Tags zu zwey Kameraden, wir machen mit Nachbars Ziege heute einen Hauptspaß; führen sie des Nachts aus dem Stalle und verstecken sie irgendwo. In der andern Nacht führen wir sie wieder zurück.

Der Einfall gefiel und in der folgenden Nacht wurde er wirklich ausgeführt. Valentin schlich sich mit seinen Kameraden in des Nachbars Stall, band die Geiß ab und führte sie durch den Garten ohne alles Geräusch. Wo transportiren wir sie aber hin? fragte einer von den Dieben. Ha! mir fällt es ein, antwortete Valentin, wir sperren sie in Nebelings Heukammer ein.

Nebeling war ein armer Kammmacher und wohnte zehn Häuser unter dem Hause, wo Valen-

tin einquartiert war. Die Ziege wurde hinter sein Haus gebracht, die Hinterthüre ganz leise geöffnet und die Ziege in die Heukammer gethan. Nebeling wird Augen machen, wenn er die Ziege findet, sagte Valentin. Er wird nicht wissen, woher das Thier gekommen sey. Morgen, zu Mittage ohngefähr, schicken wir ihm ein Billet und melden ihm, daß er die Geiß unserm Nachbar zurück senden möge. Die argen Spaßmacher giengen hierauf nach Hause und legten sich zu Bette.

Des andern Tages gieng Valentin mit den Uebrigen in die Schule. Er kam erst halb zwölf Uhr Mittags wieder nach Hause. Das erste, was er hier hörte, war die Nachricht, daß dem Nachbar vorige Nacht eine Ziege gestohlen, daß sie bey dem Kammmacher Nebeling gefunden und daß dieser bereits arretirt worden sey.

Valentinen wurde es bey dieser Nachricht angst und bange; vor lauter Angst wußte er nicht, was er thun, ob er seinen Fehler bekennen, oder schweigen sollte? Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe; es dauerte ihn sehr, daß Nebeling unschuldig leiden müsse; er verwünschte das, was er gethan hatte, getraute sich aber nicht dasselbe zu gestehen, weil er eine harte Strafe befürchtete.

In diesem Augenblicke trat Nebelings Frau in die Stube und klagte dem Hausherrn, bey welchem Valentin wohnte, ihre Noth. Mit gen Himmel gefalteten Händen und ausgeweinten Augen erzählte sie, daß ihr Mann für den Dieb der Ziege gehalten werde, daß er als Strafe zwanzig Thaler erlegen müsse, und daß er doch ganz unschuldig sey.

Dieß gieng Valentinen durchs Herz. Er ergriff seinen Hut und verließ das Haus. Sein fester Vorsatz war, zum Rector zu gehen und ihm seinen begangenen Fehler zu gestehen. Allein einer seiner Kameraden, der um die Sache wußte und gehört hatte, daß Nebeling in den Verdacht des Diebstahls gekommen und ins Gefängniß gesetzt worden sey, hielt es für seine Pflicht, den wahren Thäter bey dem Rector anzuzeigen, und kam dadurch Valentinen zuvor.

Der Rector eilte sogleich auf das Rathhaus und erklärte, daß Nebeling unschuldig sey; ein leichtsinniger Junge, sagte er, hatte aus Spaß die Ziege in die Heukammer eingesperrt. Valentin Weber wurde noch diesen Tag in den Schulkarcer eingesperrt; er mußte eine grosse Geldstrafe

erlegen, und seinem Nachbar und Nebelingen Abbitte thun. Dann wurde er mit Schande von der Schule verwiesen.

Groß war das Herzeleid, welches Valentin dadurch seinen guten Eltern verursachte. Sie empfiengen ihn kalt, als er zu ihnen zurückkehrte; die Mutter weinte und sagte mit gebrochener Stimme: ich unglückliche Mutter! was habe ich für einen Sohn! Leichtsinniger Mensch! du bist der Liebe deiner Eltern nicht werth! Deine Aufführung kürzt unser Leben ab und bringt uns einige Jahre früher zu Grabe.

Nenne mich so lange nicht Vater, sprach darauf Herr Weber, bis du mich nicht überzeugt hast, daß du besser geworden seyst. Jetzt entferne dich aus meiner Stube.

Beschämt verließ Valentin das Zimmer; gieng in den Hof und weinte bitterlich. O wenn er nur mit seinen Thränen seine leichtsinnigen Streiche hätte auslöschen können, und wenn sie nur Wirkungen einer aufrichtigen Reue und des Vorsatzes gewesen wären, sich nie mehr durch Leichtsinn in den Augen rechtschaffner Menschen verächtlich zu machen! —

Valentin Weber lernt die Handlung — will ein Schauspieler werden — wird Soldat — verliert seinen Vater. —

So lange Valentin im väterlichen Hause blieb, nahm er sich vor leichtsinnigen Streichen sehr in Acht. Dieß kostete ihm viele Mühe und er sehnte sich daher wieder von seinen Eltern weg, um, wie er sich ausdrückte, die Frauden der goldenen Freyheit von neuem geniessen zu können. Als sein Vater ihn eines Tages befragte, ob er Lust hätte, ein Kaufmann zu werden? antwortete er darauf mit einem freudigen ja! denn nun glaubte er, sein heissester Wunsch werde erfüllt und er in eine bessere Lage versetzt werden. Es dauerte nicht lange, so hieß es: Valentin! in acht Tagen reisest du ab nach Pappenthal; Herr Lindner, ein angesehener und rechtschaffener Kaufmann daselbst, will dich in die Lehre nehmen. Du wirst dort wohl aufgehoben seyn, und vieles lernen können, wenn du ordentlich, verständig und fleissig bist, und dich nicht so leichtsinnig, wie in Grünstein, beträgst. Valentin konnte kaum den achten Tag erwarten. Als er da war, frohlockte er und trennte sich vergnügt von seinen Eltern, Geschwistern und Freunden.

Er wurde von Herrn Lindner in Pappenthal liebreich aufgenommen und es ward ihm sogleich eine kleine Stube angewiesen, wo er mit noch zwey andern Lehrjungen wohnen sollte.

Ein paar Wochen hindurch führte sich Valentin musterhaft auf und sein Herr war mit ihm wohl zufrieden. Aber nach Verlauf dieser Zeit wandelte ihn wieder sein alter Leichtsinn an. Er betrieb seine Geschäfte nicht mehr mit der nöthigen Sorgfalt, vergaß vieles, was ihm zu thun aufgetragen wurde, und vor lauter Flatterhaftigkeit richtete er in dem Comptoir oft viele Verwirrungen an, indem er die Waaren an verkehrte Plätze durcheinander hinlegte. Dieß zog ihm von seinem Herrn und dem Comptoirbedienten manchen scharfen Verweis zu.

Herr Lindner war überhaupt sehr strenge und ordnungsliebend, wie dieß jeder Mensch, besonders jeder Kaufmann seyn sollte. Aber diese lobenswürdige Strenge und Ordnungsliebe gefiel dem leichtsinnigen Valentin eben so wenig, als Vielen die gekochte Brunnenkresse; er fieng daher an, mit seiner Lage unzufrieden zu werden, so wie Herr Lindner mit Valentins Aufführung.

In Pappenthal war ein Schauspielhaus oder Theater, in welchem viele schöne Lust-, Schau- und Trauerspiele aufgeführt wurden. Valentin erhielt zuweilen die Erlaubniß, hinein gehen zu dürfen.

Diese Erlaubniß benutzte er auch immer; denn er empfand im Schauspielhause das größte Vergnügen. Wenn zuweilen traurige Auftritte vorkamen: so zerfloß er in Thränen und erzählte den folgenden Tag von nichts anderm, als von dem schönen Trauerspiele, das er gestern gesehen hatte. Das Theater verwirrte seinen Kopf ganz; es konnte ihm nicht aus dem Sinne kommen und er war manchesmal so sehr in Betrachtungen darüber vertieft, daß er nicht sah und nicht hörte, was um ihn vorgieng. Er machte daher sehr oft alles verkehrt und einigemale hatte er sogar vergessen, einen eisernen Laden des Gewölbes zuzuschliessen, weil er gerade ins Theater eilte.

Doch damit hatte es noch nicht sein Bewenden. Valentins Leichtsinn gab ihm sogar den Gedanken ein, Herrn Lindner zu verlassen und ein Schauspieler zu werden. Wirklich gieng er auch zu dem Director der Schauspielergesellschaft und theilte ihm seinen Vorsatz mit. Dieser, ein rechtschaffener Mann, merkte wohl, daß der junge Mensch die Sache nicht

überlegt und bey seinen Eltern nicht um ihre Einwilligung angehalten habe. Er schrieb daher unter der Hand an Valentins Vater und erzählte ihm ganz offenherzig, was sein Sohn im Sinne habe. In einigen Tagen erhielt Valentin von seinem Vater folgenden Brief:

Leichtsinniger Mensch!

Ich höre, daß du wieder über einem leichtsinnigen Streiche brütest, die Lust zum Kaufmann verloren und den Vorsatz gefaßt habest, ein Schauspieler zu werden. Ich ersehe daraus, daß du noch nicht verständiger geworden, sondern noch immer der alte Leichtfuß bist, der nicht überlegt, was er thut. Ob du zum Schauspieler Anlage hast, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß du, leichtsinniger Mensch! in kurzer Zeit auch zum Schauspieler die Lust verlieren und bald eine andere Lebensart wählen würdest, die dir nach kurzem wieder nicht anstände.

Junge! fasse doch einmal einen ernsten Gedanken, und handle nicht länger in die Welt hinein; überlege, was du thust und lasse den Leichtsinn fahren, der dem Menschen wahrlich keine Ehre, sondern Schande bringt. Du bist kein Kind mehr; darum betrage dich nicht kindisch, sondern etwas

gesetzt; dadurch wirst du dir die Achtung Anderer erwerben. Noch einmal, sey kein leichtsinniger Junge und verbittere deinen Eltern nicht das Leben; sonst will ich meine väterliche Hand von dir abziehen und dich dem Schicksale überlassen. Aenderst du aber deinen Sinn, wirst du gesetzter und verständiger, dann will ich allezeit seyn

Dein
für Dich redlich sorgender Vater,
Herrmann Weber.

N. S. Deinem Herrn meine freundschaftliche Empfehlung. Begegne ihm immer mit der gehörigen Ehrerbietung, die ihm als rechtschaffenen Manne, und mit dem Gehorsame, der ihm als deinem Lehrherrn zukommt. Valentin! wenn du ein so wackerer, thätiger, vernünftiger Mann würdest, wie Herr Lindner ist, o dann wäre ich der glücklichste Vater von der Welt. Lebe wohl und verständig! —

Dieser Brief machte auf Valentinen guten Eindruck; er kehrte in sich, gab seinen Vorsatz, Schauspieler zu werden, auf und nahm sich vor, von nun an gesetzter und überlegender zu werden. Doch

solche Vorsätze hatte er schon oft gefaßt, sie aber nie lange Zeit befolgt. Das geschah auch jetzt.

Ein paar Wochen darauf fuhr Herr Lindner nach Frankfurt am Mayn zur Messe, und nahm Valentinen mit. Eines Abends geht dieser hinter der Stadt auf der Sachsenhäuser Brücke spazieren. Hier kommt er mit einem preussischen Soldatenwerber zusammen, läßt sich mit ihm in ein Gespräch ein, glaubt seinen schmeichelhaften Worten und wird, verführt durch seinen Leichtsinn, Soldat, ob er gleich nie Lust zum Soldatenstande hatte.

Herr Lindner hatte dieß kaum gehört, als er auch gleich in das Haus eilte, wo Vatentin als Rekrut sich befand. Er fand ihn in einem Winkel sitzen und weinen; denn sein gethaner Schritt reute ihn bereits gar sehr. Er fiel Herrn Lindner zu Füssen und bat ihn, ihn doch zu befreyen. Allein dieser zuckte die Achseln und sagte: warum bist du so leichtsinnig und überlegst nicht vorerst, was du thun willst? Ich kann dir nicht helfen, du bist einmal Soldat und mußt Soldat bleiben. Hierauf gieng Herr Lindner fort und überließ den ver-

zagten Rekruten einer schmerzlichen Reue, die mit einer peinigenden Verzweiflung verbunden war.

Den andern Tag war Valentin vor Schmerz ausser sich und beynahe hätte der tolle Mensch Lust gehabt, sich in den Mayn zu stürzen, um einem Leben ein Ende zu machen, das keinen Reiz mehr für ihn hätte. Wer weiß, ob er dieses nicht gethan haben würde, wäre nicht Herr Lindner noch zur rechten Zeit in das Werbehaus mit der frohen Nachricht getreten, daß Valentin frey sey. In der Hoffnung, daß du dich bessern werdest, sagte der edeldenkende Lindner, habe ich dich mit 100 Gulden losgekauft.

Wer war jetzt froher als Valentin; er fiel seinem Herrn um den Hals und dankte ihm mit vielen Thränen für seine Güte und Wohlthat. Dieser Vorfall brachte Valentinen zur Besinnung und wirkte so viel, daß er lange Zeit sich verständig, gesetzt, ordentlich, mit einem Worte, gut aufführte. Valentins Lehrjahre waren endlich vorbey. Er verließ Pappenthal und reiste nach Hamburg, wo er sich einige Jahre in einem berühmten Handelshause aufhielt. Hier genoß er viele Freyheit und hatte tausend Gelegenheiten, alberne Strei-

che zu machen. Wirklich kehrte auch sein alter Leichtsinn zurück und verführte ihn zu mancherley Handlungen, die ihm keine Ehre machten. Es kamen wohl Stunden, wo er über sich nachdachte und sich vornahm anders zu werden: allein sein Leichtsinn war schon zu tief eingewurzelt, als daß er im Stande gewesen wäre, seinen Sinn zu ändern. Dazu gehörte viel Kraft; diese wollte er aber nicht anwenden.

Noch befand sich Valentin in Hamburg, als er die traurige Nachricht erhielt, daß sein Vater gestorben und seine Mutter dem Tode nahe sey. Er machte sich sogleich auf die Reise nach seiner Vaterstadt und kam gerade in dem väterlichen Hause an, als seine Mutter mit dem Tode rang. Er stürzte an das Krankenbett, umfaßte weinend die Hand der Sterbenden; sie schlug noch einmal ihre Augen auf, drückte ganz schwach seine Rechte und verschied, die beste der Mütter.

Aufrichtig betrauerte Valentin den Verlust seiner redlichen Eltern. Er ließ ihnen einen einfachen schönen Grabstein setzen, und es that ihm nur wehe, daß er sie ohne Hoffnung, daß er ein wackerer Mensch werden würde, sterben ließ.

Valentin Weber legt eine Handlung an — spielt Bankrott — Geht nach Amerika — kommt in die Sklaverey — Ferdinand Leise bringt ihn wieder in sein Vaterland. —

Valentins Eltern hinterliessen ihm und seinen Geschwistern ein ansehnliches Vermögen. Kaum war es unter die Kinder vertheilt, als Valentin schon mit dem Gedanken umgieng, sich in Pappenthal ein grosses Haus zu kaufen und eine ansehnliche Handlung anzulegen.

Die Freunde seines Vaters waren mit diesem Plane nicht zufrieden; sie meinten, Valentin sollte, da er noch jung wäre, wenigstens ein Jahr sich noch in einem fremden Handlungshause *aufhalten* und sich mit den Geschäften eines Kaufmannes noch besser bekannt machen; dann erst sollte er sich ein — aber nur kein grosses Haus kaufen, und im Kleinen für sich zu handeln anfangen. Es ist immer besser, sagten sie, daß man beym Kleinen anfängt und zum Grossen fortschreitet, als daß man beym Grossen anfängt und zum Kleinen herabsteigt.

Dieser Rath war sehr gut gemeint und vernünftig; nur war er nicht für den leichtsinnigen

Valentin Weber. Dieser verschmähte ihn und sezte seinen Plan durch. In einigen Wochen wohnte er zu Pappenthal in einem schönen, grossen Hause und in einem Vierteljahre hatte er unter allen pappenthalischen Kaufleuten in seinem Gewölbe die meisten Waaren. Einmal fiel Valentin auf den Gedanken, eine sehr grosse Menge von gewissen Waaren an sich zu kaufen; und da er nicht so viel Geld hatte, als sie kosteten, Schulden zu machen. Alle Vernünftigen widerriethen ihm den Kauf und stellten ihm vor, daß diese Waaren wenig Abgang finden dürften und er sich durch ihren Ankauf leicht ganz zu Grunde richten könnte.

Allein Valentins Leichtsinn ließ ihn auf diese Vorstellungen nicht merken. Er kaufte jene Waaren wirklich. Jedermann glaubte, er werde sich dadurch um all sein Vermögen bringen; man dachte nicht daran, daß oft der leichtsinnige Mensch, freylich nicht durch seine Geschicklichkeit und Vernunft, sondern durch blinden Zufall, bey all seinem Leichtsinn, doch viel Glück haben könne. Und dieses traf bey Valentinen ein.

Es brach in einem nahen Lande ein Krieg aus, der die Zufuhr von jenen Waaren, von welchen

Valentin eine grosse Menge gekauft hatte, fast gänzlich unmöglich machte. Sie stiegen daher sehr hoch im Preise und Valentin gewann ausserordentlich viel dabey. Dieses zufällige Glück machte ihn noch unternehmender; wenn es mir jetzt so geglückt ist, dachte er, so wird es mir auch ein andermal glücken; er that daher so manchen gewagten Kauf, wobey alle Vernünftigen die Köpfe schüttelten. Allein er lächelte darüber und sprach: Als ich neulich jene Waaren kaufte: so schüttelte man dazu auch die Köpfe und hielt mich für verloren; und doch war es gut.

Das war ein zufälliges Glück, antworteten die Freunde seines Vaters; es kommt vielleicht nie wieder; der vernünftige Mann *baut nicht* auf den Zufall, weil er nicht in seiner Gewalt steht, sondern handelt nach der Stimme des Verstandes und reifer Ueberlegung. Doch dafür hatte Valentin keinen Sinn. Er handelte in die Welt hinein, und machte dabey grossen Aufwand. In seinem Keller fand man die besten Weine; in seinem Hause die schönsten Stuben, nett ausgemahlt und tapezirt; auf seine Tafel kamen kostbare Gerichte und fast alle Tage war bey ihm Ge-

sellschaft. Da er viele lustige Einfälle hatte, so sah man ihn gern in Gesellschaft und verzieh es ihm, wenn er auch zuweilen diesen und jenen durch seine unüberlegten Späße beleidigte.

Was fehlte nun Valentinen? — Er hatte ein schönes, grosses Haus, viele Waaren, viel Geld, einige Gärten mit allerliebsten Lusthäusern, er konnte herrlich und in Freuden leben und war in Gesellschaften wohl gelitten: was konnte er sich mehr wünschen? Viele rechtschaffene und sehr verständige Einwohner hatten es nicht zur Hälfte so gut, als Valentin bey all seinem Leichtsinne. Was denkst du dazu, lieber Leser? — Ich denke, wirst du vielleicht sagen, daß auch derjenige oft viel äusserliches Glück haben kann, der es nicht verdient, und daß manchem das Glück nicht wohl will, der es doch durch seine Rechtschaffenheit verdiente. —

Das glaube ich auch, lieber Leser! aber fragt doch euer Herz, ob man einen Menschen, wie Valentin, um sein Glück beneiden kann? ob der Mensch nicht nach etwas Höherem streben soll, als nach äussern Glücksgütern? und ob es nicht thöricht wäre, nach diesen Glücksgütern den Werth eines Menschen zu beurtheilen? Welchen Menschen

habt ihr mehr lieb, den leichtsinnigen, dem es nach Wunsch und Willen geht, oder den verständigen und braven Mann, der in mittelmässigen Vermögensumständen oder gar in Dürftigkeit lebt? — Besaß gleich Valentin vieles, so fehlte ihm doch etwas, das mehr werth ist, als die Reichthümer der ganzen Welt, die uns tausenderley Unfälle rauben können. Wißt ihr wohl, was ihm fehlte? —

Es fehlte ihm Verstand, Ueberlegung und die Achtung und Liebe vernünftiger und gutgesinnter Menschen. Zwar haßten ihn diese nicht, weil der Rechtschaffene immer das Schlechte, nie aber den Menschen haßt; allein sie konnten ihn auch, seines Leichtsinnes wegen, nicht schätzen und lieben. Wenn das lange so fortgeht, sagten sie, so wird Valentin Weber ein verächtlicher Mensch und mit seinen Reichthümern kann es wohl auch einmal alle werden. Sie gaben ihm zuweilen freundschaftliche Erinnerungen; da er aber nicht darauf achtete, sich wohl gar dadurch beleidigt glaubte, so liessen sie ihn gehen: denn der redliche Mensch sucht wohl das Gute aus allen Kräften zu befördern, zwingt aber Niemanden dazu. Mehrere Jahre verflossen und Valentin befand sich

in dem besten Wohlstande. Aber nun verließ ihn das Glück auf einmal. Er that wieder einen grossen Kauf von den nämlichen Waaren, bey denen er vor einigen Jahren so viel gewonnen hatte. Er steckte in diese Waaren nicht nur das Geld, das er vorräthig hatte, sondern er borgte auch ungeheure Summen. Vergebens stellten ihm einige vernünftige Männer vor, daß der Krieg sicher bald zu Ende gehen werde, und daß dann jene Waaren im Preise stark fallen müßten. Valentin antwortete: Man lasse mich nur gehen, ich weiß schon, was ich thue; frisch gewagt, ist halb gewonnen. Der Kauf ward geschlossen.

Was jene Männer prophezeyt hatten, traf wirklich ein. Es wurde Friede, und jene Waaren, die nun ohne Hindernisse eingeführt werden durften, fielen mehr, als um die Hälfte ihres vorigen Preises. Nun wurde es Valentinen übel zu Muthe. In einer Zeit von vier Monaten waren seine Reichthümer dahin, die Glaubiger wollten ihr Geld zurück haben: da Valentin aber nicht zahlen konnte, so wurden ihm seine Waaren, Gärten, sein Haus und alles, was er hatte, weggenommen und verkauft, mit einem Worte, Valentin spielte Ban-

kerott. Er tobte, jammerte, verwünschte seinen Leichtsinn und lief verzweiflungsvoll auf dem Felde und in den Wäldern herum; aber das war alles zu spät, und wenn er sich alle Haare vom Kopfe ausgerauft hätte, was würde ihm dieses nun geholfen haben? Das Beste, was er thun konnte, war, daß er hübsch auf Mittel dachte, sich wieder empor zu helfen, daß er verständige Leute um Rath fragte und ihren Rath befolgte.

Aber gerade das that Valentin nicht. Einige Freunde seines Vaters hätten ihn gewiß unterstützt, und durch Nachdenken und mehr Ueberlegung wäre er im Stande gewesen, sich wieder einiges Vermögen zu erwerben. Allein, war er vorher leichtsinnig, so war er es jetzt noch mehr. Er faßte einen ganz unüberlegten Entschluß, und kaum hatte er ihn gefaßt, so führte er ihn auch schon aus. Valentin verschwand auf einmal aus Pappenthal; Niemand wußte wohin? In einigen Wochen erst, erhielt einer seiner Freunde folgenden kurzen Brief von ihm.

Bremen den 3ten März 17—

Liebster Freund!

Ich bin auf dem Wege nach Hamburg, dort setze ich mich auf ein Schiff und fahre in die neue

Welt; die alte will mir nicht mehr gefallen. In Nordamerika will ich mein Heil versuchen; ich muß gestehen, daß ich mir daselbst den Himmel träume. Vielleicht kehre ich einmal wohlbeladen mit Dollars, mit Gold und Silber und Edelgesteinen zurück. Dann, Freund! dann wollen wir wieder mit einander die Freuden der Welt geniessen! Grüssen sie alle meine Freunde, nur die ernsten, mürrischen Gesichter nicht, die mir immer ihre Weisheit vorpredigten.

Ihr

wandernder Freund,

Valentin Weber.

Valentin hatte von seinem ganzen Vermögen ein paar Hundert Thaler übrig behalten; damit dachte er sich in Amerika Haus und Aecker zu kaufen und zu wirthschaften. Er hatte gehört, in Amerika wären die Ländereyen sehr wohlfeil; aber darauf rechnete er nicht, daß man daselbst oft keine Taglöhner bekommen könne, und wenn man sie bekommt, dieselben sehr theuer bezahlen müsse. Valentin war glücklich in Hamburg angekommen. Allein er fand nicht gleich ein Schiff, welches nach

Amerika gieng. Er mußte sich daher ziemlich lange in Hamburg aufhalten; und da es hier etwas theuer zu leben ist und Valentin an gutes Essen und Trinken gewöhnt war: so wurde seine Kasse stark angegriffen. Auch lebte er leichtsinnig in die Welt hinein, besuchte die umliegenden Städte und Dörfer, z. B. Altona und Wandsbeck; und verschwendete überall viel Geld, so daß seine ganze Baarschaft bald alle war.

Nun wäre es das Beste gewesen, nach Hause zu kehren und Amerika Amerika seyn zu lassen. Hätte Valentin irgend einen verständigen Mann in Hamburg besucht und ihn um Rath gefragt, so würde ihn dieser gewiß vor seiner Reise nach der neuen Welt gewarnet haben. Aber das that Valentin nicht. Endlich fand Valentin eine Gelegenheit nach Amerika. Mit Freuden gieng er auf das Schiff, welches dahin fuhr. Er ließ sich bey dem Schiffskapitän melden und als er vor ihm erschien, bat er ihn, er möchte ihn doch nach Amerika mitnehmen. Haben Sie viel Geld? fragte der finstre Kapitän.

Das könnt' ich nicht sagen, antwortete Valentin. Und wollen doch nach Amerika? versetzte sehr

heftig der Kapitän. Unter zwey bis dreyhundert Thalern können Sie die Reise nicht machen. Valentin machte grosse Augen, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte.

Nach einer Pause redete ihn der Kapitän freundlicher an. Wenn Sie, sagte er, wollen, so nehme ich Sie auf meine Kosten mit. Dafür müssen Sie aber auf dem Schiffe arbeiten, und wenn Sie nach Amerika kommen, da findet sich wohl jemand, der Ihnen einiges Geld vorschiesset, das Sie mir dann noch zu zahlen haben. Valentin bedachte sich nicht lange; er versprach alles, was der Kapitän verlangte.

Das Schiff fuhr ab; Valentin jubelte. Aber da es ans Arbeiten kam, vergieng ihm das Jubeln. Doch tröstete er sich damit, daß er nicht immer die schweren Arbeiten, die man ihm übertrug, verrichten dürfte. Sind wir nur einmal in Amerika, dachte er bey sich, so haben meine Plackereyen alle ein Ende, und ich bin wieder mein eigner Herr. In einigen Monaten landete das Schiff glücklich bey Philadelphia, der Hauptstadt von Nord-Amerika. Wie froh war Valentin! Nun ist mein Elend zu Ende! sagte er leise. Aber wie erschrack

er, als der Kapitän ihn vor sich rufen ließ, und ihm sagte, er hätte 120 Thaler zu *bezahlen*. Haben Sie in Philadelphia einen guten Freund, sprach er, der Ihnen diese Summe vorschiessen kann? Ich habe keinen einzigen Bekannten hier, antwortete der bestürzte Valentin; ich will nicht hoffen, Herr Kapitän —

Das hilft nichts, versetzte heftig der Kapitän; ich bekäme 300 baare Thaler von Ihnen; da Sie aber auf meinem Schiffe mit arbeiten halfen, so verlange ich blos 120; und die muß ich heute noch haben; da hilft nichts. Valentin flehete den Kapitän um Erlassung dieser Zahlung; aber der Kapitän lachte ihm ins Gesicht und rief: Glauben Sie denn, daß ich 120 Thaler, mir *nichts dir nichts*, hinwerfen kann? Kurz, mein lieber Mann! ich lasse mir von irgend jemanden 120 Thaler auf Ihre Rechnung auszahlen, und Sie dienen dieses Geld ab.

In diesem Augenblicke trat ein reicher Amerikaner in die Kajüte des Kapitäns. Er fragte, ob er ihm einige Leute zukommen lassen könne? Da ist gleich einer, antwortete der Kapitän, indem er auf Valentinen zeigte. Ich habe 120 Thaler

von ihm zu fodern, wenn Sie ihn dafür brauchen können. — — Schon gut, versetzte der Amerikaner; ich glaube, daß er mir drey Jahre treu und redlich für das ausgelegte Geld dienen werde. Hierauf zog er einen Beutel aus der Tasche und zahlte dem Kapitän die verlangte Summe.

So sehr sich auch Valentin sträubte, mit dem Amerikaner zu gehen, so half doch alles nichts; es mußte geschehen. Der Amerikaner war nun sein Herr, und Valentin sein Knecht. Als er in dem Hause seines Herrn angekommen war, wurden ihm gleich viele Arbeiten angewiesen, so, daß ihm davor angst und bange wurde.

In Amerika herrscht noch die abscheuliche Sitte, daß man Menschen verkauft und sie dann nicht anders behandelt, als wie Thiere. Zu Tausenden bringt man die armen Schwarzen aus Afrika hieher zu Markte und bietet sie feil, wie bey uns die Pferde oder Ochsen. Wenn der Käufer für einen Neger 50 bis 100 Thaler zahlt, so ist dieser für immer sein Sklave und der Herr kann mit ihm machen, was er will. Wenn jener nicht so menschenfreundlich ist und ihm nach einigen Jahren die Freyheit schenkt, die man einem Menschen nie-

mals rauben sollte: so muß der Sklave bis er stirbt Sklave seyn und die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Dabey muß er sich noch eine harte Behandlung gefallen lassen und mit schlechter Kost vorlieb nehmen. Die Armen würden noch schlechter behandelt werden, wenn nicht ihre Herren befürchten müßten, dadurch ihren Tod zu beschleunigen, und dann hätten sie den größten Schaden. Je länger ein Sklave lebt, destomehr Nutzen zieht ja sein Herr von ihm.

Viel schlimmer, als diese Negersklaven, sind diejenigen Europäer daran, die nach Amerika fahren, dem Schiffskapitän dafür, daß er sie mitnahm, nichts zahlen können, und daher von ihm auf einige Jahre als Knechte reichen Amerikanern überliefert werden, um das Geld abzudienen, das für sie ausgelegt wurde.

Diese Armen, unter welchen sich mancher brave Teutsche befindet, müssen vieles ausstehen. Da ihre Herren nur einige Jahre hindurch Dienste von ihnen fodern können: so suchen sie sie in dieser Zeit recht zu benutzen, und überhäufen sie daher mit den gefährlichsten Arbeiten, unter welchen sie oft erliegen müssen. In dieser Lage befand sich auch

Valentin. Er hatte das Unglück, der Knecht eines gefühllosen, grausamen Herrn zu werden, der ihn nicht besser, als einen Hund, behandelte, und ihm so viele und so beschwerliche Verrichtungen anwies, daß Valentin ganz niedergeschlagen und bald so krank wurde, daß man an seiner Wiedergenesung zweifelte. Nun gieng er in sich, bereuete seinen Leichtsinn und wünschte, er möchte nie auf den unüberlegten Gedanken gekommen seyn, das freundliche Europa, und besonders sein liebes, ehrliches Vaterland zu verlassen und nach der neuen Welt zu segeln, wo er nicht den Himmel fand, den er sich dort träumte, sondern soviel und noch mehr Kreuz und Ungemach, als in Teutschland.

Valentin wurde wieder gesund, und unter den schmerzhaftesten Widerwärtigkeiten vergiengen ihm die drey Jahre der Knechtschaft. Der Tag seiner Erlösung näherte sich, und als er da war, als Valentin wieder frey wurde, fiel er hin auf seine Kniee, sah sprachlos gen Himmel und ein Strom von Freudenthränen floß ihm die Wangen herab. Aber was sollte er nun anfangen? So ganz verlassen von aller Welt, entfernt von allen, die ihm helfen konnten und wollten, in einem Lande, wo

ihm alles fremd war, und wo ihm nichts, als Mühe, Arbeit, Sorgen und Elend bevorstund: *was* sollte er nun hier anfangen?

Dieser Gedanke lag ihm schwer auf der Seele. Unter freyem Himmel ergoß sein Herz sich in die bittersten Klagen. Er setzte sich unter einen Baum, sah traurig vor sich hin und mit gen Himmel gefalteten Händen sprach er die Worte: „Mein Leichtsinn hat mich recht unglücklich gemacht; er hat mich nicht nur in die größte Noth gestürzt, sondern auch meinem Herzen das Bewußtseyn, unschuldig zu leiden, diesen süssen Trost im Elende, geraubt! O wie glücklich wäre ich bey allem meinem Unglücke, wenn ich mir nur das Zeugniß geben könnte, daß ich es nicht verschuldet habe! O Gott! — o ihr, meine Eltern, die ihr vielleicht aus einer bessern Welt auf euren leichtsinnigen Sohn herab seht! — o vergebt ihm, der Tag seiner Besserung nähert sich! o Freunde! o Teutschland, geliebtes Teutschland! werde ich je wieder deinen Boden betreten? werde ich je wieder in den Fluren herumwandeln, wo mir die schönen Jahre der Kindheit so sanft und schnell hingleiteten, wie ein rieselnder Bach durch beblümte Wiesen! Vaterland! süsses Vaterland!" —

Die heftigsten Empfindungen bemächtigten sich der Seele Valentins; sein Körper wurde stark angegriffen, seine Kräfte verliessen ihn und er schlummerte ein. Ein lieblicher Traum gaukelte vor seiner Seele. Es träumte ihm, als wäre er in dem schönen Garten, der an dem Hause seines seligen Vaters lag. Seine Eltern lebten noch (so kam es ihm vor) und waren ihm mit zärtlicher Liebe zugethan. Er feyerte seinen Geburtstag; Vater und Mutter, Geschwister und Freunde bekränzten ihn mit Blumen, schlossen ihn in ihre Arme und versicherten ihn ihrer Freundschaft und Liebe. Artige Geschenke wurden ihm dargebracht; in dem Garten schlug man ein Zelt auf und hielt darunter ein herrliches Gastmahl. Nach dem Gastmahle wurde ein Tanz veranstaltet. Valentin empfand das größte Vergnügen. Ein treuer, geliebter Freund, den er schon mehrere Jahre nicht gesehen hatte, trat in den Tanzsaal und stürzte ihm an die Brust. Beide weinten Freudenthränen. Valentin befand sich in einem Zustande der reinsten Seligkeit. Ach! daß dieß alles nur ein Traum war, daß es nicht Wirklichkeit war! Das geträumte Glück machte so starken Eindruck auf die Seele des Schlafenden, daß er darüber erwachte. Eine betäubende Angst überfiel ihn,

als er nun sah, daß alles, was ihn eben so sehr ergötzt hatte, nichts anders, als eine Vorspiegelung seiner Einbildungskraft gewesen sey.

Doch wie betroffen war Valentin, da er um sich blickte und jetzt hinter sich einen Mann von seinen Jahren sah. Dieser hatte seinen Hut tief ins Gesicht gedrückt und redete Valentinen an: Sie sind ein Teutscher, mein Herr!

Valentin. Das bin ich; und ich bin stolz darauf, daß ich es bin.

Ich will nicht sagen: Sie haben Unrecht. Der Teutsche ist fleissig, verständig und ehrlich. Das Lob giebt man ihm überall. (Valentin seufzte) Ich irre mich, oder Sie sind ein Sachse?

Valentin. Das bin ich, mein Herr! Doch wozu diese Fragen? Sind Sie ein Engel von Gott geschickt, um mir in meiner Noth beyzustehen?

In Ihrer Noth? Sie sind also unglücklich. Valentin Weber — —

Valentin. (hastig) O Gott! Sie nennen meinen Namen! Wer sind Sie? o sagen Sie! entdecken Sie sich! reissen Sie mich aus einer Ungewißheit! —

Der

Der Unbekannte nahm seinen Hut ab. Erkennen Sie mich? fragte er darauf.

Valentin sah ihn einige Augenblicke an. Himmel! rief er, und fiel ihm in die offenen Arme, Himmel! Ferdinand Leise! mein ehemaliger Schulfreund!

Das bin ich, versetzte der Unbekannte und beide freuten sich über ihr unverhoftes Zusammentreffen in der neuen Welt. Ferdinand Leise, von dem im ersten Kapitel dieser Erzählung manches gesagt wurde, erzählte Valentinen, daß er in Handlungsgeschäften eine Reise nach Amerika unternommen habe, daß er noch einige Wochen in Philadelphia verweilen und dann nach Teutschland zurückkehren wolle. Er that Valentinen den Vorschlag, mit nach Europa zu gehen, bey ihm zu wohnen und ihm bey seinen vielen kaufmännischen Geschäften behülflich zu seyn. Mit Freuden nahm Valentin diesen Vorschlag an.

Valentin reisete mit Ferdinand Leise ab und beide kamen wohlbehalten in Teutschland an.

Valentin wurde nun ein ganz anderer Mann; gesetzter, nachdenkender und vernünftiger. Dieß

verbreitete in seinem Innern eine grosse Heiterkeit und die Welt schien ihm jetzt noch einmal so schön. Es ist mir nicht leid, sagte er oft, daß mich so mancherley Unglück betroffen hat; ich bin dadurch auf mich aufmerksam gemacht und gebessert worden. Ich kann es mir nicht erklären, wie ich mich so lange dem Leichtsinne überlassen konnte. Wie ganz anders denke ich jetzt! Nichts auf der ganzen Welt hat einen höhern Werth, als Rechtschaffenheit und ein vernünftiger Lebenswandel, und keine Freude ist grösser, als die, die man empfindet, wenn man sich selbst achten kann. O könnte ich dieß allen Leichtsinnigen tief in die Seele rufen!

Einige Monate verweilte Valentin bey dem braven Ferdinand Leise. Nach Verlauf dieser Zeit wollte er eine Reise nach seiner Vaterstadt antreten, wo noch ein paar Geschwister von ihm lebten. Allein, gerade als er Anstalten zu dieser Reise machte, überfiel ihn eine gefährliche Krankheit. Es wurde nichts unversucht gelassen, um ihn beym Leben zu erhalten, das erst seit kurzem einen neuen Reitz für ihn gewonnen hatte. Doch alles blieb vergebens.

Die Stunde seines Todes schlug. Er winkte um Mitternacht seinem Freunde Ferdinand, der bey ihm wachte; sagte mit leiser, gebrochener Stimme die Worte: Lieber Freund! wie freue ich mich, daß ich noch vor meinem Ende ein besserer Mensch geworden bin! Ihnen, theurer Freund! — Doch jetzt verließ ihn die Sprache, Todesschweiß lag auf seiner Stirne, die Augen schlossen sich, und Valentin entschlief. —

Die Sonne.

Adolph und Kaspar lagen an einem Berge und sprachen über die Sonne. Herr Wendel kam dazu und hörte ihr Gespräch.

Das laß ich mir nicht ausstreiten! rief Adolph, die Sonne ist gewiß ein paar Meilen von uns entfernt.

Wo denkst du hin, Adolph! rief Kaspar, zwey Meilen ist gar viel, so weit kann die Sonne von unsrer Erde nicht entfernt seyn.

Herr Wendel lächelte. Was glaubt ihr wohl, sprach er, wie groß die Sonne ist?

Der kleine Kaspar war mit der Antwort gleich bey der Hand. Gewiß, sagte er, ist sie so groß, wenn nicht noch grösser, als ein grosser Pflaumenkuchen.

Herr Wendel konnte sich des Lachens nicht enthalten. Sie ist viel grösser, sprach er. Adolph, was meinst du?

Ich glaube, rief Adolph, sie ist beynahe so groß, als ein Thor.

Herr Wendel lachte fort. Ihr kleinen Männer, sprach er, ihr habt von der Grösse der Sonne eine sehr falsche Vorstellung. Sie ist viel grösser, als ein grosser Pflaumenkuchen, auch viel grösser, als das größte Thor.

Adolph und Kaspar sahen Herrn Wendel mit grossen Augen an und wunderten sich.

Die Sonne, sagte Herr Wendel, ist viel, viel grösser als unsre Erde.

Adolph und Kaspar schüttelten die Köpfe. Das ist blos Spaß! riefen sie.

Nein! das ist kein Spaß, versetzte Herr Wendel, das ist die reinste Wahrheit; das könnt ihr mir

auf mein Wort glauben; ihr wißt, ich sage nie eine Unwahrheit, auch selbst im Spasse nicht.

Aber, sagte Adolph, wie kommt es denn, daß uns die Sonne so klein scheint?

Das kommt daher, antwortete Herr Wendel, weil sie von unsrer Erde so weit entfernt ist. Sie ist so weit von uns, daß, wenn eine Kanonenkugel, die doch sehr schnell geht, von unsrer Erde nach der Sonne flöge, sie erst nach einigen zwanzig Jahren ihre Reise vollenden und in der Sonne ankommen könnte. Bedenkt einmal, was für ein herrliches Ding die Sonne ist. Sie scheint uns freylich, wegen ihrer weiten Entfernung, nicht groß, aber welches Licht, welche Wärme giebt sie nicht; und sie leuchtet und erwärmt auf einmal unsre halbe Erde. Tausend Meilen weit gegen Abend, und tausend Meilen weit gegen Morgen, eben so viel gegen Norden, und mehr als zweymal so weit gegen Mittag; das alles ist zugleich mit uns von der Sonne erleuchtet. Wir mögen noch ein so grosses Feuer anzünden; wie weit leuchtet das? wie stark leuchtet es?

Adolph und Kaspar sperrten den Mund auf und sahen Herrn Wendel starr an. Ihre Verwunderung war unbeschreiblich groß.

Ey, sagte Adolph, wie groß muß nicht erst der Mond seyn!

Warum glaubst du das? fragte Herr Wendel.

I, sagte Adolph, der sieht viel grösser aus, als die Sonne.

Da hast du recht, versetzte Herr Wendel, er sieht allerdings grösser aus, aber er ist nicht grösser, er ist vielmehr weit, weit kleiner, als die Sonne. Daß er uns grösser scheint, kommt daher, weil er von unsrer Erde nicht so weit entfernt ist, als die Sonne. — Herr Wendel erzählte den kleinen Männern noch mancherley von der Sonne und dem Monde.

Vergleichung der Naturkräfte mit den Kräften der Kunst.

Herr Wendel ward einmal mit einigen von seinen Schülern in die Stadt gebeten; da kamen sie vor ein Haus vorbey, worauf man eben zum Gesimse Quadersteine winden wollte. Die Kinder sahen die Steine an, fragten, wozu sie da wären, und stutzten, als sie hörten, daß sie funfzig Fuß hoch oben auf die Mauer gelegt werden sollten. Wie wird man sie so hoch hinauf bringen? fragten sie. —

Sehr leicht, antwortete Herr Wendel, und da er sah, daß alle Anstalten gemacht waren, und daß man alsogleich arbeiten würde, blieb er mit den Knaben da, um sie dieses merkwürdige Werk der Kunst sehen zu lassen. Er ließ sie die Winde und den Flaschenzug bemerken, und erklärte ihnen, wie die Sache zugienge. Dieß ist nur eine Kleinigkeit, sagte er ihnen ferner; man kann weit grössere Lasten fortbringen und in die Höhe heben. In Wien soll eine Glocke seyn, die 300 Centner wiegt, die also, wenn sie in Stücken zerschlagen würde, eine Last für 150 Mann gebe. Diese grosse Last hat man doch auf den Thurm hinauf gehoben. Der Mensch ist nur klein, und eben nicht stark, wenn wir an das Pferd oder den Ochsen denken; aber Pferde und Ochsen würden das nicht zu Stande bringen, was der Mensch thun kann, weil der Mensch Verstand hat. Durch seinen Verstand weiß er Wind und Wasser und Feuer so zu gebrauchen, daß sie Dinge zu seinem Dienste verrichten, die fast unmöglich scheinen. Ein Schiff, mit weniger Mannschaft nur, trägt eine Last, die tausend grosse Wagen erfodern würde; das Wasser und der Wind drehen unsre Mühlen, und man hat Maschinen, welche mit dem Dampf von einem Kessel voll ko-

chenden Wasser grosse Pumpen in Bewegung setzen, die sonst wohl zwanzig Pferde haben müssen. Durch den Verstand und die Kunst weiß der Mensch aus tiefen Bergen, die er untergräbt, die Metalle, die Steine, herauszuheben, die Metalle zu bearbeiten und allerley Sachen zu seinem Dienste daraus zu machen. Hier braucht er Hämmer drey oder vier Centner schwer; er giebt sich aber die Mühe nicht, sie selbst zu heben, das Wasser muß es thun; er sägt Bretter, und dieß thut das Wasser auch. Kurz, wenn der Mensch seinen Verstand brauchen will, kann er ungeheure Dinge unternehmen und hat dabey wenig Mühe.

Ja! Geist ist mächtiger, als Leib. Ein Pfeil
Auf einen Bogen gut gelegt und gut
Hinweggeschnellt, bezwingt den Stier,
Der seine krummgewachsnen Hörner wohl
Zu brauchen weiß, nicht aber seinen Kopf.

Der Thau und der Reif.

Anne Marie! rief der kleine Franz, sage sie mir doch, woher der Thau kommt.

Er fällt vom Himmel! antwortete Anne Marie, ein altes Mütterchen.

Franz kam zum Vater und fragte ihn, ob der Thau wirklich vom Himmel falle?

Der Vater lächelte. Nein, mein Sohn, sagte er, das ist ein Irrthum. Der Thau fällt nicht vom Himmel. Er entsteht so. Die Erde und Pflanzen dünsten aus; in der Nacht, wo es kühler ist, als am Tage, ziehen sich die Ausdünstungen in Tropfen zusammen und dieß nennt man den Thau. Daß er nicht vom Himmel falle, sollst du mit eigenen Augen sehen.

Der Vater nahm des Abends einen Topf und gieng mit Franzen in den Garten. Sieh, Franz, sagte er, dieses Gras hier ist jetzt trocken; ich decke den Topf darüber. Fällt nun in der folgenden Nacht ein Thau, so kann er durch den Topf nicht hindurch, und das Plätzchen unter dem Topfe bleibt trocken. Finden wir aber auch unter dem Topfe Thau, so ist das ein sicherer Beweis, daß der Thau nicht vom Himmel fällt.

Am andern Morgen wurde der Topf aufgehoben und man fand Thau darunter. —

Im Herbste gefriert oft der Thau, und dann nennt man ihn Reif.

Der Irrwisch.

Ein Leinwebergeselle, Namens Schlaff, sah vieles um sich, was er nicht verstand. In seiner Jugend war er wenig unterrichtet und nicht zum Nachdenken gewöhnt worden. Daher kam es, daß er in vielen Stücken sehr unwissend war.

Andere Leinwebergesellen, die klüger waren, als Schlaff, wollten ihm in diesem und jenem Stücke Unterricht ertheilen; aber Schlaff hielt sich für klug genug, und wollte ihre Lehren nicht benützen. Sie riethen ihm, er sollte an Sonntagen, wo er nichts zu arbeiten hätte, zu Hause bleiben, und in einem nützlichen Buche lesen; das würde besser seyn, als wenn er herumliefe und nichts weiter thäte, als essen, trinken, spazieren und tanzen.

Allein Schlaff befolgte diesen guten Rath nicht. Kam der Sonntag, so lief er in ein Wirthshaus,

spielte Kegel, aß und trank oder tanzte. Oder er lief nach den nahen Dörfern und that dasselbe.

Eines Sonntages wanderte er auch nach einem Dorfe. Hier fand er mehrere Bekannte. Er ließ sich Wein einschenken, und trank mit ihnen um die Wette. Als der Abend kam, taumelte er herum, sprach manches Alberne und fieng an zu streiten und zu zanken. Die ihn sahen und hörten, sagten: „Der Mensch hat sich einen Haarbeutel getrunken.“

Taumelnd verließ der berauschte Schlaff das Wirthshaus und trippelte nach Hause. Einige Bekannte giengen ein Stück mit ihm; dann aber trennten sie sich von ihm.

Jetzt fieng Schlaff an zu singen. Das gieng aber erbärmlich. Sein Gesang klang beynahe wie Katzengeheul. Da es im Kopfe des Schlaffs und ausser ihm sehr finster war, so verirrte er sich von dem rechten Wege. Er kam in eine sumpfige, morastige Gegend. Hier sah er auf einmal etwas, was er noch nie gesehen hatte. Es tanzten nämlich kleine blaue Flämmchen vor ihm her.

Als Schlaff die hüpfenden Flämmchen erblickte, überfiel ihn ein kalter Schauer. Er hielt sie für

böse Geister oder Gespenster, die ihn necken, vielleicht gar ums Leben bringen wollten. Fort! fort mit euch, rief er, aber die Flämmchen tanzten immer vor ihm her. Da ergriff er seinen Hut und schlug nach ihnen.

Allein auch dieses half nichts. Er konnte sie nicht treffen. Oft schien es, als wenn er sie alle vernichtet hätte, aber kaum versah er sichs, so waren sie wieder da, und so gieng das lange fort. Schlaff lief ihnen endlich mit dem Hut nach. Doch ach, auf einmal sank er bis an den Bauch in einen tiefen Sumpf.

Er wollte sich rasch aus dem Sumpfe hervorarbeiten; aber das gieng nicht so schnell: er sank nur immer tiefer. Jetzt fieng er an, aus vollem Halse zu schreyen und um Hülfe zu rufen. Doch es vergieng eine Stunde und es wollte niemand herbey kommen. Endlich erschien aber doch ein ältlicher Mann mit einer Laterne und zog den unglücklichen Schlaff heraus.

Schlaff taumelte nun nach Hause. Am andern Tage gieng er zu seinen Bekannten, und erzählte ihnen, er wäre von bösen Geistern verfolgt und von ihnen in einen Morast geschleppt worden.

Seine Bekannten lachten darüber. Du irrst dich, sagte einer von ihnen zu ihm, du irrst dich, wenn du glaubst, daß dieß böse Geister gewesen sind. Bewahre! es waren nichts anders, als ölichte Ausdünstungen des morastigen Bodens. Diese Dünste haben sich in der Luft entzündet und so entstanden die blauen Flämmchen, die du für böse Geister gehalten hast. Man nennt sie Irrwische oder auch Irrlichter. In sumpfigen Gegenden sieht man sie in Menge. Sie können einen sehr irre machen, wie du selbst erfahren hast. Lauft man ihnen nach, so kommt man dem Moraste immer näher und sinkt wohl gar, wie du, hinein.

Als Schlaff dieses hörte, machte er grosse Augen. Er sah nun ein, daß alles ganz natürlich zugieng, und schämte sich, daß er sich vor blauen Flämmchen so sehr gefürchtet hatte.

Ein Strichregen.

Der kleine Willmann machte mit seinem Vater einen Spaziergang. Sie bestiegen einen Berg, und sahen sich hier um. Da kam auf einmal ei-

ne Regenwolke angezogen. Wir werden wohl gebadet werden, sagte der Vater.

Glaubst du, daß wir Regen bekommen, lieber Vater? fragte der kleine Willmann.

Das glaub' ich, antwortete der Vater, sieh' nur, wie schnell dort eine Regenwolke heran gezogen kommt!

Aber wie entsteht nun eigentlich der Regen, lieber Vater?

Der Regen entsteht so, liebes Kind. Unsre Erde dünstet aus. Die Ausdünstungen bleiben entweder dicht über der Erde liegen, und dann entsteht der Nebel; oder sie ziehen etwa eine halbe Meile und darüber in die Höhe und werden zu Wolken. Die Wolken bestehen also aus nichts anderm, als aus feuchten Ausdünstungen der Erde; ziehen sich die feuchten Dünste zusammen, so entstehn Tropfen; diese fallen hinunter und so entsteht der Regen.

Kaum hatte der Vater ausgeredet, so stand die Wolke fast über ihnen und es fieng an zu tröpfeln; dieß Tröpfeln wurde immer stärker, und

bald fiel ein tüchtiger Regen. Der Vater stellte sich mit seinem Sohne schnell unter einen Baum, aber sie wurden doch etwas naß. Bald aber verzog sich die Wolke, und die Sonne schien wieder heiter.

Der kleine Willmann spazierte nun mit seinem Vater weiter. Sie kamen an einen Platz, wo es ganz trocken war. Ey, sieh doch, Vater, sagte er, hier ist es so schön trocken; es muß hier nicht geregnet haben. In einer kleinen Entfernung sahen sie ein Mädchen, welches Blumen pflückte. Dieses fragten sie, ob es auf diesem Flecke geregnet habe.

Nein! sagte das Mädchen, hier hat es nicht geregnet.

Weißt du auch, mein Sohn, sagte der Vater, wie man diese Art von Regen heißt? ich meine einen solchen Regen, der blos aus einer einzelnen vorüberstreichenden Wolke herabfällt.

Der kleine Willmann wußte dieß nicht.

Man nennt so einen Regen einen Strichregen, sagte der Vater, weil er blos auf einzel-

ne Striche Landes fällt, nicht eine ganze grössere Gegend befällt.

Was giebt's denn nun aber für andere Arten von Regen? fragte der Sohn.

Das sollst du bald erfahren, antwortete der Vater. Jetzt laß uns nach Hause kehren, die Mutter wird mit dem Essen fertig seyn.

Ein Landregen.

Nach einigen Wochen wurde der Himmel trübe. Bald war er ganz mit Wolken überzogen. Es fieng an zu regnen. Mein Sohn, sagte jetzt der alte Willmann, sieh dich doch *einmal* um, glaubst du, daß dieser Regen ein Strichregen sey?

Bewahre, lieber Vater! rief der Kleine, das ist kein Strichregen. Der kommt nicht aus einer einzelnen, sondern aus vielen, vielen Wolken; er fällt nicht nur über einzelne Striche Landes, sondern es scheint, daß er das ganze Land beregnet. So weit ich nur sehen kann, seh' ich nichts als Regenwolken.

Nun, mein Sohn, sagte der Vater, so einen Regen nennet man Landregen, weil es scheint, als wenn er auf ein ganzes Land falle. Du kennst also nun schon zwey Arten von Regen, den Strichregen und Landregen; du sollst deren noch mehrere kennen lernen.

Ein Staubregen.

An einem Sommertage schien die Sonne sehr schön: Aber plötzlich stiegen hinter den Bergen feine Regenwolken hervor. Sie zogen immer näher herbey und es fieng endlich an zu regnen, aber ganz fein. Ey, Vater, rief der kleine Willmann, komm nur ans Fenster! Sieh, wie fein die Regentropfen sind, die aus den Wolken herabfallen, fast scheint es, als wenn Regenstaub aus der Luft fiele.

Nun, mein Kind, versetzte der Vater, neulich habe ich dich auf zwey Arten von Regen aufmerksam gemacht, auf den Strich- und Landregen. Dieß hieng von den Wolken ab. Wenn wir aber nicht auf die Wolken, sondern auf die Grösse der Regentropfen sehen: so giebts wieder verschiedene Arten von Regen. Sind die Tropfen so fein, wie heute; sehen sie aus wie Staubkörn-

chen, so nennt man dann den Regen einen Staubregen. — Wie nützlich der Regen sey, kannst du wohl einsehen. Nur das will ich dir jetzt noch sagen, daß es in manchen Ländern oft viele Monate hindurch nicht regnet; fängt es aber einmal an zu regnen, so regnet es oft ein paar Monate in Einem fort. Das ist dann eine traurige Jahrszeit.

Ein Platzregen.

Im August erhob sich ein stärkerer Wind. Auch Wolken stiegen in die Höhe. Der kleine Willmann war gerade in dem Garten, der vor der Stadt lag. Er wollte schnell nach Hause laufen; aber auf dem Wege erwischte ihn der Regen.

Aber welch ein Regen! Die Tropfen waren ungewöhnlich groß; sie fielen mit einer Heftigkeit herunter, daß sie beynahe die Fenster einschlugen; man konnte kaum einen Schritt vor sich hinsehen, so dicht fielen sie; sie machten dabey in der Luft ein ziemliches Geräusch und der kleine Willmann war bald bis auf die Haut durchnäßt.

Keuchend und von Wasser triefend kam er zu Hause an. Zum Glück war er nicht verzärtelt.

ir lachte, als er in die Stube tratt. Die Mut-
er gab ihm sogleich frische Wäsche und er kleidete
ch schnell um.

Das ist ein Wetter! sagte er, als er hierauf
um Vater kam. So einen heftigen Regen habe
h noch nicht gesehen. Der ist ganz anders, als
er Staubregen.

Der Vater lächelte. Mein Sohn, sagte er, so
in heftiger Regen, wobey so grosse Tropfen aus
en Wolken fallen, heißt Platzregen.

Der Sohn lachte. Ja, ich hab' es erfahren,
agte er, wie er platzt; glaubte ich doch, daß
mir die Tropfen den Hut durchschlagen würden!

Kaum hatte er ausgeredet, so ließ der Regen
nach, und der Himmel klärte sich bald auf. Das
ist gewöhnlich so, sagte der Vater. Der Platzre-
gen dauert nicht lange.

Ein Wolkenbruch.

Im Hannövrischen erhoben sich an einem Som-
mertage viele schwarze, dicke Wolken. Es war
Nachmittags um zwey Uhr; da wurde es auf ein-

mal so dunkel, daß man in den Stuben fast nicht mehr sehen konnte.

Auf einmal ergoß sich aus den dicken Wolken ein ungeheurer Regen. Es fielen nicht einzelne Tropfen herab, nein! es schien, als wenn Bäche aus den Wolken auf die Erde strömten, oder als wenn die ganze Wolke sich niederliesse.

Alles gerieth in Angst und Schrecken. Die Strassen waren bald voll Wasser; es sah aus, als wenn Ströme durchflössen. Die Flüsse selbst wurden ausserordentlich groß und reissend. Eine weite Strecke war ganz mit Wasser bedeckt, man glaubte einen grossen See zu sehen.

Es ist ein Wolkenbruch! riefen viele und sie hatten recht. Wenn die Regentropfen gleich Bächen aus den Wolken herab stürzen, so nennt man dieß einen Wolkenbruch.

Dieser Wolkenbruch richtete entsetzlichen Schaden an. Die Heerden auf dem Felde wurden von dem Wasser weggeführt; es drang in die Ställe und vieles Vieh mußte ertrinken. Es riß viele Häuser weg, und mehrere Menschen kamen ums Leben.

Bey einem kleinen Städtchen sah man eine Wiege vorbey schwimmen, in welcher ein kleines Mädchen lag und schrie. Vier brave Männer setzten sich in Todesgefahr, um das arme Kind zu retten. Wirklich waren sie so glücklich, die Wiege aufzufangen und so das kleine Mädchen beym Leben zu erhalten. — Das grosse Wasser verwüstete die Getreidefelder und machte auf diese Weise viele Einwohner des Landes arm.

Nach zwey Tagen verlief sich das Wasser. Erst konnte man recht erfahren, wie viel der Wolkenbruch geschadet habe. Der Schade war sehr groß. Mehrere hundert Schweine, Schaafe und Kühe waren ertrunken. Solche Verwüstungen richtet ein Wolkenbruch an.

Ein Hagelwetter.

Wenn die Luft kalt ist, durch die die Regentropfen fallen, so frieren diese in kleine Kügelchen und so entsteht der Hagel.

In einer Gegend von Teutschland fiel vor wenigen Jahren ein grosses Hagelwetter ein. Es war so stark, daß man es nicht wagen durfte,

vor die Thüre zu gehen, wenn man nicht erschlagen werden wollte. Mehrere Fenster wurden eingeschlagen. Die Dachziegeln wurden von den Hagelkörnern zerschmettert und das Getreide auf dem Felde ganz ausgedroschen.

Ein Postknecht, der auf einem Pferde ritt und gerade nirgends einkehren konnte, als das Hagelwetter einbrach, wurde von den Hagelkörnern erschlagen. Sie waren beynahe so groß, als ein Hünerey.

Dieß alles hat sich wirklich zugetragen.

Schnee.

Sage mir doch, lieber Vater, sagte der kleine Willmann, wie entsteht denn der Schnee?

Das will ich dir erklären, versetzte der Vater. Du weißt, daß die Wolken aus feuchten Dünsten bestehen; du weißt, daß diese Dünste sich in Tropfen zusammen sammeln und dann als Regen herabfallen; gefrieren die Regentropfen wärend ihres Herunterfallens in der Luft, so entsteht der Hagel; das weißt du alles. Nun, höre weiter. Wenn die feuchten Dünste sich eben

in Tropfen zusammenziehen wollen, gefrieren aber, noch ehe sie zu Tropfen geworden sind, dann entstehen weisse Flocken, die man Schnee nennt. Ist das Wetter etwas wärmer, so sind die Schneeflocken grösser; ist die Kälte aber groß, so sind sie klein, und es entsteht dann der sogenannte Staubschnee, der mit dem Staubregen Aehnlichkeit hat.

Nun wußte der kleine Willmann, wie der Regen, der Hagel und Schnee entstehe. Dieß machte ihm nicht wenig Freude. Wenn ich nun aber dich frage, kleiner Leser, ob dir dieß auch Freude macht: was wirst du darauf antworten? Stündest du vor mir, so würde ich gleich wissen, was du mir antworten würdest. Ich könnte es dir an deinem Näschen ansehen.

Meister Hauser in England.

Einem Niedersachsen, Namens Hauser, wollte sein Vaterland nicht gefallen, und er entschloß sich, Teutschland zu verlassen. In der grossen Stadt Hamburg bestieg er ein Schiff und fuhr nach England.

Hier gefiel es ihm anfangs sehr. Er war ein Schreiner und verdiente sich viel Geld. Die Engelländer hatten seinen ganzen Beyfall. Er sah, daß sie gutes Essen liebten, und das war ihm eben recht; auch er aß gern etwas Gutes: Sie bezahlten seine Arbeiten gut und pünktlich; dieß gefiel ihm überaus. Nur etwas wollte ihm an den Engelländern nicht gefallen. Sie lachten ihn nämlich aus, wenn er englisch sprach, und einen Fehler begieng. Diese Unart sollen die meisten Engelländer an sich haben.

Hauser sah in England viele mächtig grosse und fette Ochsen, Kühe, Schweine und Schaafe. Solche feiste Thiere wie hier hatte er in Teutschland nie gesehen.

Eines Tages gieng Hauser in eine Schenke. Hier ließ er sich eine Bouteille bitteres Bier geben, das in Engelland Porter genannt wird. Dieß schmeckte ihm so gut, daß er sich nicht enthalten konnte, noch eine Bouteille zu verlangen.

Auch diese war bald ausgetrunken. Das Bier stieg dem Meister Hauser in den Kopf und berauschte ihn. Das machte seine Unmässigkeit. Er

fieng im Rausche an, allerley alberne Reden zu führen und einen von den Biergästen zu necken. Dieser war ein ernsthafter, stolzer Mann, so wie es die meisten Engelländer sind. Er wurde über den trunkenen Hauser sehr böse, und da dieser nicht aufhörte, ihn zu necken, gab er ihm eine tüchtige Maulschelle.

Darüber wurde Hauser sehr aufgebracht, fiel dem Engelländer in die Haare und nun entstand eine entsetzliche Balgerey. Alle Engelländer, die in der Schenke waren, fielen über den teutschen Necker her und hätten ihn vielleicht todt geschlagen, wenn er nicht entflohen wäre.

Von dieser Stunde an wollte es dem Meister Hauser in Engelland nicht mehr gefallen. Er bestieg ein Schiff und fuhr nach Spanien.

Meister Hauser in Spanien.

Spanien ist ein schönes und fruchtbares Land. Als Hauser es erblickte, war er voll Freude. Die allerliebsten Gegenden, die er sah, gefielen ihm ungemein. Er machte grosse Augen, als er sah,

daß man hier nicht viel mit Pferden, sondern mehrentheils mit Eseln und Maulthieren reiset.

Er nahm sich vor, nach der Hauptstadt von Spanien, Madrit, zu reisen. Er miethete sich daher ein Maulthier, ritt auf demselben ab und kam nach ein paar Tagen in Madrit an.

Hier war alles voll Leben. Hausern gefiel dieß. Auffallend war es ihm, daß die meisten vornehmen Spanier sehr ernsthaft und stolz einher schritten. Er fand bald, daß dieses ernste und stolze Wesen in der Natur der Spanier liege und daß sie es damit nicht böse meinten.

Meister Hauser ließ sich hier die Feigen, Datteln, Pomeranzen und andere edle Früchte, die in Spanien in Menge wachsen, wohl schmecken. Auch gieng er oft in kleine Wälder, die fast aus lauter Olivenbäumen bestanden. Olivenbäume giebt es in Spanien eine ungeheure Menge. Aus den Früchten derselben wird ein gutes Oel bereitet.

Eines Sonntags hieß es: Heute wird vor der Stadt ein grosses Stiergefecht seyn. Hauser hatte schon oft von den Stiergefechten, an denen die Spanier so viel Vergnügen finden, erzählen hö-

ren; er war begierig, jetzt mit eigenen Augen zu sehen, wie es dabey zugienge.

Hauser begab sich nach dem Platz, wo die Stiergefechte gehalten werden. Hier hatten sich schon mehrere Tausend Zuschauer versammelt. Es ließ sich eine schöne Musik hören. Bald aber wurde alles still. Es traten ein paar Männer mit rothen Mänteln auf einen von Brettern umgebenen Platz. In diesem Augenblick wurde auch ein Stier hereingelassen. Er sah wild und grimmig aus und blickte zornig die zwey Männer mit den rothen Mänteln an. Jeder von ihnen hatte eine Lanze in der Hand. Der Stier stürzte auf einen von ihnen los und wollte ihn mit seinen Hörnern durchbohren. Aber der Mann war so flink, daß das grimmige Thier ihn nicht erreichen konnte. Er neckte es. Es rannte noch einmal auf ihn zu, aber er schwenkte sich so geschickt, daß ihm nichts geschah. Das machte den Stier noch wüthender. Er schäumte und lief dem Manne nach. Er erreichte ihn, und Hauser glaubte, daß es nun mit ihm aus seyn werde. Aber der Mann warf schnell seinen rothen Mantel dem Stier über den Kopf und sprang davon. Der Stier warf den Mantel herum.

Jetzt wurden Hunde hereingelassen und auf den Stier gehetzt. Das Thier wurde dadurch wüthend gemacht. Es wollte den Mann von neuem angreifen. Es verfolgt ihn lange; immer entgeht er ihm durch seine geschickten Wendungen. Aber endlich kommt es ganz nahe und stößt mit aller Gewalt mit den Hörnern nach ihm. Die Zuschauer glauben alle, daß der Mann verloren sey. Aber er machte wieder eine geschickte Wendung, stößt mit der Lanze nach dem Stier und dieser sinkt blutend zu Boden.

Da erhob sich ein allgemeiner Jubel. Bravo! bravo! riefen die Zuschauer, und der geschickte Kämpfer trat nun vom Platze ab.

Jetzt wurde ein neuer Stier auf den Platz gelassen, mit dem der andere Mann kämpfte. Diesem Stiere gieng es so wie dem ersten, und das Gefecht hatte nun ein Ende.

Einige Wochen darauf befand sich Meister Hauser in einem Weinhause und trank eine halbe Flasche Mallaga. Wie froh erstaunte er, als er unter den Weingästen einen teutsch reden hörte. Er gieng zu ihm und umarmte ihn. Die

Freude ist sehr groß, wenn man in einer grossen Entfernung vom Vaterlande, in einem fremden Lande, einen Landsmann antrift. Hauser hörte von seinem Landsmanne, daß er am folgenden Tage nach Portugall reisen wolle, welches Land von Spanien nicht sehr weit entfernt ist und noch mehr gegen Westen liegt.

Hauser bekam grosse Lust mit zu reisen. Wirklich sagte er auch der Stadt Madrit und Spanien ein Lebe wohl! und reiste mit seinem Landsmanne nach Portugall.

Meister Hauser in Portugall.

Hauser reisete gerade nach der Hauptstadt von Portugall, Lissabon. Als er sie erblickte, freute er sich recht inniglich. O welch eine Stadt, rief er, wie schön sie liegt! Keine Stadt in der Welt kann einen herrlichern Anblick geben!

Wer Lissabon noch nicht gesehen hat, sagte ein Portugiese mit stolzer Miene, der hat noch keine schöne Stadt gesehen.

Um die Stadt herum liefen Berge und auf diesen Bergen lagen grosse und prächtige Häuser

Dieß nahm sich überaus schön aus. An der einen Seite floß ein schöner grosser Fluß und auf diesem lagen viele, viele Schiffe. Auch prangten um die Stadt herum viele grosse Gärten, voll fruchtbarer Obstbäume.

Wie schön! wie schön! rief Meister Hauser. Wie muß es erst darinnen, in der Stadt selbst, aussehen!

Aber er irrte sich sehr. Ausser der Stadt sah es wohl recht schön aus: allein darinnen in der Stadt fand er es recht häßlich. Die Gassen waren voll Koth; hie und da lagen todte Thiere, die schon halb verfault waren, einen bösen Gestank verursachten und die Luft verunreinigten.

Gleich am ersten Abend hatte Hauser einen unangenehmen Auftritt in Lissabon. Er war aus seinem Quartier gegangen und kam spät zurück. Es war schon finster. Er glaubte, eine so grosse Stadt, wie Lissabon, werde des Nachts durch Lampen erleuchtet werden; aber er irrte sich. In den Gassen war es stockfinster. Er patschte schon eine Stunde im Kothe herum und konnte sein Quartier nicht finden. Das war ihm sehr unangenehm.

Doch das war noch nicht alles. In einer Strasse begegneten dem herumirrenden Hauser viele abgezehrte, hungrige Hunde, die keinen Herrn hatten und in Lissabon häufig gesehen werden.

Ein paar von diesen Hunden packte den Meister Hauser an, und biß ihn in die Waden, doch, zum Glück, nicht stark. Er erhob ein Geschrey, um sie zu verjagen. Da erschienen aber einige Stadtsoldaten, ergriffen Hausern bey der Brust, fragten ihn, wer er sey und warum er lärme, und da er ihnen nicht recht antworten konnte, führten sie ihn ins Gefängniß.

Hausern war es bange, besonders darum, weil er die portugiesische Sprache nicht verstand und sich daher nicht vertheidigen konnte. Am andern Tage ward er vor den Richter geführt. Zum Glück hatte er seinen englischen und spanischen Reisepaß bey sich. Er zeigte ihn vor, und kam auf diese Weise glücklich davon.

Meister Hauser in Todesgefahr.

Die Portugiesen sind sehr empfindlich. Beleidigt man einen, so kann man leicht um sein Leben

kommen. Dieß wußte Meister Hauser nicht. Er hatte die üble Gewohnheit, Andere gern zu necken. Nicht, als wenn er es gerade böse mit ihnen gemeint hätte, nein! sondern um nur etwas zu *thun* und zu lachen zu haben. Dieser schlimme Fehler hatte ihm in seinem Leben schon manchen Verdruß gemacht, und doch legte er ihn immer nicht ab.

Auf einem Spaziergange bey Lissabon kam er an den Fluß und sahe die Schiffe an, die auf demselben lagen. In einer kleinen Entfernung spielte ein erwachsener Portugiese mit einem kleinen Mädchen. Hauser lachte über ihn. Der Portugiese wird darüber böse, geht zu Hausern hin, und droht ihm. Dieser erlaubt sich *spöttelnde* Reden gegen ihn. Wart', sagte der *Portugiese, ich* kenne dich recht gut, laß nur den Abend kommen.

Meister Hauser geht lachend weiter und vergißt bald diesen Auftritt. Aber als er am Abend nach seiner Gewohnheit seinen Landsmann besucht hatte und nach seiner Wohnung zurückkehrt, wird er in einer abgelegenen Strasse angehalten. Ein Mann mit einer kleinen Laterne springt aus einem Winkel hervor, beleuchtet Hausers Gesicht und zieht schnell einen Dolch hervor, den er ihm in die Brust stechen will.

Meister

Meister Hauser wendet sich schnell um und der Dolch geht nicht in seine Brust, sondern in den linken Arm. Er springt eiligst davon, der Portugiese lauft ihm nach, kann ihn aber nicht erreichen. Wart, böser Spötter, rief er ihm nach, ich werde dich schon noch ein andermal bekommen!

Angstvoll kam Hauser in seiner Wohnung an, und ließ sich seine Wunde verbinden. Nach einigen Tagen war sie geheilt; aber er hatte nicht den Muth, des Abends wieder auszugehen. Selbst wenn er am Tage spazieren gieng, that er dieß nie ohne Besorgniß; er fürchtete immer, der rachsüchtige Portugiese möchte ihn anfallen und ums Leben bringen.

Meister Hauser in Frankreich.

In Frankreich gefiel es Meister Hausern ausserordentlich wohl. Die schönen Gegenden, die er dort antraf; die herrlichen Weinberge, die schönen Gärten, die er in diesem Lande sah, machten einen gar angenehmen Eindruck auf ihn.

Noch mehr, als dieses alles, gefielen dem Meister Hauser die Einwohner von Frankreich.

Ueberall, wohin er nur kam, sah er fröhliche Gesichter. Alles scherzte, lachte, sang! alles war höflich und artig, der Herr eines Hauses sowohl, als seine Dienstboten.

Meister Hauser konnte nur wenige französische Wörter sprechen. Aber deßhalb ward er von den Franzosen nicht so, wie in Engelland, ausgelacht. Nein! wenn er im Sprechen einen Fehler machte: so verbesserten ihn die Franzosen, die ihn hörten, auf eine feine Art.

Meister Hauser hatte oft Gelegenheit, die grosse Gefälligkeit der Franzosen zu bewundern. Sie dienen herzlich gerne, besonders betragen sie sich gegen Fremde sehr gefällig. Wenn Hauser nach einer Strasse oder nach einem Hause fragte: so ließ der befragte Franzose sogleich alles stehen und liegen und wies den Meister Hauser zu rechte.

Einmal wurde Meister Hauser in grosses Schrecken gesetzt. Er verlor in einer kleinen französischen Stadt seinen Beutel, der seine ganze Baarschaft enthielt. Hauser war trostlos. Er glaubte, daß er sein Geld nie wieder erhalten werde. Allein bald kam ihm ein Franzose nachgelaufen, hielt den Geld-

beutel in die Höhe, und fragte Hausern, ob er ihn vielleicht verloren habe.

Wer war froher, als Hauser! Er nahm den Beutel und wollte dem ehrlichen Finder ein paar Silberstücke zur Belohnung geben; allein der Franzose wollte durchaus nichts annehmen. Ich bin genug belohnt! sagte er freundlich; denn ich sehe, daß ich euch eine grosse Freude gemacht habe.

Meister Hauser hielt sich über ein Jahr lang in Frankreich auf und lebte daselbst sehr froh und glücklich. Er wäre noch länger in diesem Lande geblieben: allein ein Bekannter von ihm beredete ihn, mit ihm eine Reise nach Holland zu machen und Hauser, der gern viele Länder sehen wollte, ließ sich dazu bewegen. Er reisete nach Holland.

Meister Hauser in Holland.

Je näher Meister Hauser dem Lande Holland kam, desto langsamere und ernsthaftere Menschen traf er an. Auch wurde der Boden immer schlammiger und fetter, die Luft mehr neblicht, das Brod schwärzer.

Anfangs wollten unserm Meister Hauser die Holländer durchaus nicht gefallen. Sie waren ihm zu langsam und zu ernsthaft. Aber da er sie besser kennen lernte, gewann er sie recht *lieb.* Er fand in ihnen sehr ehrliche Leute, auf deren Wort man sich verlassen kann. Hauser hat dann oft gesagt: wollt ihr brave, treuherzige Menschen kennen: geht nach Holland, dort findet ihr sie in Menge.

Wer grosse Reinlichkeit sehen will, der reise nach Holland. Hier wird alles sehr rein gehalten. Meister Hauser fand es in den Häusern der Holländer so nett, so ordentlich und reinlich, wie er es noch nirgends gefunden hatte. Es wird einem wohl ums Herz, sagte er, wenn man *in ein* holländisches Haus tritt; da findet man nichts von Schmutz; Stuben und Vorsäle, Treppen und Küchen, Hausgeräthe und Menschen, alles sieht sauber aus und lächelt einen an. Um durch das Ausspucken das Zimmer nicht zu verunreinigen, ist in Holland die Einrichtung getroffen, daß in jedem Zimmer sich Spucknäpfchen befinden, in die man hinein spuckt.

Meister Hauser war ein grosser Biertrinker: er paßte aus diesem Grunde ganz für Holland;

denn hier wird auch sehr viel Bier getrunken. Auch labte er sich an den herrlichen Schinken, die hier in Menge gegessen werden.

Weil die Holländer einen starken Handel treiben: so giebt es unter ihnen sehr viele wohlhabende und reiche Leute; dessen ungeachtet findet man nicht viele Verschwender unter ihnen; der grössere Theil von ihnen soll bey allen Reichthümern sehr sparsam leben.

Ein Vierteljahr hatte Hauser in Holland gelebt, als er eines Tages mit einem Schiffer zusammen kam, der ihn einlud, mit ihm eine Reise nach Afrika zu machen, wohin er europäische Waaren verführen, und dafür Elephantenzähne und Goldstaub nach Europa bringen wollte.

Ihr könnt ein reicher Mann werden, wenn ihr mit kommt, sagte der Schiffer; und Hauser bedachte sich nicht lange. Topp! rief er, ich gehe mit, und nach zwey Wochen fuhr er wirklich fort, immer dem heissen Afrika zu.

Ein ungeheurer Fisch.

In den ersten Tagen gieng es dem Meister Hauser auf der See nach Wunsch und Willen. Das

Wetter war schön, die Reisegesellschaft lustig, und das Essen reichlich und gut.

Aber das schöne Leben veränderte sich bald. Je tiefer man ins Weltmeer hinein kam, desto langweiliger wurde die Reise. Auch wurde jetzt nicht mehr so gut geschmauset, als anfangs.

Hauser sah nichts um sich, als Luft und Wasser. Wenn er daran dachte, daß er auf einer so langen Reise in den tiefen Wellen leicht umkommen könne, so wäre er lieber in Holland gewesen.

Schon war man zwey Wochen auf dem Meere, als man eines Tages einen grossen Schrecken hatte. Es wälzte sich nämlich nicht weit vom Schiffe ein ungeheurer Fisch. Traf er das Schiff, so konnte er es leicht beschädigen. Dieß setzte die Reisenden in grosse Angst.

Ein Wallfisch! rief Hauser.

Bewahre! kein Wallfisch! rief der Schiffer. Das ist vielmehr ein Hay, einer der größten, raubgierigsten Fische, der einen so gewaltigen Schlund hat, daß ein Mensch durch kann.

Der Schiffer ließ eine Kanone aufstellen und sie auf den Hay abfeuern. Er wurde getroffen;

todt zog man das ungeheure Thier ans Schiff. Es war 16 Fuß lang und sehr dick: Die Leute auf dem Schiffe zogen ihm die Haut ab, aus der man ein Leder bereitet, das Chagrin heißt. Dann hieb man den Hay in Stücken und fand in seinem Bauche ein kleines Pferd, das er verschlungen hatte. Aus der Leber kochte man ein Fett, das man Thran nennt.

Hauser hatte eine grosse Freude über den Fang dieses furchtbaren Thieres und es gereute ihn nun wieder nicht, diese gefährliche Reise unternommen zu haben.

Der Schiffer ließ unter die Leute Branntwein und Taback vertheilen und bald jubelte alles auf dem Schiffe. Hauser pfiff und sang und rief: Es ist doch schön zur See zu reisen!

Meister Hauser wird sehr traurig.

Nach einer Woche wurde das Wetter sehr trübe. Auf dem Meere lag ein dicker Nebel, so, daß man kaum zehn Schritte vor sich hinsehen konnte. Das war ein trauriger Anblick!

Der Schiffer ermahnte seine Leute, daß sie ja alles recht reinlich halten sollten; denn wenn dieß

nicht geschähe, würden sie sicher krank werden. Meister Hauser war nicht vorsichtig genug. Das Bett, worin er schlief, hätte er täglich recht lüften sollen; allein er unterließ dieß. Die traurigen Folgen davon blieben nicht lange aussen.

Meister Hauser fieng an Uebelkeiten zu spüren. Er wurde matt und sehr traurig. Seine Zähne besonders fiengen an locker zu werden, und das Zahnfleisch ward faul.

Das ist schlimm, Meister Hauser, sagte der Arzt, der sich auf dem Schiffe befand; ihr habt eine gräuliche Krankheit; man nennt sie den Scharbock oder Scorbut. Wenn ihr nicht sorgfältig die Mittel gebraucht, die ich euch vorschlagen will, so wird das Zahnfleisch wegfaulen, ein Zahn nach dem andern ausfallen, die fauligen Säfte werden sich durch den ganzen Körper verbreiten und ihr werdet elendiglich um euer Leben kommen.

Meister Hausern wurde es angst und bang. Er bat den Arzt, ihm zu helfen. Dieser gab ihm hierauf verschiedene Kräuter zu kauen, auch schrieb er ihm vor, wie er von nun an leben, was, und wann, und wie viel er essen und trinken sollte.

Der traurige Meister Hauser befolgte die Vorschriften des Arztes sehr genau. Das hatte gute Wirkungen, denn er erholte sich, sein Zahnfleisch wurde frischer, seine Säfte reiner, und nach einiger Zeit befand sich Hauser fast ganz wohl. Um diese Zeit klärte sich auch der Himmel auf, die Sonne vertrieb den dicken Nebel, alles nahm eine schönere Gestalt an, die Schiffsgesellschaft wurde lustig, und freute sich auf das feste Land, das man nach einigen Tagen zu besteigen hoffte.

Meister Hauser in Todesgefahr.

Drey Tage war man gefahren, und das feste Land von Afrika war nicht mehr weit. Da erhob sich plötzlich ein Sturm, der immer heftiger wurde. Die ausgespannten Segel mußten schnell herabgerissen werden. Es dauerte nicht lange, so brach ein Theil des Mittelmastes entzwey. Darüber gerieth die Schiffsgesellschaft in Schrecken.

Der Sturm tobte immer stärker und stärker, die Wellen stiegen thurmhoch, und wälzten sich beynahe über das Schiff weg; dieses fiel zuweilen auf die Seite, und es schien, als werde es von den Wellen verschlungen werden. Durch das ganze Schiff war ein Angstgeschrey verbreitet.

Das Unglück sollte noch grösser werden. Das Schiff bekam einen Leck oder ein Loch, durch welches das Wasser hineinlief. Jetzt erhob sich im Schiffe ein schreckliches Jammergeschrey. Wir sind verloren! riefen alle durch einander. Nur der Kapitän des Schiffs stand ruhig da und ließ keine Angst blicken. Was hilft euer Geschrey? rief er; auf, legt die Hände ans Werk! schöpft das Wasser aus! verstopft den Leck! dieß wird uns von dem Tode retten. Das ruhige, unerschrockene Betragen des Kapitäns gab den Schiffleuten wieder Muth. Sie hörten auf zu jammern, schöpften das eindringende Wasser aus und verstopften, so gut es angieng, den Leck.

Jetzt wurde der Wind etwas schwächer; und die Seefahrer fiengen an, ruhiger zu werden. Aber das währte nicht lange. Der Sturm erhob sich von neuem; er war jetzt noch stärker, als das erstemal, und den Reisenden drohte neue Gefahr. Der Kapitän befürchtete, daß der Sturm das Schiff an die Küste werfen und so zerschmettern werde; demungeachtet blieb er unerschrocken, und verlor den Muth keinen Augenblick.

Auf einmal erhob sich ein entsetzlicher Windstoß; das Schiff bekam eine solche Erschütterung,

daß viele in demselben umfielen. Meister Hauser befand sich unglücklicher Weise am Rande des Schiffes und stürzte ins Meer. In diesem Augenblicke ward das Schiff weit abwärts getrieben und man war nicht im Stande, dem unglücklichen Hauser zu Hülfe zu kommen. Angstvoll rang der Arme mit den Wellen. Zum Glück konnte er schwimmen. Die Wellen warfen ihn nach dem Ufer zu, und so entkam er glücklich dem Tode.

Meister Hauser unter den Wilden.

Ermattet kam Meister Hauser ans Ufer; kaum konnte er ein Glied bewegen; aber die Furcht, von den Wellen noch einmal ins Meer fortgerissen zu werden, zwang ihn, alle Kräfte zusammen zu nehmen, und von dem Ufer etwas weg zu kriechen. Auf allen Vieren kroch er weiter. Er erreichte einen Baum. Diesen umklammerte er und schlief ein. Fürchterliche Träume ängstigten ihn. Am andern Morgen schlief er noch fest, als er auf einmal einen tüchtigen Schlag bekam. Er erwachte und sah zu seinem grossen Schrecken, sich von schwarzen Männern umringt, die ein wildes Ansehen hatten und ein schreckliches Freudengeschrey erhoben, als Meister Hauser sich aufrichtete.

Einer von den Wilden wollte ihm mit einem dicken Knotenprügel eines auf den Kopf versetzen; aber ein anderer hielt ihn davon zurück. Man ergriff nun Hausern und schleppte ihn mit sich fort. Wenn er nicht schnell mit ihnen fortlief, bekam er tüchtige Stockhiebe.

O wie war es jetzt Hausern ums Herz! Er sah sich in dem größten Elend! Ich werde, seufzte er, in diesen Einöden elendiglich ums Leben kommen! O was habe ich gethan, daß ich Europa verließ! Ich Thor! ach, wäre ich doch geblieben, wo ich war! — Zwey Tage lang war Hauser schon mit den schwarzen Wilden fortgelaufen. Jetzt erreichte man einen Platz, wo eine ganze Horde von Wilden hauste. Hier machte man Halt.

Hauser bekam viele Schläge und wenig zu essen. Der Anführer von den Wilden nahm ihn zu sich in seine elende Hütte. Hier mußte er die beschwerlichsten Arbeiten verrichten. Zum Glück für ihn hatte sein schwarzer Herr eine Tochter, die Jutta hieß und ein mitleidiges Herz hatte. Jutta sah das Elend des Weissen und nahm Theil daran. Sie gab ihm heimlich manchen guten Bissen und bat ihren Vater, ihn gelinde zu behandeln. Jutta war

der einzige Trost des unglücklichen Hausers in seinem grossen Elende.

Einen Monat befand sich Hauser nun in der Hütte des Anführers. Um der guten Jutta für ihre Wohlthaten dankbar zu seyn, flocht Hauser für sie ein niedliches Körbchen; denn er hatte in seiner Jugend das Korbflechten gelernt.

Während er an dem Körbchen arbeitete, versammelte sich eine Menge von Wilden bey der Hütte ihres Anführers und verurtheilte den unglücklichen Weissen zum Tode. Man wollte mit Pfeilen nach ihm schiessen und ihn dann an einen Baum aufhängen. Jutta hörte dieß und war in größter Angst. Da trat Hauser zu ihr und brachte ihr das Körbchen. Sie nahm es ihm mit Hastigkeit ab, und sprang damit vor die Hütte zu ihrem Vater, der von mehr als dreyssig Wilden umgeben war.

Vater! rief Jutta, gieb es nicht zu, daß der Weisse getödtet werde. Sieh nur, hier hat er mir ein Körbchen gegeben; wie schön sieht es aus. Laßt ihn am Leben; dann kann er auch euch so schöne Sachen machen.

Die Wilden bewunderten das Körbchen. Holla! riefen sie; der Weisse soll leben, damit er auch uns

so schöne Sachen macht! Jutta sprang freudig in die Hütte, und gab dem Weissen durch Gebärden zu verstehen, daß er nichts zu fürchten habe. — So rettete einen Unglücklichen ein gutes Mädchen und ein Körbchen von einem martervollen Tode.

Die Elephantenjagd.

Meister Hauser mußte nun sehr viele Körbchen machen. Die Schwarzen, besonders ihre Weiber und Töchter, wollten deren immer mehr haben. Sie bekamen von dem Weissen, der so künstliche Sachen machen konnte, eine grosse Meinung.

Nicht weit von dem Aufenthaltsorte des Korbmachers Hauser lagen grosse, einsame Wälder, in welchen ganze Schaaren von Elephanten herumschwärmten. Die Wilden beschlossen eines Tages auf die Elephantenjagd zu gehen, und Meister Hausern mit zu nehmen. Als man in dem Walde ankam, machte man ein Baumgehege. Dann vertheilte man sich. Bald darauf erblickte einer von ihnen einen grossen Elephanten. Er gab den übrigen ein Zeichen. Sie kamen herbey gelaufen und trieben das gewaltige, aber dabey sehr sanfte und gutmüthige Thier in jenes Gehege.

Als der Elephant im Gehege war, verrammelten sie dieses, und er konnte auf diese Weise nicht mehr heraus. Jetzt fieng er an zornig zu werden. Die Schwarzen wollten ihm ein Seil um seinen ganz kurzen Hals werfen, aber er tobte so entsetzlich herum, daß sie ihn schlechterdings nicht fangen konnten. Wir wollen ihn tödten! riefen einige, und nun schossen alle mit Pfeilen auf ihn so lange, bis der Elephant zu Boden sank.

Jetzt erhob sich ein Freudengeschrey. Alle liefen zu dem ungeheuren Thiere und jubelten, daß es ihnen gelungen war, es zu erlegen. Hauser, der noch nie einen Elephanten gesehen hatte, stand voll Erstaunen da und sah das grosse Thier an. Er fieng an es zu messen und fand, daß es 14 Fuß hoch und 16 Fuß lang war. Der Kopf war nicht sehr groß und an demselben hieng ein langer Rüssel, an welchem ein Hacken befindlich war. Dieses Hakens bedienen sich die Elephanten, wie wir uns unsrer Finger bedienen. Den Mund des Elephanten fand Hauser ziemlich klein, so auch die Augen, die noch dazu sehr matt sind.

Der Schwanz reichte nicht bis an den Boden, war fast ganz nackt; blos am untern Ende befand

sich ein Busch von Borsten, die wie ein Rabenkiel dick waren. Am meisten zogen die zwey langen Zähne des Elephanten die Aufmerksamkeit des Europäers auf sich. Sie befanden sich in der obern Kinnlade und jeder von ihnen war 9 Fuß lang, und unten beynahe vier Spannen dick. Sie mochten ungefähr 150 Pfund schwer gewesen seyn.

Diese Zähne geben das Elfenbein, aus welchem man Kämme, Dosen, Stockknöpfe und verschiedene andere Sachen macht. Die Schwarzen verhandeln sie an die Europäer. Die Haut des getödteten Elephanten war dick, hart und runzlicht, sah mäusefahl aus, und als wäre sie aufgesprungen. Die Schwarzen zogen sie ab, und hieben nun das Fleisch in Sücken. Es war eine ungeheure Masse. Sechs Ochsen hätten kaum so viel gegeben, als dieser einzige Elephant.

Die Wilden machten sogleich ein Feuer an und brieten grosse Stücke davon. Hauser ließ es sich auch wohl schmecken und vergaß an diesem frohen Tage seine Lage und sein Vaterland. Als man wacker geschmauset hatte, legten die Schwarzen die übrigen Fleischstücke vom Elephanten auf Stangen und trugen sie nach ihren Hütten. Ihre Weiber und

Kinder

Kinder kamen ihnen entgegen gelaufen und freuten sich lärmend über die Beute, die sie mitbrachten.

Eine Leopardenjagd.

In den dicken Wäldern, in welchen die Schwarzen den Elephanten geschossen hatten, hielten sich auch Leoparden auf, die so groß sind, als ein tüchtiger Fleischerhund. Sie kamen zuweilen bis an die Wohnungen der Wilden geschlichen und kaperten ihnen mehrere Hausthiere weg.

Eines Morgens zog eine Menge Schwarzer wohlbewaffnet aus, um einen oder, wenns möglich, mehrere Leoparden zu erlegen. Schon waren sie etliche Stunden im Walde herum geschlichen, ohne einen zu sehen. Aber jetzt hörten sie auf einmal in der Nähe das klägliche Geschrey eines Affen. Sogleich liefen alle nach dem Orte hin, woher das Geschrey kam.

Ha! seht! seht! seht! rief ein Schwarzer, und zeigte mit der Hand nach einem Baume. Jetzt erblickten alle — einen Leoparden. Er saß auf einem Baume, und zerriß einen Affen, der vor ihm auf den Baum geflohen, dort aber von dem Blutgierigen Rauber erhascht worden war.

Sogleich liefen alle Schwarzen nach diesem Baume zu; einige warfen mit ihren Spiessen nach dem Leoparden, andere schossen ihre Pfeile auf ihn ab. Er wurde mehrmals getroffen, fiel aber nicht herunter. Noch war er nicht tödtlich verwundet. Ergrimmt kletterte er mit der größten Schnelligkeit vom Baume herunter und stürzte unter die Wilden. Seine Blicke waren fürchterlich. Sicher hätte er diesen und jenen zerrissen, wenn nicht jetzt ein Pfeil in seine Brust, ein anderer in seinen Kopf geflogen wäre. Er taumelte zu Boden.

Die Wilden jauchzten, gaben ihm noch einige derbe Schläge auf den Kopf und schlepten ihn nach ihren Hütten. Meister Hauser betrachtete ihn lange. Er fand ihn vier Fuß lang und sein Kopf war hübsch rund. Seine Farbe war bräunlichgelb und die Haut hatte viele schwarze Flecken. Die Haare waren kurz.

Die Wilden liessen sich sein Fleisch wohl schmecken. Es ist weiß, wie Kalbfleisch, und soll keinen übeln Geschmack haben. Das Fell wurde aufgehoben. In Europa gebraucht man die Felle der Leoparden zu Pferdedecken und bezahlt sie sehr theuer. Ein Paar davon kostet gewöhnlich 50, zuweilen

aber auch 200 Thaler, wenn die Felle sehr schön sind.

Eine Hyänenjagd.

Mit grossem Schrecken kam eines Tages ein Schwarzer aus dem Walde nach seiner Hütte zurück. Er hatte in einem Gebüsche zwey Hyänen gesehen. Alle Schwarzen geriethen bey dieser Nachricht in Angst. Jetzt können wir nicht mehr sicher in die Wälder gehen! riefen sie. Daß doch wieder einmal solche Bestien uns heimsuchen müssen! Schon seit mehrern Jahren hat sich in dieser Gegend keine sehen lassen.

Die Schwarzen hatten nicht unrecht, sich vor diesem Thiere zu fürchten. Die Hyäne ist zwar nicht groß, sie ist nicht grösser, als ein grosser Hund, aber ein äusserst grausames, wüthendes Thier, das nicht leicht zu bändigen ist. Sie hat ungemeine Stärke und den größten Muth. Ein Löwe selbst kann sie kaum bezwingen. Sie fällt alles an, was ihr vorkommt; und was sie einmal gepackt hat, läßt sie nicht wieder los, auch wenn sie die derbsten Schläge bekommt. Sie hält sich gern unter der Erde und in Felsenklüften auf und gräbt häufig Leichname auf.

Die Schwarzen berathschlagten sich, was zu thun sey. Alle stimmten darin überein, daß man auf diese Bestien Jagd machen müsse. Zu ihrer Freude kam gerade einer von der Küste des Meeres zurück und brachte eine Flinte, eine Pistole und Pulver und Kugeln mit. Er hatte dieß alles für ein paar Elephantenzähne erhalten. Die Schwarzen wußten zwar mit dem Gewehr nicht recht umzugehen, aber sie hatten ja den Meister Hauser bey sich, den baten sie, er möchte doch die Flinte versuchen. Er ließ sich 40 Schritte weit ein grosses Blatt hinstellen, schoß darnach und traf es.

Nun bekam man mehr Muth und zwey Tage darauf zog man in die Wälder, um die Hyänen aufzusuchen und zu vertilgen. Hauser zog natürlich mit. Derjenige, der die Hyänen gesehen hatte, führte den Zug an. Als man in der Gegend ankam, wo er die schlimmen Thiere erblickt hatte, machte man Halt.

Man durchsuchte sorgfältig die Gebüsche. Lange fand man nichts. Aber auf einmal sprang aus einem Dickicht eine von den Hyänen hervor. Hauser wollte auf sie die Flinte loslassen, aber sie versagte, das ist, sie gieng nicht los. Die Hyäne

stürzte auf den nächsten Wilden los. Zum Glück hatte dieser einen Sack mitgenommen. Diesen Sack warf er ihr hin. Sie packte ihn, und nun schleppte sie der Schwarze so lange herum, bis Hauser ihr mit dem Schafte der Flinte eine so tüchtige Kopfnuß gab, daß sie betäubt niederfiel. So war die eine Hyäne glücklich besiegt.

Jetzt suchte man noch die zweyte. Nach einer Stunde kam auch diese aus einem dicken Gebüsche hervorgesprungen. Hauser drückte die Flinte auf sie ab. Sie gieng jetzt los und die Kugel zerschmetterte der Hyäne den Kopf.

Die Schwarzen wußten vor Freuden über diesen Sieg sich nicht zu fassen. Sie umarmten den Weissen und hiessen ihn einen tapfern Mann, der wohl werth wäre, ein Schwarzer zu seyn. Mit lautem Jubel schleppten sie die Beute nach ihren Hütten. Hier wurden die Hyänen zur Schau ausgestellt. Sie sahen weißgrau und gelblich aus, hatten schwärzliche Flecken und Streifen und ihr Kopf war schwarzbraun.

Dieser glückliche Tag wurde wie ein Fest gefeyert. Man sang, sprang und tanzte, und Meister Hauser ward von Jung und Alt mit Lobsprüchen überhäuft, und mußte auch ein Tänzchen mitmachen.

Der Abzug

Nach einem Vierteljahre wurden die Schwarzen in einer Nacht zu ihrem grossen Schrecken in einiger Entfernung mehrere grosse Feuer gewahr. Sie fürchteten, daß Feinde in der Nähe seyn möchten und schickten daher ein Paar von ihnen hin, um nachzusehen, was die Feuer bedeuten sollten. Nach zwey Stunden kamen diese zwey Abgesandte ausser Athem und voll Angst zurück gelaufen. Es sind Feinde von uns! riefen sie, und alle Schwarzen wurden bestürzt. Was sollten sie thun? Sie berathschlagten lange. Endlich beschlossen sie, ihren jetzigen Aufenthaltsort eiligst zu verlassen, und in eine andere Gegend zu ziehen.

Sogleich packten sie ihre geringen Habseligkeiten zusammen und zogen aus ihren Hütten. Meister Hauser mußte mit. — Nach zwey Tagen erreichten sie eine sehr anmuthige, fruchtbare Gegend an einem grossen Walde. Das Erste, wornach sie sich hier umsahen, war das Wasser. In Afrika giebt es sehr grosse Strecken Landes, wo es, wegen der grossen Hitze und des sandigen Bodens, an Wasser fehlt. Zu Aller grossen Freude fand man mehrere Quellen, und beschloß daher, hier zu bleiben.

Eine Löwenjagd.

Gleich in der ersten Nacht, die sie in dieser Gegend zubrachten, wurden sie auf eine unangenehme Weise aus ihrem Schlafe geweckt. Es erhob sich nämlich ein furchtbares Löwengebrüll, das schrecklich wiederhallte.

Zu fürchten hatten sie zwar nicht, daß die Löwen unter sie stürzen und sie ermorden würden; denn diese Könige der Thiere machen sich, ohne gereitzt worden zu seyn, nicht an die Menschen, und fürchten sich überdieß vor dem Feuer. Aber angenehm war es den Schwarzen dennoch nicht, solche Gäste in der Nähe zu wissen.

Nachdem sie sich einige Hütten gebaut und etwas eingerichtet hatten, kamen sie überein, einmal auf die Löwenjagd zu gehen.

Sie bewaffneten sich sehr gut. Meister Hauser lud Flinte und Pistole und versah sich überdieß noch mit einem Wurfspiesse. So zog man in den Wald. Man hielt sich immer beysammen. Schon war man einen halben Tag herumgestrichen, ohne einen Löwen zu sehen. Nachmittags kam man an ein finsteres Dickicht, das man umzingelte. Die Schwar-

zen erhoben ein Geschrey; da stürzte auf einmal ein grosser, herrlicher Löwe hervor und wollte entrinnen. Aber er war von den Jägern umgeben. Sie warfen und schossen auf ihn, trafen ihn auch, doch nicht so, daß er umgefallen wäre.

Jetzt wurde der Löwe grimmig. Seine grossen feurigen Augen rollten zornig herum; er schüttelte wüthend seine schöne Mähne und schlug mit dem 4 Fuß langen Schwanze herum. Auch erhob er ein Gebrüll, das allen Angst einjagte.

Meister Hauser trat näher zu ihm und legte auf ihn die Flinte an. In diesem Augenblicke fiel der Löwe voll Grimm auf ihn ein und wollte ihn mit seiner Tatze, mit welcher er sogar einen Ochsen todtschlagen kann, eines versetzten. Meister Hausern entfiel die Flinte und er glaubte, daß es nun aus mit ihm sey.

Die Schwarzen, als sie dieses sahen, kehrten sich voll Schrecken um und wollten die Flucht nehmen. Der Löwe gab Meister Hausern mit seiner Tatze einen Schlag auf die Schultern, so, daß er sogleich umfiel. Der Löwe stellte sich auf ihn und wollte ihn zerreissen, da hielt ihm aber Meister Hauser die Pistole vor den Kopf und drückte sie

los. Die Kugel zerschmetterte den grossen Kopf des Löwen und er sank todt nieder.

Die Schwarzen kehrten nun um, erhoben ein Jubelgeschrey und lobten Hausers Tapferkeit. Der Löwe wurde nun nach den Hütten geschleppt, die Haut ihm dort abgezogen und sein Fleisch, das wie Kalbfleisch schmecken soll, gespeist. Er war 9 Fuß lang und 5 Fuß hoch. Es war ein Männchen. Die Weibchen oder Löwinnen, die jährlich 3 bis 4 Junge werfen, wovon aber gewöhnlich blos eines am Leben bleibt, sind merklich kleiner.

Der Löwe ist, wegen seiner Stärke, allen Thieren furchtbar; blos vor dem Bären soll er sich fürchten. Er ist übrigens ein großmüthiges, treues und dankbares Thier. Man kann ihn zahm machen und vor den Wagen spannen.

Die Schwarzen erlegten bald noch mehrere Löwen; einige fiengen sie auch in Gruben.

Das Vaterland.

Meister Hauser wurde von den Schwarzen sehr geliebt. Die gute Jutta hatte ihn so gern, als ihren Vater. Dessen ungeachtet wünschte er sich aus der Gesellschaft der Wilden weg, um, wenn möglich, wieder nach Europa zu kommen.

Nach einem halben Jahre beschlossen die Schwarzen, einige von ihnen nach der Küste zu schicken, wo sie Elephantenzähne, Leoparden und Löwenhäute verkaufen sollten. Hauser bat den Anführer, ihn mitgehen zu lassen. Zu seiner Freude erlaubte er es ihm.

Jutta war untröstlich. Du kommst sicher nicht mehr zurück! sagte sie traurig, als Hauser von ihr Abschied nahm. Er weinte und dankte ihr herzlich für alle Gefälligkeiten, die sie ihm erwiesen hatte. Jutta! sagte er, du hast mein Leben gerettet, dieß werde ich nie vergessen. Nimm diesen Beutel, den ich aus meinem Vaterlande mitgebracht habe, und wenn ich nicht wieder kommen sollte, so sieh' ihn zuweilen an und denke: Er ist von einem Weissen, dem ich das Leben gerettet habe.

Man zog fort. Nach einer Woche erreichte man die Küste. Man fand aber kein Schiff. Hauser schlug vor, an der Küste fortzugehen. Man befolgte seinen Rath und erblickte endlich, zu Hausers grossen Freude, ein englisches Schiff. Die Elephantenzähne, Leoparden- und Löwenfelle wurden an die Engelländer verkauft und Hauser wurde von ihnen auf das Schiff aufgenommen.

Die Schwarzen kehrten zu den Ihrigen, Hauser aber nach Europa zurück. O wie schlug sein Herz vor Freude, als er in diesem Welttheile ankam! Engelland verließ er bald und reisete nach Teutschland. Als er den Boden Teutschlands betrat, fiel er auf seine Kniee, küßte die Erde und weinte vor Freude.

Die Räuber.

Ein reicher Mann wohnte auf einem einzeln dastehenden Gute; nur zuweilen fuhr er mit seiner Familie in die Stadt, und besuchte dort seine Freunde.

Einmal war er genöthigt, eine weite Reise zu machen. Er nahm ein paar Kinder mit und ließ nur einen Sohn von zwölf Jahren und seine Frau zu Hause.

Eines Tages giengen die Knechte und Mägde aufs Feld und die Frau blieb mit ihrem Sohne, der Georg hieß, allein auf dem Gute. Die Mutter hatte in dem Keller ein Geschäft zu verrichten; sie gieng dahin und ließ ihren Sohn in der Stube.

Als sie aus dem Keller kommt, steht ein grosser, starker Mann, fürchterlich anzusehen, vor ihr.

Sie erschrickt. Der Mann zieht eine Pistole aus der Tasche und sagt: Frau, gebt mir euer Geld, sonst schiesse ich euch über den Haufen. Die Frau ist unentschlossen und weiß nicht, was sie thun soll.

Noch einmal, sage ich es euch, rief der Räuber, gebt mir euer Geld, führt mich hin, wo es liegt, gebt mir die Schlüssel, damit ich die Schränke öffne und herausnehme, was mir gefällt; denn wenn ihr dieß nicht thut, so seyd ihr verloren. Ich weiß, daß ihr allein seyd und daß euch niemand beystehen kann. Auch werden bald mehrere von meinen Leuten kommen!

Georg konnte dieß alles in der Stube hören. Er bedachte sich nicht lange, sondern sprang auf, um seiner Mutter zu Hülfe zu kommen. Auf dem Tische stand eine grosse Streusandbüchse. Er nahm daraus eine handvoll Sand und eilte aus der Stube.

Als Georg den Räuber erblickte, sprang er hinzu, schlug seine Pistole auf die Seite und warf ihm den Sand in die Augen. Nun konnte der Bösewicht nicht sehen und empfand noch obendrein heftige Schmerzen in den Augen. Er taumelte herum und wollte Georgen und seine Mutter fangen,

aber diese flüchteten sich, und da er nicht sehen konnte, so bekam er sie nicht nur nicht, sondern er fiel auch in den Keller und brach den rechten Arm.

In diesem Augenblicke traten noch drey andere Kerle in das Haus. Man konnte es ihnen gleich ansehen, daß es auch Räuber waren. Nun glaubte Georgs Mutter, daß es mit ihnen aus seyn würde. Aber Georg hatte wieder einen guten Einfall. Euer Kamerad, rief er ihnen zu, ist in den Keller gefallen!

Jetzt erhob der erste Räuber im Keller ein klägliches Geschrey. Seine drey Spießgesellen hörten ihm kaum, als sie sogleich in den Keller hinunter giengen, um ihm beyzustehen. Aber jetzt sprang Georg hinzu, warf die Thüre des Kellers zu, und legte schnell das Schloß an. Die Räuber waren auf diese Weise gefangen. Er begab sich hierauf mit seiner Mutter in das nächste Dorf, machte dort Lärm und gieng dann mit 20 wohl bewaffneten Einwohnern nach dem Gute seines Vaters. Alle vier Räuber wehrten sich sehr tapfer; aber sie wurden endlich bezwungen, mit Stricken gebunden und ins Gefängniß geschleppt.

Strafen in Teutschland.

Bald darauf kehrte Georgs Vater von seiner Reise zurück. Er entsetzte sich, als er jetzt vernahm, in welcher Gefahr seine Frau und sein Sohn während seiner Abwesenheit geschwebt hatten.

Die Räuber wurden vor Gericht geführt. Georg war begierig, zu erfahren, was für eine Strafe sie wohl zu erwarten hätten.

Der Vater antwortete darauf: Die Strafen, mein Sohn! die in Teutschland üblich sind, sind sehr verschieden. Wenn jemand Kleinigkeiten stiehlt, so wird er hie und da in ein Halseisen gesteckt, und muß öffentlich einige Stunden da stehen, so, daß ihn jedermann sehen kann. Hat er mehr gestohlen, so bekommt er zuweilen unter freyem Himmel Hiebe mit einer Peitsche, oder einem tüchtigen Haselstocke, oder er kommt auch ins Zuchthaus, wo er gewöhnlich mit einer Tracht Schläge bewillkommt wird. In dem Zuchthause muß er arbeiten, bekommt nur sparsam zu essen und zuweilen werden die Hiebe wiederholt. Hat er mehrmals gestohlen, so wird er gewöhnlich aus einer Stadt oder einem Lande fortgepeitscht, und darf nicht wieder herein kommen. Hat er jemanden ermordet, oder ist er

ein Straßenräuber gewesen, so wird er gewöhnlich mit dem Tode bestraft; er wird entweder gehenkt, oder geköpft, oder gerädert; sonsten verbrannte man auch böse Menschen.

Die Räuber, die uns berauben wollten, werden wohl ums Leben kommen.

Als die vier Bösewichter von ihren Richtern ausgefragt wurden, bekannten sie, daß sie schon viele böse Thaten ausgeübt hätten. Die Richter fällten das Urtheil über sie, daß sie am Galgen sterben sollten.

Nach einigen Tagen wurden sie auf den Platz geführt, wo der Galgen stand. Hier mußten sie, einer nach dem andern, auf eine Leiter steigen. Der Scharfrichter band ihnen einen Strick um den Hals, brach ihnen das Genick und ließ sie dann herabhängen. Nun konnten die Bösewichter niemanden mehr schaden.

Strafen in der Türkey.

Der Vater des kleinen Stephan war ein Handelsmann und wohnte in Ungarn. Er trieb einen starken Handel nach der Türkey, und reisete in seinen Geschäften oft dahin.

Einmal nahm er auch seinen Sohn, Stephan, nach der Türkey mit. Sie setzten sich in der ungarischen Stadt Ofen auf die Donau und fuhren auf diesem Flusse bis nach der türkischen Stadt Belgrad.

Als sie in die Stadt kamen, sahen sie in einer Strasse einen grossen Haufen Volk stehen. Sie giengen hin, um zu sehen, was es gäbe. Sie erreichten den Platz, wo das viele Volk stand, und sahen, daß mehrere Diebe gezüchtigt wurden. Aber wie gezüchigt? Etwa so wie in Teutschland? Nein! Auf türkische Manier. Es wurden ihnen die Beine entblöst, und nun wurden sie auf die blossen Fußsohlen so stark gehauen, daß die Haut sprang und Blut hervor kam. Diese Art von Züchtigung soll, wie einige Türken dem ungarischen Handelsmann versicherten, grossen Schmerz verursachen.

Eines Tages gieng Stephan mit seinem Vater in Belgrad herumspazieren. Sie kamen auch an das Gebäude, in welchem der Befehlshaber von der Stadt oder der Bassa wohnte. Hier fanden sie eine grosse Menge Volks versammelt, die begierig auf etwas warteten. Endlich kam ein Wagen angefahren, auf welchem einige Stücke lagen. Er

fuhr

fuhr in den Hof des genannten Gebäudes. Bald aber kam er zurück. Ein paar türkische Soldaten stiegen darauf, banden die Säcke auf und zogen — — — Menschenköpfe hervor, die sie dem versammelten Volke zeigten.

Stephan entsetzte sich, als er dieß sah; er schmiegte sich an den Vater und es schien, als befürchtete er, man möchte auch ihm den Kopf abschlagen.

Der Vater erkundigte sich bey einem Türken, was diese Köpfe bedeuten sollten, und erhielt folgende Antwort:

In einer Provinz unsers Reichs sind Unruhen entstanden; die Rädelsführer dabey sind gefangen und enthauptet worden; auf Befehl unsers Bassa bringt man nun die Köpfe nach Konstantinopel, wo sie, zur Warnung, auf einige Zeit an einem Gebäude aufgesteckt werden sollen, was sehr oft zu geschehen pflegt.

Nach einer Woche war in Belgrad alles in Bewegung. Stephans Vater fragte nach, was dieß zu bedeuten habe. Er erfuhr nun, daß von dem Großherrn (türkischen Kaiser) ein Fir-

man (Befehl) angekommen sey, in welchem dem Bassa von Belgrad aufgetragen wird, einen der obersten Generale, der jetzt in Belgrad wohnte, zu stranguliren, was denn auch wirklich geschehen war.

Bey dem Stranguliren, das in der Türkey gewöhnlich ist, geht es ganz einfach zu. Ein paar Männer nehmen einen Strick, machen eine Schlinge und werfen sie demjenigen, der strangulirt werden soll, über den Kopf, jeder von diesen zwey Männern ergreift ein Ende des Stricks, und nun ziehen oder sägen sie so lange bis der Unglückliche erdrosselt ist und todt vor ihnen liegt. Vornehme Personen in der Türkey werden gewöhnlich auf diese Weise hingerichtet.

Dem kleinen Stephan wurde es angst und bang, sich in einem Lande zu befinden, wo man fast alle Tage von Züchtigungen und Hinrichtungen hörte, und er war herzlich froh, als er wieder in sein liebes Ungarn zurück kam.

Der Bär, ein Clavierspieler.

Folgende Geschichte wird als wahr erzählt. In Konstantinopel, welches die Hauptstadt in der Türkey und sehr groß ist, erschien ein Fremder

mit einem Bären. Dieser verstand mehrere Kunststücke, unter andern auch das Clavier zu spielen. Brachte man ihn an ein Clavier, so setzte er sich auf den Stuhl nieder und fieng an mit seinen plumpen Tatzen zu spielen.

Das erregte in Konstantinopel grosses Aufsehen. Jedermann wollte den Musikus Petz sehen. Daß ein Bär tanzen und Burzelbäume setzen könne, war jedem begreiflich: aber wie er auch Clavier spielen könne, das konnte man nicht einsehen.

Ein paar Tage hatte der Bär die Einwohner von Konstantinopel schon belustigt, als er in das Haus eines verständigen Mannes geführt wurde. Dieser schüttelte den Kopf und sagte: Hier muß Betrug dahinter stecken. Er gab sogleich Befehl, den musikalischen Brummer zu untersuchen.

Als dieß der Bärenführer sah, machte er sich eiligst aus dem Staube; zur Verwunderung aller Zuschauer fieng auch der Bär an, davon zu laufen. Man lief ihm nach. Er kam an eine kleine Anhöhe von der er herunter galoppiren mußte. Er burzelte hinunter. Als er unten ankam, zerplatzte auf einmal seine Haut, und es kam — ein Mensch zum Vorschein.

Wahrscheinlich wird man den Betrüger, der sich in eine Bärenhaut gehüllt, und durch diesen Betrug schon viel Geld verdient hatte, bestraft haben.

Strafen in Rußland.

Vor ungefähr funfzig Jahren hat sich in Rußland folgende Geschichte zugetragen:

Ein reicher Russe hatte sich mit einigen Kaufleuten verbunden, um mit ihnen einen Handel ins Grosse zu treiben.

Sechs Jahre trieben sie diesen Handel und gewannen ansehnliche Summen. Allein sie waren keine ehrlichen Männer; sie erlaubten sich manchen Betrug, der aber lange Zeit verborgen blieb. Endlich ward er jedoch entdeckt, der reiche Russe wurde mit den übrigen Kaufleuten ins Gefängniß geführt und ihre Sache untersucht.

Da fand es sich denn, daß alle Betrüger waren; besonders aber hatten zwey von ihnen grobe Schurkereyen verübt. Die Richter sprachen, nach den damaligen russischen Gesetzen, ein hartes Urtheil über sie. Alle sollten in das kalte Land, Sibirien, geschickt werden, wo sie in Wäldern leben

und sich vom Zobelfang nähren sollten. Die zwey Schurken sollten noch obendrein jeder funfzig Streiche mit der Knute bekommen und ihnen dann die Nase aufgeschlitzt werden.

Als dieß Letztere geschah, kam ein grosser Haufe Volks herbey gelaufen. Die zwey Verbrecher wurden an eine Säule angebunden, dann nahm ein starker Mann eine Peitsche mit vielen Knoten oder die Knute, und gab jedem damit funfzig Hiebe, so stark, daß die Kleider zerhauen wurden und das Blut durchdrang.

Hierauf wurde ihnen mit einem scharfen Messer die Nase aufgeschlitzt, was die Zuschauer nicht ohne Schauder mit ansehen konnten. Nachdem diese Strafe vollzogen war, packte man sie, geschlossen in schwere Eisen, in einen Schlitten, den man in Rußland Kibitke nennt, und führte sie nach Sibirien. Hier lebten sie ein jämmerliches Leben. Sehr vieles mußten sie von der grimmigen Kälte leiden; zu essen hatten sie wenig; und wenn sie nicht ganz umkommen wollten, mußten sie den ganzen Tag in den Wäldern herumstreichen und Thiere schiessen. Diese Lebensart schwächte bald die Kräfte, zwey von ihnen starben gleich in dem

ersten halben Jahre, zwey erfroren in den Wäldern auf der Jagd, und auch die übrigen kamen nach einiger Zeit elendiglich um ihr Leben.

Grünbergs Unterhaltungen mit seinen Kindern.

Natur und Kunstprodukte.

Vater. Wie heißt der grosse Wohnplatz, worauf wir Menschen uns befinden? Die Erde.

Vater. Wenn du um dich her siehst, was wirst du denn noch mehr, als Menschen, gewahr?

Gustav. O, noch allerley Thiere, und Bäume, und Häuser, und Wagen, und Kirchen, und Steine, und Bücher, und noch viele Dinge mehr.

Vater. Recht gut. Wir können nun alles das, was wir ausser dem Menschen gewahr werden, sehr bequem in zwey Hauptklassen theilen. Das wollen wir einmal thun. Du nanntest Häuser und Bäume. Wir wollen dieß Beyspiel beybehalten.

Worin ist ein Haus anders, als ein Baum?

Gustav. Der Baum wächst, und das Haus nicht.

Vater. Es würde manchem freylich nicht übel passen, wenn die Häuser, wie die Bäume, aus der Erde hervor kämen; das thun sie aber nun nicht. Wie entstehen denn die Häuser?

Gustav. Die Häuser werden von Menschen gemacht.

Vater. Ist dieß auch bey den Bäumen der Fall?

Gustav. Nein, die Bäume wachsen.

Vater. Worin sind also diese beiden Gegenstände von einander verschieden?

Gustav. Darin, daß das Haus von Menschen gemacht wird, und der Baum nicht.

Vater. Ist ein Haus das Einzige, was von Menschenhänden gemacht wird?

Gustav. Nein.

Vater. So nenne mir noch mehrere Dinge, bey denen das auch der Fall ist.

Gustav. Ein Buch, ein Wagen, eine Kirche.

Vater. Recht gut; aber diese hast du schon einmal genannt, ich wünschte neue zu hören.

Gustav. Ein Tisch, ein Kleid, ein Schiff, eine Flinte, ein Hammer, ein Hobel, eine Mühle, ein Pflug, eine Sense, eine Uhr ꝛc.

Vater. Wird aber Alles, was da ist, von Menschen gemacht?

Gustav. Nein, lange nicht alles.

Vater. So nenne mir auch einige solche Dinge, an deren Entstehen die Menschen keinen Antheil haben.

Gustav. Den Baum habe ich schon genannt; ferner alle Blumen, alle Getreidearten, auch alle Steine, dann die Thiere, als Pferde, Schaafe, Löwen, Tiger ꝛc.

Vater. Du nennst da auch das Getreide, ich meinte, daß die Menschen dieses säen?

Gustav. Das thun sie freylich, sie können aber doch nicht machen, daß es aufgeht und wächst. Wenn kein Regen und Sonnenschein käme, so würden sie übel wegkommen.

Vater. Kannst du mir aber ein Ding nennen, das weder von Menschen gemacht, noch ohne der Menschen Zuthun geworden ist?

Gustav. Nein, ich kann kein solches finden.

Vater. Weil es kein solches giebt. Wie können wir also mit Recht alle Dinge um uns her eintheilen?

Gustav. In solche, die Menschen gemacht haben, und in solche, die Menschen nicht gemacht haben.

Vater. Ganz richtig. Wie könntest du nun wohl die Dinge nennen, die Menschen hervorgebracht haben, wenn du daran denkst, daß dazu Kunst und Geschicklichkeit erfodert wird?

Gustav. Kunstdinge.

Vater. Freylich; du könntest aber noch eine andere Zusammensetzung machen, da du wissen wirst, daß man das, was einer hervorbringt, auch ein Produkt nennt?

Gustav. Kunstprodukt.

Vater. Ganz richtig. Und wie würdest du nun die andern Dinge nennen, die, ohne daß die Menschen etwas dazu beygetragen haben, da sind?

Gustav. —

Vater. Weil sie durch die Kräfte der Natur entstanden oder erzeugt worden sind.

Gustav. Naturprodukte.

Vater. Recht. Alles, was da ist, läßt sich also eintheilen in Naturprodukte und Kunstprodukte; alles, was du siehst, ist entweder durch Menschen, oder durch die Natur hervorgebracht. Nun aber sagt mir doch einmal, ist Zucker ein Natur- oder Kunstprodukt?

Sophie. Ein Naturprodukt.

Fritz. Ich glaube, ein Kunstprodukt.

Vater. Ihr widersprecht euch. Was ist richtig, Gustav?

Gustav. Ich glaube Kunstprodukt ist richtig; denn, obgleich das Zuckerrohr und der süsse Saft darin von der Natur hervorgebracht wird: so wird der Zucker doch erst von Menschen bereitet, ehe er so wird, als wir ihn zum Thee und Kaffe trinken.

Vater. Das ist recht. Aber Leder, ist das ein Kunstprodukt oder Naturprodukt?

Sophie. Ein Kunstprodukt.

Vater. Warum?

Sophie. Ja, das Leder wächst ja nicht, es wird erst von den Gerbern bereitet.

Vater. Gut. So mit allen Kunstprodukten. Wie bekommen wir also die Kunstprodukte, Gustav?

Gustav. Indem wir die Naturprodukte verändern, bereiten, zusammenfügen, u. s. w.

Vater. Ein Gericht Kartoffeln ist das auch ein Kunstprodukt?

Sophie. Ja, wenn sie schon gekocht sind, so sind sie schon durch menschliche Kunst verändert, also ein Kunstprodukt. Ein Gericht roher Kartoffeln ißt man nicht.

Vater. Ißt man denn gar nichts Rohes, blos von der Natur Hervorgebrachtes?

Sophie. O ja, z. B. Aepfel, Birnen, Pflaumen, u. s. w.

Vater. Ein Gericht Aepfel wäre also?

Sophie. Ein Naturprodukt; sie müssen aber nicht gekocht seyn.

Vater. Wo nehmen wir also unsre Kunstprodukte her?

Sophie. Aus der Natur.

Vater. Ist das richtig, Gustav?

Gustav. So geradezu nicht, wir müssen erst die Naturprodukte verändern.

Vater. Das ist richtig. Wenn wir also keine Naturprodukte hätten, was würden wir dann auch nicht haben können?

Gustav. Keine Kunstprodukte.

Vater. Ohne Getreide hätten wir kein Brod, ohne Wolle, Flachs ꝛc. keine Kleider. Je mehr Naturprodukte wir also haben? —

Gustav. Desto mehr Kunstprodukte können wir auch haben.

Vater. Recht. Es ist aber gut, daß du hinzusetzest: können wir haben. Denn manche Menschen verstehen das, was die Natur ihnen gegeben hat, nicht zu verarbeiten. So wächst z. B. bey uns die grosse Nessel, aus der an andern Orten das feinste Nesseltuch gemacht wird; aber bey uns jätet man sie als Unkraut aus. Und so giebt es noch so manche Dinge um uns herum, die von grossem Nutzen für die Menschen seyn könnten, wenn sie nur Gebrauch davon machen wollten, oder sie zu benutzen verstünden. Da ist noch manche nützliche Erfindung durch Zusammensetzung oder

Veränderung der Naturproduckte zu machen, welches aber freylich nur von Menschen geschehen kann, die ihren Verstand zu gebrauchen wissen. Es soll mich sehr freuen, wenn ich künftig von diesem oder jenem von euch hören sollte, daß er irgend eine nützliche Erfindung gemacht hat.

Wir lassen nun aber die Kunstprodukte, und richten unsre Aufmerksamkeit blos auf die Naturprodukte.

Diese sind von mancherley Art. Um sie genauer kennen zu lernen, müssen sie geordnet werden. Zuerst fällt unser Blick natürlich auf diejenigen Naturprodukte, die, wie die Menschen, leben, sich von einem Orte zum andern bewegen, und Angenehmes und Unangenehmes empfinden können. Wir nennen sie, Fritz, wie?

Fritz. Thiere.

Vater. Richtig. Dann giebt es noch andere Naturprodukte, die sich nicht bewegen können, die da stehen bleiben müssen, wo sie sind, die Wurzel haben, mit denen sie in der Erde befestigt sind, und durch welche ihnen die nöthige Nahrung zugeführt wird. Wir nennen diese?

Sophie. Pflanzen.

Vater. Noch andere Naturprodukte giebt es, welche nicht von innen aus ernährt werden, sondern die nur dadurch grösser werden, daß sich von aussenher gleichartige Theile an sie ansetzen, wie z. B. bey den Steinen. Diese heissen?

Gustav. Mineralien.

Vater. Mehrere Eintheilungen sind nicht zu machen. Alle Naturprodukte also, die da sind, sind entweder?

Gustav. Thiere, oder Pflanzen, oder Mineralien.

Vater. Gut. Eine grosse Gesellschaft von Menschen, die nach einerley Gesetzen lebt, nennt man einen Staat, oder oft ein Reich. Diesen Namen hat man hier benutzt. Man nennt die grosse Gesellschaft der Thiere auch das Thierreich, alle Pflanzen, das Pflanzenreich, und alle Mineralien das Mineralreich.

Wir wollen nun zuerst von dem Thierreiche sprechen, und sehen, wozu diese Geschöpfe uns nützen.

Wenn wir den Leib des Menschen mit dem Körper der Thiere vergleichen, haben nicht beide viel Aehnlichkeit mit einander?

Gustav. O ja, sie haben viele Aehnlichkeit.

Vater. Gieb mir einige derselben an?

Gustav. Der Mensch nimmt seine Nahrung durch den Mund zu sich, das thut das Thier auch.

Vater. Er kommt klein auf die Welt und wächst nach und nach grösser; dieß ist bey dem Thiere auch der Fall.

Vater. Noch mehr?

Gustav. Der Mensch besteht aus Kopf, Rumpf und Gliedmassen; das Thier auch.

Aus festen und flüssigen Theilen; auch das Thier.

Er schläft und wacht wechselsweise; das Thier auch.

Nimmt endlich an Kräften und Munterkeit wieder ab und stirbt zuletzt. Eben so das Thier.

Vater. Wie ist der Mensch aber auf der andern Seite wieder von den Thieren verschieden?

Gustav. Der Mensch geht aufrecht, das Thier gebückt und auf vier Füssen.

Vater. Es giebt zwar gewisse Arten von Affen, die auch sehr oft aufrechtgehend angetroffen werden: allein die Einrichtung ihrer Füsse zeigt doch, daß sie nicht zu diesem Gange bestimmt sind. Dieß gilt zum Beyspiel von dem Orang-Outang, oder dem sogenannten Waldmenschen.

Gieb mir noch andere Verschiedenheiten an?

Gustav. Der Mensch bringt seine Speisen zum Munde, statt daß die meisten Thiere den Mund zur Speise bringen müssen.

Vater. Du sagst: die meisten Thiere: ist denn dieß nicht bey allen der Fall?

Gustav. Nein; ich habe ja vor einem Jahre gesehen, daß die Affen die Nüsse, welche man ihnen zuwarf, in die Pfoten nahmen und ordentlich zum Munde führten, wo sie solche zerknackten.

Vater. Recht gut. Ferner?

Gustav. Viele Thiere haben Haare, Schuppen, Federn, Schilder oder andere Decken auf der Haut, dagegen der Mensch nackend ist.

Vater. Die meisten Thiere bringen diese Bedeckungen schon mit auf die Welt (z. B. das junge Lamm), oder erhalten sie doch recht bald (wie

z. B.

re einerley, und Säugethiere oder vierfüssige Thiere zeigten immer nur dieselben an?

Gustav. Ich glaube es.

Vater. Das ist aber nicht richtig. Alle vierfüssige Thiere sind freylich auch Säugethiere, aber nicht umgekehrt. Denn es giebt ein sehr merkwürdiges Thier, das auch zu dieser Klasse gehört, weil es lebendige Junge zur Welt bringt und solche an seinen Zitzen säugt und gar keine Füsse hat.

Gustav. Ach, das ist der Wallfisch. Davon hat uns unser Lehrer erst letzhin erzählt.

Vater. Gut; so können wir gleich fortfahren, die Merkmale der Säugethiere aufzusuchen. Also einmal: Alle Säugethiere haben vier Füsse?

Gustav. Nein, das ist nicht richtig.

Vater. Wohlgemerkt! Wir müssen also uns nach andern Merkmalen umsehen. Legen die Säugethiere Eyer?

Gustav. Nein, sie bringen lebendige Junge zur Welt.

Vater. Thun das alle?

Gustav. Ja; auch der Wallfisch.

Vater. Hätten wir da also nicht schon etwas, das auf alle Säugethiere paßt?

Gustav. Ja, alle Säugethiere bringen lebendige Junge zur Welt.

Vater. Recht gut. Wir wollen noch ein neues, sehr wichtiges Merkmal aufsuchen. Hast du wohl schon einen Fisch, einen Frosch oder eine Eidechse angefaßt?

Gustav. Einen Fisch und einen Frosch wohl — aber keine Eidechse. Pfui, wer möchte die anfassen!

Vater. Und warum nicht? Ich merke, du bist im Irrthum, und hältst die Eidechsen für giftig; allein ich kann dir versichern, daß das keinesweges der Fall ist, und daß sein Körperbau wohl einer nähern Betrachtung werth ist. Ob du nun eine Eidechse in den Händen gehabt hast oder nicht, das thut hier nichts zur Sache. Einen Frosch hast du doch angefaßt. Welches war der erste Eindruck oder die erste Empfindung, die in dir entstand, als du ihn berührtest? Oder, wie war er anzufühlen?

Gustav. Er war kalt anzufühlen.

Vater. Der Fisch auch?

Gustav. Ja.

Vater. Ist ein Hund oder eine Katze auch kalt?

Gustav. Nein, die sind warm. Unser Mops wärmt mir im Winter oft sogar des Nachts die Füsse.

Vater. Das ist eben gar nichts Rühmliches von dir, daß du dir die Füsse mußt wärmen lassen. Das verzeiht man wohl einen altem Mütterchen, aber keinem so jungen, rüstigen Burschen, wie du bist. — Woher mag es nun aber kommen, daß der Fisch kalt und der Hund warm ist? —

Was ist es, was unserm Körper seine Wärme giebt?

Gustav. Das ist das Blut.

Vater. Eben dieß ist es bey den Säugethieren auch. Freylich haben die Fische auch Blut, aber kein warmes. Dieß wäre nun also ein neues Kennzeichen der Säugethiere, nämlich?

Gustav. Die Säugethiere haben warmes Blut.

Vater. Welche Farbe hat das Blut?

Gustav. Eine rothe.

Vater. Setze das noch hinzu.

Gustav. Die Säugethiere haben rothes und warmes Blut.

Vater. Da hätten wir nun also zwey Merkmale: sie bringen lebendige Junge zur Welt und haben rothes, warmes Blut. Fritz! wiederhole mir diese Merkmale noch einmal.

Fritz. Sie bringen ꝛc.

Vater. Du auch, Sophie? Sophie. Sie bringen ꝛc.

Vater. Aber haben die Vögel nicht auch warmes Blut? Gehören die also nicht auch zu dieser Klasse?

Gustav. Nein, denn sie bringen keine lebendigen Jungen zur Welt und säugen sie nicht, sondern die Vögel legen Eyer und füttern ihre ausgebrüteten Jungen dann groß.

Vater. Aber der Aal bringt lebendige Junge zur Welt, gehört der denn nicht zu dieser Klasse?

z. B. die jungen Vögel). Nur der Mensch ist nackt, ihm wächst auch nie ein Kleid; will er eins, so muß er sich dieses erst machen. Aber könnten wir der Kleider nicht ganz entbehren?

Gustav. Nein, bey uns ist es viel zu kalt dazu, wir würden erfrieren müssen. Aber in den heissen Ländern, da, wo die Mohren wohnen, gehen viele Menschen nackend, oder nur sehr wenig bedeckt umher.

Vater. Gieb noch mehrere Verschiedenheiten an?

Gustav. Die Thiere haben meistens ihren angewiesenen Wohnplatz, ausserdem sie nicht leben können: aber der Mensch kann auf der ganzen Erde wohnen, wo er will.

Vater. Leben aber nicht überall Thiere auf der Erde?

Gustav. Das ist freylich wahr, aber dieß ist auch nur von einzelnen Arten zu verstehen. Das Rennthier kann nicht in heissen, und das Kameel nicht in kalten Erdstrichen leben. Ich habe aber einen Onkel, der ist sogar in Ostindien gewesen, wo es doch sehr heiß ist, und der alte Jürgen ist nach Grönland mit auf dem Wallfischfang gewesen.

Vater. Das hast du recht gut verstanden. Weißt du keinen Unterschied mehr anzugeben?

Gustav. Die Thiere haben immer nur eine Art des Futters, wovon sie sich nähren; aber dem Menschen steht die ganze Natur zu Diensten.

Vater. Wie ist das zu verstehen?

Gustav. Einige Thiere, wie z. B. die Kühe und Schaafe, leben von Gras und Kräutern; andere, wie die Raubthiere, Wölfe, Löwen, von Fleisch, manche Vögel, z. E. die Drosseln, von Beeren. Wir Menschen aber essen Fleisch, Brod, Beeren, Gemüse, Milch und allerley.

Vater. Wenn du hierauf Rücksicht nimmst, was findest du denn?

Gustav. Daß der Mensch von dem Thiere sehr verschieden ist.

Vater. Und doch sind hier noch nicht alle Unterschiede genannt. Die vorzüglichsten fehlen noch, welche?

Gustav. Die Geistesunterschiede. Der Mensch hat Verstand, Vernunft und freyen Willen, und diese fehlen dem Thiere. Darum ist er mehr,

als ein Thier. Ich freue mich sehr, daß ich ein Mensch bin!

Vater. Dazu hast du auch allerdings grosse Ursache; vergiß es aber nur niemals.

Unterschied der Thiere.

Wir theilten in der letzten Unterhaltung alle Naturprodukte in drey Hauptklassen, in das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich. Aber unter den Produkten eines jeden dieser Reiche herrscht dennoch eine grosse Verschiedenheit (man nehme z. B. in Pflanzenreiche nur den Eichbaum, die Tulpe, den Schimmel; oder im Thierreiche den Elephanten, den Wallfisch, die Lerche, die Milbe): so daß man sich genöthiget sieht, um eine deutliche Vorstellung von dem Ganzen zu erlangen, diejenigen, die sich ähnlich sind, zusammen zu stellen und wieder Unterabtheilungen zu machen. Wir wollen nun erst bey dem Thierreiche stehen bleiben.

Seht, Kinder, hier auf diesem Bilde steht ein Affe, ein Pferd, ein Schaaf und ein Ratte. Diese Thiere baben mit einander eine gewisse Aehnlichkeit. Worin besteht sie?

Kinder. Sie haben alle vier Füsse.

Vater. Wie kannst du sie deswegen nennen, Fritz?

Fritz. Vierfüssige Thiere.

Vater. Giebt es keine anderen vierfüssigen Thiere?

Fritz. O ja.

Vater. So nenne mir noch einige?

Fritz. Haasen, Hirsche, Kühe, Hunde, Schweine, Esel, Ziegen, Mäuse ꝛc.

Vater. Haben aber diese Thiere ausser den vier Füssen nichts mit ein ander gemein, Gustav?

Gustav. Sie gebähren lebendige Junge und säugen sie so lange mit Milch, bis sie so stark und groß sind, daß sie anders Futter geniessen können.

Vater. Thun das alle vierfüssigen Thiere?

Gustav. Ja.

Vater. Wie kannst du sie daher auch nennen, besonders, weil sie ihre Jungen *säugen*?

Gustav. *Säugethiere.*

Vater. Das ist ganz richtig; so wird die erste Klasse der Thiere auch wirklich genannt. Da wären ja aber wohl Säugethiere und vierfüssige Thie-

seine Stiefeln aus und an; dem Affen funkeln die Augen, es auch zu thun. Nun geht der Mann fort. Der Affe kommt eiligst herunter, findet ein Paar kleine Stiefeln und probirt sie an. Kaum ist das geschehen, so kommt der Mann hinter dem Baume hervor, wo er sich versteckt hatte. Der Affe springt auf und will fort: aber die ungewohnte Rüstung an den Füssen macht, daß er nicht laufen kann, er macht Purzelbäume und fällt; er will die Stiefeln von den Füssen wegwerfen, allein sie sind ihm zu eng, und weil sie innwendig mit Pech und andern klebrigten Materien angestrichen sind, so kann er sie nicht los werden, und Freund Urian wird gefangen.

Oder man nimmt Mais (eine Art Getreide, welche auch unter dem Namen türkischer Buchwaizen bekannt ist und von dem die Affen unglaublich grosse Liebhaber sind), füllt damit eine Flasche, deren Hals von der Beschaffenheit ist, daß der Affe so eben mit seiner Pfote hindurch kann. Hat er seine Pfote glücklich hineingebracht, so faßt er unten so viel, als er halten kann. Das macht aber, daß er den Fuß nicht wieder zurück bringen kann. Nun kommt der Mensch herbey. Mit der

ganzen Flasche kann der Affe nicht laufen, den Mais fahren zu lassen, dazu ist seine Begierde zu stark; — so muß er sich natürlich gefangen nehmen lassen.

Eben so geht es manchen Menschen. Ehe sie ihre Begierde nach diesem oder jenem unterdrückten, eher machen sie sich lieber offenbar ganz unglücklich.

Dann ist von dem Affen merkwürdig, daß er, ausser dem Menschen, auf der Erde das einzige Geschöpf ist, welches sich anderer Waffen bedient, als die ihm die Natur gegeben hat. Sie nehmen Steine, Obst und andere solche Dinge, und werfen, oder brechen starke Zweige von den Bäumen, und schlagen damit auf ihren Feind. Oft rücken sie sogar in grossen Schaaren von einigen Hunderten an und vertheidigen sich gemeinschaftlich, wobey dann die strengste Ordnung beobachtet wird.

Die Affen sind äusserst diebisch. Nicht selten besuchen sie die Gärten und die Reisfelder, und wenn sie nicht verjagt werden, so werden sie rein ausgeplündert. Zu bewundern ist aber die Vorsichtigkeit, mit der sie dabey zu Werke gehen. Sie stellen sich nämlich in eine lange Reihe, von der

der Vorderste im Garten und der Letzte im Walde steht. Der Erste wirft die geraubte Frucht dem Zweyten, dieser dem Dritten ꝛc. zu, und so geht sie, ungefähr so wie beym Feuerlöschen der Eimer, von Hand zu Hand. Damit sie bey ihrer Dieberey nicht überrascht werden möchten, stellen sie ordentlich eine Wache aus, die Lärm macht, so bald ein Ueberfall droht. — Ist die Schildwache nicht aufmerksam genug, so soll sie hart bestraft werden. —

Wenn sie trinken wollen, so machen sie es nicht so, wie das Pferd, der Hund und andere Thiere, die den Mund zum Wasser bringen, sondern sie schöpfen mit der hohlen Hand.

Sie sind auch grosse Kletterer, und indem sie sich mit den Hinterfüssen festhalten, bedienen sie sich der Vorderfüsse auf ähnliche Art, wie die Menschen ihrer Hände.

Unter den ungeschwänzten Affen ist vorzüglich der Orang-Outang, welcher eine Höhe von vier Fuß erreicht und meistentheils aufrecht geht, besonders merkwürdig. Er lebt in Höhlen oder macht sich auch eine Hütte auf Bäumen, um sich vor Wind und Wetter zu schützen. Wenn er jung

eingefangen wird, so läßt er sich leicht zähmen und zu allerley Kunststücken abrichten. Er dreht den Bratspieß ganz geschickt, scheuert Gefässe, spült Gläser, trägt Teller auf den Tisch, kann sich selbst anputzen, Knoten auflösen, die Trommel schlagen, u. s. w. —

Das sey genug von den Affen. Jetzt wollen wir das zweyte Bild besehen. Welche Abbildungen sind darauf?

Alle. Ein Kranich, ein Rabe und eine Nachtigall.

Vater. Wie heissen, oder zu welcher Klasse gehören denn diese Thiere?

Fritz. Sie gehören zu den Vögeln.

Vater. Bey den Säugethieren suchten wir allgemeine Merkmale auf, woran wir solche erkennen konnten. Wir wollen dieß nun bey den Vögeln auch thun. Ich frage also: woran kennst du einen Vogel? Oder, was ist ein Vogel?

Fritz. Ein Vogel ist ein Thier, das fliegen kann.

Vater. Kann die Biene, die Mücke, der Schmetterling nicht auch fliegen?

Gustav. Nein, er säugt sie nicht und hat auch kaltes Blut.

Vater. Recht gut. Jetzt will ich euch noch etwas im Allgemeinen von den Säugethieren sagen und dann von einem besondern Geschöpfe dieser Klasse etwas erzählen.

Zuerst wird also das junge Thier an den Brüsten seiner Mutter ernährt. Dieß dauert eine kurze Zeit, dann kann es selbst seiner Nahrung nachgehen. Für eine Wohnung braucht es auch im Anfange nicht zu sorgen, denn es hält sich dann noch in der Höhle oder in dem Lager der Alten auf. Eben so wenig braucht ihn seine Kleidung zu kümmern, denn die bringt es schon mit auf die Welt, es ist entweder mit Haaren, Wolle, Borsten oder Stacheln oder sonst einer wärmenden Haut versehen. Merkwürdig ist es, daß die Thiere in den nördlichen, kalten Ländern eine dichtere Bedeckung haben, als in den wärmern, auch im Winter immer einen wärmern Pelz bekommen, als sie im Sommer haben. Ihr werdet darin wieder den weisen Schöpfer erkennen. —

Das ist also der natürliche Grund, warum die Pelze von den Thieren aus kalten Ländern, die im

Winter gefangen oder geschossen worden sind, besonders geschätzt und verarbeitet werden.

Ferner ist jedes Thier mit Freßwerkzeugen versehen, welche seiner Nahrung angemessen sind. Einige der Thiere fressen z. B. Fleisch, andere Gras, deshalb haben erstere, die man auch mit dem Namen Raubthiere belegt, und zu denen der Wolf, der Löwe und andere gehören, vorne im Munde sehr scharfe; die andern aber, als die Kuh, das Schaaf, mehr breite Zähne. Die Raubthiere sind zugleich mit scharfen Klauen oder Krallen an den Füssen versehen, damit sie ihre Beute desto leichter packen und besser festhalten können. Das ihnen dienliche Futter wissen sie sehr genau von dem ihnen schädlichen zu unterscheiden. So fressen die Kühe z. B. eine gewisse Art von Gras gar nicht, welches die Pferde gerne verzehren. In Krankheitsfällen oder bey Verletzungen wissen sie die besten Gegenmittel sehr gut anzuwenden. Ist dem Hunde nicht wohl, so frißt er Gras, welches ihm als ein Brechmittel dient; hat er eine Wunde, so leckt er sie beständig aus, welches heilsamer für ihn ist, als alle Pflaster. Haben sie Feinde, so können sie ihre natürlichen Waffen, und wollen sie oft

schon eher, als sie dieselben bekommen haben, gebrauchen. Der Hund beißt, die Katze kratzet, der Stier stößt, das Pferd schlägt mit seinen Hufen, der Haase flieht. Können sie einzeln nicht füglich leben, so halten sie sich zusammen. —

Gustav. Das ist doch wirklich äusserst wundervoll und weise.

Vater. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, euch mit mehrern einzelnen Thieren dieser Gattung näher bekannt zu machen. Jetzt will ich euch nur von einem derselben, welches auf dem Bilde steht, etwas erzählen. Von welchem wünscht ihr am liebsten etwas zu hören?

Alle. O! von dem Affen, dem Affen!

Vater. Gut, so merket auf.

Von den Affen, welche in ihrer körperlichen Bildung dem Menschen am nächsten kommen, giebt es sehr viele Arten; doch theilt man sie in zwey Hauptklassen, in geschwänzte uud ungeschwänzte. Die geschwänzten sind nun wieder langgeschwänzte oder kurzgeschwänzte. Die langgeschwänzten heissen Meerkatzen, weil sie ursprünglich in Amerika leben, und also übers Meer

zu uns gebracht werden müssen; die kurzgeschwänzten nennt man Paviane.

Die Affen leben in den warmen Ländern von Asien, Afrika und Amerika, und halten sich da am liebsten in Wäldern auf. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, Getreide, Eyern der Vögel, Insekten, Muscheln; auch fressen sie Gras.

In ihrem Betragen haben sie viel Eigenes und Possirliches. Besonders ist der Trieb, alles nachzuahmen, sehr stark bey ihnen. Dadurch gerathen sie aber oft in Gefangenschaft. Man geht zum Beyspiel unter einen Baum und wäscht sich aus einem Gefässe mit Wasser das Gesicht. Der Affe sitzt oben und brennt vor Begierde es nachzumachen. Kaum ist der Mann weg, so klettert er vom Baume hernieder, macht sich über das Gefäß her, das der Mann hatte stehen lassen und wäscht sich auch. Aber ach! dieses Gefäß hielt Leimwasser, und anstatt sich die Augen aufzuklären, verkleistert er dieselben. Der Mann kommt zurück, der Affe will fliehen, und rennt mit dem Kopfe gegen den Baum; er kehrt um und stürzt dem, der ihn aufpaßte, gerade in die Arme und ist gefangen. — Oder man setzt sich unter einen Baum und zieht

Fritz. Ja.

Vater. Sind das denn auch Vögel?

Fritz. Nein.

Vater. Da ist also deine Erklärung vom Vogel nicht richtig. Besinne dich erst recht und dann versuche es nochmals.

Fritz. Vögel sind solche Thiere, die fliegen können und Federn haben.

Vater. Das ist schon um vieles besser geantwortet. Du kannst aber diesem leicht noch mehrere Merkmale hinzusetzen. Denke nur daran, wodurch sie sich von den Fischen unterscheiden?

Fritz. Sie haben warmes Blut.

Vater. Mit welchen Thieren haben sie also in diesem Stücke Aehnlichkeit?

Fritz. Mit den Säugethieren.

Vater. Aber sie sind doch von diesen wieder merklich verschieden?

Fritz. Ja, sie legen Eyer und füttern ihre Jungen, aber säugen sie nicht.

Vater. Wenn du ihren Kopf betrachtest, womit ist der vorne versehen?

zu uns gebracht werden müssen; die kurzgeschwänzten nennt man Paviane.

Die Affen leben in den warmen Ländern von Asien, Afrika und Amerika, und halten sich da am liebsten in Wäldern auf. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, Getreide, Eyern der Vögel, Insekten, Muscheln; auch fressen sie Gras.

In ihrem Betragen haben sie viel Eigenes und Possirliches. Besonders ist der Trieb, alles nachzuahmen, sehr stark bey ihnen. Dadurch gerathen sie aber oft in Gefangenschaft. Man geht zum Beyspiel unter einen Baum und wäscht sich aus einem Gefässe mit Wasser das Gesicht. Der Affe sitzt oben und brennt vor Begierde es nachzumachen. Kaum ist der Mann weg, so klettert er vom Baume hernieder, macht sich über das Gefäß her, das der Mann hatte stehen lassen und wäscht sich auch. Aber ach! dieses Gefäß hielt Leimwasser, und anstatt sich die Augen aufzuklären, verkleistert er dieselben. Der Mann kommt zurück, der Affe will fliehen, und rennt mit dem Kopfe gegen den Baum; er kehrt um und stürzt dem, der ihn aufpaßte, gerade in die Arme und ist gefangen. — Oder man setzt sich unter einen Baum und zieht

Fritz. Ja.

Vater. Sind das denn auch Vögel?

Fritz. Nein.

Vater. Da ist also deine Erklärung vom Vogel nicht richtig. Besinne dich erst recht und dann versuche es nochmals.

Fritz. Vögel sind solche Thiere, die fliegen können und F e d e r n h a b e n.

Vater. Das ist schon um vieles besser geantwortet. Du kannst aber diesem leicht noch mehrere Merkmale hinzusetzen. Denke nur daran, wodurch sie sich von den Fischen unterscheiden?

Fritz. Sie haben warmes Blut.

Vater. Mit welchen Thieren haben sie also in diesem Stücke Aehnlichkeit?

Fritz. Mit den Säugethieren.

Vater. Aber sie sind doch von diesen wieder merklich verschieden?

Fritz. Ja, sie legen Eyer und füttern ihre Jungen, aber säugen sie nicht.

Vater. Wenn du ihren Kopf betrachtest, womit ist der vorne versehen?

Fritz. Sie haben einen Schnabel.

Vater. Ist der von Knochen?

Fritz. Nein, sondern hornartig.

Vater. Gut. Gehen sie auf vier Füssen?

Fritz. Nein, sie haben nur zwey Füsse.

Vater. Nun nimm einmal alle diese Kennzeichen zusammen. Dann wirst du mir eine vollständige Antwort auf die Frage geben können: was sind Vögel?

Fritz. Vögel sind solche Thiere, die fliegen können, deren Haut mit Federn bedeckt und deren Kopf mit einem Schnabel von Horn versehen ist, die zwey Füsse und warmes Blut haben, Eyer legen, und ihre Jungen ausbrüten und groß füttern.

Vater. Mit dieser Erklärung bin ich sehr wohl zufrieden. Jetzt fürchte ich nicht mehr, daß du einen Vogel mit irgend einem andern Thiere verwechseln wirst. Wir könnten nun gleich zum dritten Bilde gehen; allein ich will euch erst etwas im Allgemeinen über diese Klasse von Thieren sagen, und dann von einem Vogel des Bildes etwas erzählen.

Fritz. O, das ist schön!

Vater. Die Vögel fliegen in der Luft. Um diese zu durchschneiden mußten sie keinen dicken, breiten, sondern einen kleinen, vorne zugleich zugespitzten Kopf haben. Was that die Natur? Sie gab ihnen den Schnabel und, wo der vorne gebogen ist, einen langen Hals, den sie im Fluge gerade vor sich hinrecken, während sie zugleich die Füsse an sich ziehen. Um ihrem Körper die gehörige Leichtigkeit zu geben, sind die meisten Knochen hohl und ohne Mark.

Die Lunge befindet sich nicht frey in der Brust, wie dieß bey den Säugethieren der Fall ist, sondern ist an dem Rücken und an den Rippen angewachsen, und steht mit eigenen Luftbehältern oder zarten, häutigen Zellen, die theils im Unterleibe, theils unter den Achseln oder auch sonst unter der Haut liegen, in Verbindung. Diese Luftbehälter, ja selbst die Federspulen, kann der Vogel mit Luft füllen und wieder leeren, je nach dem er sich schwer oder leicht ma chen will. Dadurch wird also das Steigen und Sinken eines Vogels hinreichend erklärt. Wie leicht etwas davon fliegt, das mit Luft angefüllt ist, z. B. eine Blase, werdet

ihr schon aus Erfahrung wissen. Bey den Vögeln kommt nun noch der ganze mit Federn bedeckte Körper dazu. Und nun die ganze Einrichtung der Flügel, wie leicht wird es ihnen, damit die Luft zu zerschlagen oder zurückzutreiben. Betrachtet einmal einen Flügel recht aufmerksam! Wie stark ist er nicht, nach Verhältniß des Körpers dieses Thieres, da wo er sich an die Brust anschließt! Wie laufen nicht alle seine Federn, so schön geordnet, von der größten bis zu der kleinsten, und an den Enden so spitz abschiessend! —

Daß der Vogel nicht immer fliegt, werdet ihr wissen. Er ruht auch, um seine Nahrung bequem verzehren zu können. Bey denjenigen, welche auf den Zweigen der Bäume ausruhen und schlafen, sind die Fußsehnen so eingelenkt, daß, sobald sie sich setzen, die Zehen und Klauen dadurch von selbst zusammen gezogen werden und sich um den Ast herum schlagen. Folglich ist es unmöglich, daß sie vom Äste herunterfallen können. Bey andern, welche sich mehr im Wasser aufhalten, als Gänse, Enten, sind die Zehen durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden worden, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, die Füsse als ordentli-

che Ruder zu gebrauchen. Den Vögeln, welche blos laufen, fehlen die hintern Zehen.

Habt ihr wohl schon ein Vogelnest aufmerksam betrachtet? Wer muß da nicht ihre Geschicklichkeit in der Baukunst, und die Sauberkeit und Nettigkeit ihrer Arbeit bewundern! Eben so sehr ist zu bewundern, wie Männchen und Weibchen sich zugethan sind und einander sich bey Verfertigung des Nestes, beym Ausbrüten und Großfüttern der Jungen Hülfe leisten. Aus kleinen Stückchen Holz, aus Strohhalmen, Wolle, Haaren, Moos und Koth, wissen sie so geschickt ihre Nester und blos mit dem Schnabel, zusammenzufügen, daß Menschenhände sie nachzumachen nicht vermögend sind. Einige nähen sich sogar, auf eine wirklich sehr künstliche Art, ihre Nester zusammen. Und alles im Neste wird so eingerichtet, jedes Haar, jeder Büschel Wolle dazu verwendet, die kleinen nackten Jungen recht warm zu betten.

Eben so sonderbar ist, daß jede Gattung von Vögeln auch ihren besondern Ort hat, wo sie die Nester anlegen, in und auf der Erde, auf dem Wasser, iu Gesträuchen, auf Bäumen, in Mauerlöchern, unter dem Dache ꝛc.; und zwar immer

so, daß sie ihre nothwendigsten Bedürfnisse in der Nähe finden. Dann giebt jede Art von Vögeln seinen Nestern eine eigne Form, so, daß man beym blossen äussern Anblick des Nestes schon errathen kann, was es für ein Vogel ist, dem es zugehört. Immer richtet sich die Grösse des Nestes nach der Grösse des Vogels, und allezeit ist es so angelegt und so sorgfältig versteckt, daß es nicht leicht in die Augen fällt und vor Wind und Wetter möglichst gesichert ist. —

Wer hat sie nun dieses alles gelehrt? Niemand. Es liegt dieß in ihrer Natur und Einrichtung. Man nennt solche Triebe, wie euch schon früher gesagt ist, Kunsttriebe.

Aber ausser diesem Triebe bemerkt man bey vielen Vögeln noch einen andern, den nämlich, zu gewissen Zeiten ihren Wohnort zu verändern. Gewöhnlich thun sie das im Herbste, wo viele Vögel in grossen Schaaren und im hohen Fluge von uns fliegen, nach wärmern Ländern hin, wo sie dann ihre Nahrung besser finden, als z. B. die Störche, Krammetsvögel, die Nachtigallen ꝛc. Im Frühjahre kommen sie dann wieder zu uns. Diese nennt man von ihren Zügen, Zugvögel. Sogar bey denen, die in Gefangenschaft sitzen

und diese Reise niemals mitgemacht haben, äussert sich dieser Trieb. Ich fieng im vorigem Sommer eine junge Nachtigall. Als nun die Zeit der Wanderung herankam, da hättet ihr sehen sollen, wie das kleine Geschöpf unruhig ward, immer in steter Bewegung war, die Federn sträubte, gegen den Käfig anflog ꝛc. Es äusserte sich bey ihm der Trieb zur Reise. — Und nun, wer hat es die Vögel gelehrt, daß sie über weite Länder und grosse Meere, ohne Kompas, ihren Weg finden können? Wer hat sie gelehrt, in der veränderlichen Luft diesen niemals zu verfehlen? Wer giebt ihnen ein Zeichen, daß sie so viel vom Wege zurückgelegt, so viel noch vor sich haben? Wer führt, wer ernährt sie, wer reicht ihnen das, was sie bedürfen? Wer hat ihnen die Inseln und Herbergen angewiesen, in welchen sie dieselben treffen, und wer hat sie unterrichtet, auf welche Weise sie dieselben auf ihrer Reise finden können? Wer sagte ihnen, daß das Land, wohin sie kämen, sich jetzt besser für sie schicken werde, als das, das sie verliessen? Warum gerade nach diesem und keinem andern Lande? Und wer lehrt sie das Land, das sie verlassen haben, wieder finden, den Storch sogar sein Nest?

Wer erstaunt nicht, wenn er dieß *alles* bedenkt, und bewundert nicht die Weisheit und väterliche Güte, mit welcher der Schöpfer auch für diese Art der Thiere gesorgt hat? —

Andere Vögel streichen nur mit niedrigem Fluge und zerstreut einige Meilen weit umher, um sich ihre Nahrung zu suchen, und kommen dann wieder, z. B. die Zeisige. Diese nennt man Strichvögel.

Mehrere fliegen aber auch gar nicht fort, sondern bleiben Sommer und Winter bey uns, als die Sperlinge, Finken, Meisen, Krähen rc. Diese nennt man Standvögel.

Gewöhnlich verlieren die Vögel im *Herbste* die Federn, um für den Winter eine wärmere Decke zu erhalten (denn die untauglich gewordenen und zerzausten Federn werden durch neue wieder ersetzt): das nennt man Mausen.

Dieß geht so zu: die alten Federn vertrocknen, indem die Kanäle, welche ihnen ihre Feuchtigkeiten zuführen, sich verstopfen, und dann werden sie durch die, unter der Haut sich gesammelten Säfte gleichsam weggestossen.

Manche Vögel, besonders Raubvögel, haben ein sehr scharfes Gesicht. In weiter Ferne erblicken sie ihre Beute, stürzen im Fluge auf sie herab, packen sie mit ihren scharfen Krallen und dem spitzgekrümmten Schnabel, und tragen sie fort. Man hat Exempel, daß der grosse Geierkönig nicht nur Lämmer und Hasen, sondern auch kleine Kinde auf diese Weise fortgeführt hat. Der Fischadler erblickt hoch in der Luft, wo er nur wie ein Punkt erscheint, seine Beute am Grunde des Meers. — Andere, vorzüglich die Aasvögel, haben einen äusserst feinen Geruch. Meilenweit fliegen sie gegen den Wind, weil ihr Geruch ihnen sagt, daß sie dort ein todtes Thier finden werden. —

Wer von euch sollte nicht mit Vergnügen dem Gesange der Vögel zugehört haben. Aber sie ergötzen nicht blos durch ihren Gesang unser Ohr und durch ihr schönes Gefieder unser Auge: sondern sie haben auch noch einen andern, wesentlichen Nutzen für uns, der in dem Genusse ihres Fleisches und ihrer Eyer besteht. Lerchen, Krammetsvögel, Ortolane u. dgl. werden oft tonnenweise verschickt. (Ortolane sind Vögel, die

zu dem Geschlechte der Ammern gehören, und in Teutschland selten, mehr im südlichen Europa und Asien, besonders auf der Insel Cypern im mittelländischen Meere, angetroffen werden. Sie sind auf den Tafeln der Reichen ein Leckerbissen. Man mästet sie am besten in einem dunkeln Zimmer, welches nur schwach durch den Schein einer Lampe erleuchtet wird. Hier setzen sie manchmal so viel Fett an, daß sie daran ersticken. In Teutschland bezahlt man oft das Stück mit 8 und mehr Groschen.) Doch von diesem Nutzen der Vögel werden wir ein andermal noch mehr sprechen. Die Geier und Raben verzehren Aeser und verhindern, daß die Luft dadurch angesteckt werde; Störche und Reiger vertilgen die zu häufigen Frösche, Eidechsen und Schlangen, andere Insekten und Würmer. Häufig dienen sie, die Ausbreitung der Pflanzen zu befördern, indem sie die unverdauten Saamenkörner gleichsam aussäen. Auch sind die Federn nicht zu vergessen, die wir auf so mancherley Weise zu benutzen wissen.

Zwar ist es wahr, manche Vögel schaden uns, z. B. die Sperlinge, indem sie uns in den Gärten besuchen, und ungebeten sich über die Erbsen,

Kirschen rc. hermachen. Aber dieß kommt doch gegen den Nutzen, den wir ihnen verdanken, gar nicht in Betracht. Diese Vögel haben ihren Antheil durch Vertilgung der Raupen und anderer Insekten schon immer im voraus verdient.

Die Vögel, welche wir, ihres Nutzens wegen, gezähmt haben, nennt man Geflügel, zu denen besonders die Gänse, Enten, Hühner und Tauben gehören. —

Jetzt kehren wir zu unserm Bilde zurück, worauf die Zeichnung eines Kranichs, des Raben und der Nachtigall waren. Vom Kraniche habe ich euch etwas zu erzählen versprochen. — Seht, hier dieses Bild stellt einen Kranich vor. Ihr werdet beym ersten Anblick finden, daß er grosse Aehnlichkeiten mit einem andern, euch mehr bekannten, Vogel hat. Mit welchem?

Gustav. Ah, mit dem Storche.

Vater. Was ist es denn, was er mit dem Storche gemein hat?

Gustav. Die langen Beine, den langen Hals und geraden Schnabel.

Vater. Richtig. Nur ist der Kranich noch grösser, wie der Storch; dieser ist ungefähr so hoch, wie dein kleinster Bruder, jener aber wie du — der Storch kann auf die Bank, der Kranich aber auf den Tisch sehen. Seine eigentliche Höhe beträgt, wenn er nämlich mit aufgerichtetem Kopfe steht, gegen viertehalb Fuß. — Wie ist die Hauptfarbe des Leibes?

Gustav. Aschgrau.

Vater. Ueberall?

Gustav. Nein; am Kopfe oben und an den Schwungfedern schwarz. Hinten am Kopfe scheint er gar keine Federn zu haben.

Vater. Die hat er auch nicht, sondern da ist er nackend. Dieser Vogel nun ist es, welcher zu einer sonderbaren Fabel Veranlassung gegeben hat, zu der vom wilden Jäger nämlich. Dieß hängt so zusammen. Die Kraniche gehören zu den Zugvögeln, und wenn sie uns nun im Herbste verlassen, so fliegen sie, wie die wilden Gänse, in ganzen Schaaren, hoch in der Luft, davon. Durch das Schlagen ihrer Flügel und ihr unangenehmes, oft fürchterlich klingendes Geschrey, entsteht alsdann ein Geheul, ein Sausen und Brausen,

daß es einem beynahe so vorkommt, als zöge eine ganze Menge Jäger mit ihren bellenden Hunden über unserm Haupte hin. Dazu kommt noch, daß sie zu diesen Zügen gern die Nächte wählen, wodurch das Ganze noch schauerlicher wird; und weil dann die Menschen nicht sehen können, was über ihnen vorgeht, so glauben wirklich manche steif und fest, sie hätten den wilden Jäger gehört. — Ich bin nun überzeugt, daß keins von euch sich mehr vor diesem Geschöpfe der Einbildung unwissender Leute fürchten wird. Flögen sie nur nicht zu hoch und könnte man bey Nachtzeiten sehen: so würde man im Stande seyn, diesen Luftjäger sammt seinem ganzen Gefolge herunter zu schiessen. —

In Polen und den angränzenden Ländern richtet man die Kraniche zum Tanzen ab und zieht dann mit ihnen von Ort zu Ort, und läßt sie für Geld sehen, so wie bey uns die Affen und Bären. Die Jungen mästet und ißt man, aber das Fleisch der Alten ist nicht genießbar.

Vielleicht ist es euch angenehm, wenn ich euch bey dieser Gelegenheit noch von zwey andern Vögeln erzähle?

Alle. O ja!

Vater. Dieß sollen der größte und der kleinste Vogel, der Riese und der Zwerg dieses Geschlechts, der Strauß und der Kolibri seyn. Ich kann euch auch diese zeigen. Seht hier.

(Die Kinder drücken ihre Freude durch ein: ah! aus, und betrachten beide Thiere mit der größten Aufmerksamkeit.)

Vater. Seht, hier der grosse Vogel linker Hand heißt Strauß. Unter allen bekannten Vögeln kommt ihm an Höhe keiner gleich; er mißt oft, vom Kopfe bis zum Fusse, acht bis zehn Fuß, und ist daher im Stande, seinen Kopf mit Bequemlichkeit auf den Kopf eines zu Pferde sitzenden Menschen zu legen. Der dünne Hals ist allein über drey Fuß lang, und seine, fast wie die eines Mannes starken Schenkel haben ungefähr dieselbe Länge. Die Farbe ist?

Gustav. Weiß und schwarz und graulich.

Vater. Die Flügel sind, wie ihr seht, äusserst klein und gleichen einem Paar Lappen, die an jeder Seite herunter hängen; sie sind auch viel

zu schwach, und er viel zu schwer, als daß er sich mit ihnen in die Luft zu heben vermöchte; er kann nicht fliegen, aber dafür schneller laufen, als das geschwindeste Pferd. Beym Laufen streckt er beide Flügel immer aus, ungefähr wie ein Mensch die Arme, und scheint gleichsam mit ihnen zu rudern. Noch müßt ihr ihm noch einmal recht ins Gesicht sehen, ihr werdet dann bey seinen Augen etwas finden, das bey andern Vögeln nicht so ist.

Fritz. O ja, die Augen sind nicht rund, sondern länglicht, ungefähr so, wie die unsrigen.

Gustav. Wie es mir vorkommt, so scheint er an den Augenliedern ordentliche Wimpern zu haben! Ist's nicht so, Vater?

Vater. Ja, und er schützt damit seine Augen, gerade wie wir Menschen es machen. Der Strauß unterscheidet sich also auf zweierley Weise von den andern Vögeln, nämlich?

Gustav. Durch diese Einrichtung seines Auges und dadurch, daß er nicht fliegen kann.

Sophie. Aber was ist es, was da am Ende seines Flügels hervor guckt?

Vater. Das sind zwey hornartige Stacheln, deren Nutzen man nicht kennt. — Und nun betrachtet einmal seinen Schwanz.

Sophie. Der sieht gerade so aus, wie so ein Büschelchen, welches aus lauter Federn besteht.

Vater. Diese Federn, welche man für die schönsten hält, sind es, mit denen die vornehmen Damen ihre Hüte, und die reichen Türken ihren Turban schmücken. Es wird ein starker Handel mit ihnen getrieben und die besten derselben werden oft sehr theuer verkauft.

Sophie. Aber giebt es denn auch gelbe, rothe und grüne Straußfedern? Ich habe oft welche von diesen verschiedenen Farben gesehen.

Vater. Nein, das nicht, sie sind alle so, wie du sie hier siehst. Aber wüßtest du kein Mittel, wodurch diese Veränderung bewirkt werden könnte?

Sophie. Man müßte sie färben, wie unser Nachbar die Pfeifenposen.

Vater. Das ist auch mit denen, welche andere Farben haben, geschehen.

Sophie. Aber, wo leben denn die Strausse eigentlich? Ich habe hier niemals einen gesehen.

Vater.

Vater. Gut, daß du darnach fragst. Bey uns in Teutschland halten sie sich auch nicht auf; sondern sie leben in den Sandwüsten des heissen Afrika's, wo sie oft in grossen Haufen angetroffen werden.

Sophie. Aber können sie denn in einer Wüste etwas finden, wovon sie leben können?

Vater. Du mußt dir eine Wüste nicht als eine solche Gegend denken, wo durchaus nichts als Sand anzutreffen ist; sondern Wüsten sind Gegenden, wo nur sehr wenig wächst, wo der Boden äusserst unfruchtbar ist und sich daher zum Aufenthaltsorte für Menschen gar nicht eignet. —

Auch nehmen es die Strausse mit ihrer Kost nicht so genau; wenn sie keine Datteln bekommen können (eine Palmenfrucht, die sie gern essen), so behelfen sie sich mit andern Produkten aus dem Gewächsreiche; ja, man erzählt, daß sie oft sogar Leder, Steine, Stückchen Metalle rc. verschlingen.

Sophie. Da müssen sie ausserordentlich gefräßsig seyn. Tausend! Steine fressen sie! die werden ihnen auch hart in dem Magen liegen.

Vater. Sie können sie natürlich auch nicht verdauen, sondern geben sie so wieder von sich.

Gustav. Aber machen die Strausse sich auch Nester? Ich glaube nicht, daß sie so wie andere Vögel zu brüten im Stande sind.

Vater. Warum nicht?

Gustav. Weil sie so lange Beine haben.

Vater. Da hast du Recht und nicht Recht. Eigentliche Nester sollen sie sich nicht machen, sondern ihre Eyer, deren sie gegen zwanzig, und zweymal des Jahrs, legen, in den Sand verscharren, und dann des Tags von der Sonnenhitze ausbrüten lassen; allein des Nachts sollen sie doch wirklich, troß ihrer langen Beine, über ihnen sitzen.

Sophie. Ihre Eyer sind wohl sehr groß?

Vater. (indem er ein Straussenеy aus einem Tuche hervorzieht) Ungefähr von der Grösse.

Sophie. Das ist wohl gar ein Straussenеy?

Vater. Ja, mein Kind, das ist eins.

Sophie. Wie das groß ist! Beynahe wie mein Kopf. Was mag ein solches Ey wohl wiegen, wenn das Innere noch nicht heraus geblasen ist?

Vater. Drey bis vier Pfund.

Sophie. Ißt man sie auch?

Vater. Freylich. Sie sollen sehr angenehm schmecken und mehr wie Hühnereyer sättigen.

Gustav. Ey, da sollten die Herren Afrikaner sie einfangen und zahm machen. Oder lassen sie sich vielleicht nicht zähmen?

Vater. Allerdings lassen sie sich zähmen, und in Afrika giebt es Völker, die ganze Heerden von ihnen unterhalten, wie wir Hühner und Gänse.

Gustav. Das muß einmal aussehen!

Vater. Doch ist das Fangen der wilden Strausse nicht leicht. So wie sie einen Menschen gewahr werden, laufen sie davon, und weil sie schneller sind, wie jedes andere Thier, so sind sie schwer einzuholen. Man setzt die Jagd aber beständig fort, bis sie zuletzt ermüden. Wenn sie dann nicht weiter können, so stecken sie den Kopf in einen Strauch, drücken die Augen fest zu, und da glauben denn die dummen Thiere, wenn sie niemand sehen, so werden sie auch von niemand gesehen. Allein das Gegentheil erfahren sie dann nur gar zu bald.

Auch kann man auf ihnen reiten, nur laufen sie dann mit ihrem Reuter für wild und toll da-

von, weil man noch bis jetzt die Kunst nicht erfunden hat, sie gehörig zu lenken.

Doch dieß sey genug von diesem Vogel. Wir kommen nun zu dem eben so schönen, als kleinen Kolibri, den da rechter Hand auf unserm Bilde. Er ist nicht grösser, wie ihr ihn da abgebildet sehet, ungefähr wie eine Hummel, die ihr ja alle kennt.

Gustav. O ja, die sind beynahe wie Bienen, nur grösser und sehen gelb und dunkelbraun aus. Und so klein ist der Kolibri? Das ist doch erstaunlich!

Vater. Sie fliegen auch um die Blumen und mit einem ähnlichen summsenden Geräusch, wie die Bienen und saugen den süssen Saft derselben, welcher ihre einzige Nahrung ist. Sie kriechen oft dabey in die Blumenkelche so tief hinein, daß sie manchmal darüber ertappt und gefangen werden. Sonst ist ihr Flug so schnell, daß man sie kaum sehen kann. — Aber sehen sie nicht allerliebst aus?

Gustav. Ja. Grün, roth, blau, goldgelb, und alle diese Farben so schön in einander gemischt, und auf dem Kopfe einen glänzend schwarzen Fe-

derbusch! Prächtig! Ich möchte wohl einen so kleinen Kolibri haben!

Vater. Das glaub' ich!

Fritz. Aber kann man sie denn nicht leicht erhalten? Wo leben sie?

Vater. Sie werden bey uns gar nicht angetroffen, sondern allein in der sogenannten neuen Welt, in Amerika.

Fritz. Ihre Eyer müssen aber auch wohl gewaltig klein seyn?

Vater. Eben so klein, wie die Straussenever groß; wie kleine Erbsen.

Fritz. Sie haben uns ein Straussenev gewiesen, können sie uns nicht auch ein Kolibriey zeigen?

Vater. Nein; ihr Nest, welches sie aus Baumwolle verfertigen, rund wie eine Kugel machen und gewöhnlich an einen Brombeerstrauch hängen, findet man selten. — Den Vogel schießt man mit Sand oder Wasser, weil jede andere Gewalt ihn beschädigen würde. In Amerika giebt es Frauenzimmer, die gehörig getrocknete Kolibri statt Ohrgehänge tragen. Er dient also zum Putz; das ist, so viel

ich weiß, sein einziger Nutzen. Denn den süssen Saft der Blumen macht er nicht zu Honig, wie die Bienen.

Fische.

Vater. Wir kommen heute nun zum dritten Bilde. Welche Thiere sind darauf?

Gustav. Der Aal, der Hecht und die Karausche.

Vater. Zu welcher Klasse von Thieren gehören sie?

Gustav. Zu den Fischen.

Vater. Ich will euch hier, wie bey den Säugethieren und Vögeln, erst etwas im *allgemeinen* über die Fische sagen, und dann über die eben genannten Fische mit euch sprechen.

Die Fische unterscheiden sich von den Säugethieren und Vögeln auf folgende auffallende Weise:

1) Daß sie nicht in der Luft, sondern im Wasser leben;

2) daß sie kein warmes, sondern rothes, kaltes Blut haben;

3) daß sie nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmen;

4) daß sie keine Knochen, sondern Gräte und Knorpel haben;

5) daß sie eine ganz verschiedene Art von Fleisch haben;

6) durch ihre ganze Gestalt, an der Kopf und Rumpf und Schwanz aus einem Stücke zu seyn scheinen und die äussern Gliedmassen fehlen. Statt der Füsse sind sie mit Flossen oder Finen versehen, die ihnen beym Schwimmen unentbehrlich sind.

Der Körper der meisten Fische ist mit Schuppen bedeckt. Unter Schuppen versteht man runde hornartige Blättchen. Die Kiemen liegen an beiden Seiten des Kopfs und bestehen aus feinen Fasern, welche an den Gräten sitzen. Wenn die Fische durch den Mund Wasser einsaugen, so drücken sie die Kiemenöffnungen zu, bis die in dem Wasser enthaltene Luft, durch die feinen Gefässe, die in den Kiemen liegen, aufgenommen ist. Alsdann lassen sie das Wasser durch die Kiemen wieder von sich. Denn ohne Luft kann kein Fisch leben. Daher haut man auch im Winter in das Eis der Fischteiche Löcher, oder läßt etwas Wasser ablaufen, oder wirft Stroh hinein, damit das Wasser nicht so leicht zufriert.

Zum Heben und Senken dient ihnen die im Leibe befindliche Luftblase, welche ihr gewiß oft gesehen habt, und die einen Knall von sich giebt, wenn man sie entzwey tritt. Durch diese können sie sich leicht und schwer machen: denn lassen sie mehr Luft in dieselbe, so steigen sie; pressen sie die Luft heraus, so sinken sie.

Ausserordentlich verschieden und mannichfaltig ist doch der Bau der Fische bey ihrem sonst so einfachen Körper. Die meisten von ihnen sind zwar an beiden Seiten wie zusammengedrückt, aber dagegen sind andere wieder platt, einige walzenförmig, eckigt, und andere sogar fast rund. Auch stehen ihre Zähne nicht immer, wie bey den andern Thieren, in den Kinnladen, sondern bald auf der Zunge, bald im Gaumen, oder im Schlunde, oder, wie bey dem Karpfen, sogar hinter den Kiemen, in einem besondern Knochen. Und dann wie verschieden sind sie nicht in Hinsicht ihrer Grösse, vom Wallfisch — welcher 60 — 100 Fuß und darüber lang wird — bis zur Pfrime, welche kaum die Grösse einer Stecknadel erlangt.

Die meisten Fische entstehen aus Eyern, welche, wenn sie sich noch im Leibe der Fische befinden, Rogen, und wenn sie solche von sich gegeben ha-

ben, Lauch genannt werden. Das Männchen bey den Fischen, welches keine Eyer bey sich hat, heißt der Milchner, das Weibchen der Rogner. Es ist ausserordentlich, wie schnell und stark, besonders einige Arten, sich vermehren. In einem Karpfen von 1½ Pfund 5 Loth, hat man 203,109 Eyer gefunden; und in einem Kabeljau von 18 — 20 Pfund drey bis vier Millionen Eyer. In dem Rogen eines Störs will Leuwenhoek 150000 Millionen Eyer gefunden haben, da doch nur an die 1000 Millionen Menschen auf der Erde leben. Es ist in der Erfahrung gegründet, daß sich diejenigen Fische, die von den Menschen am meisten genutzt werden, als die Heringe und Stockfische, am ungeheuersten vermehren.

Man ist in der Untersuchung der Fortpflanzungsart der Fische so weit gekommen, daß man in warmen Zimmern und hölzernen Gefässen mit Wasser die jungen Fische aus den Eyern zieht. Das junge Fischchen kommt allezeit mit dem Schwanze zuerst aus dem Ey, und hat einen unförmlichen Kopf, fast wie das Froschwürmchen.

Bey dieser Gelegenheit hat man entdeckt, daß nicht alle Eyer vom Milchner befruchtet werden.

Einige hundert Eyer an der Pflanze kamen nicht aus; und aus einem kleinen Sträuchelchen in einer Tasse kamen an die 60 kleine Fische.

Die befruchteten Eyer sind allezeit klärer und durchsichtiger, als die übrigen. In zwey, drey, vier und neun Tagen kommen die Eyer des Bleyes, der Güster, und des Ukeleis aus der Spree, in einem Zimmer aus, das stark von der Sonne beschienen wird.

Am ersten Tage ist in dem Ey ein Klümpchen kleiner, sich bewegender Körper; am zweyten eine halbmondförmige Stelle mit einem sich zu Zeiten bewegenden Punkte, der das Herz wird, und an dem man schon am dritten Tage den Umriß sehen kann. Auch bewegt sich schon das freye Ende, oder der Schwanz. Am vierten vermehrt sich dieses, wie auch die Pulsschläge und der ganze Körper. Am fünften zeigt sich schon der Umlauf der Säfte. Am sechsten erscheint das Rückgrat mit den Rippen. Am siebenten entdeckt man zwey hervorstehende schwarze Punkte, mit blossen Augen, welche man bey der Vergrösserung für die Augen des Fischembryo erkennt, und das Fischchen stellt sich schon nach seinem ganzen Umrisse dar. Nie

hat das Fischchen so viel Platz, daß es sich ganz ausstrecken kann; sondern die Haut des Eyes wird immer dünner. Das Fischchen schlägt stärker mit dem Schwanze. Es streckt und dehnt sich so lange, bis das Ey zerplatzt, und das Thierchen frey — und gleichsam geboren wird, welches zwischen dem siebenten und neunten Tage geschiehet.

Kaum fühlt sichs frey: so bewegt es sein Körperchen mit ungemein geschwinden Drehungen links und rechts, nach oben und unten, und ehe man sichs versieht: so schießt es, seines Daseyns froh, wie ein Pfeil, in dem neuen Elemente fort.

Welche Natur, daß sich ein so zartes Körperchen, im Wasser, sogar unter dem Eise halten kann! Es ist gewiß kein geringes Vergnügen, ein Froschwürmchen, oder ein Fischchen aus dem Ey zu seinem Daseyn gelangen zu sehen.

Aber wovon leben denn die Fische? Was können sie im Wasser haben, das ihnen Nahrung gewährte? Ein grosser Theil von ihnen nährt sich von Wasser und Seepflanzen und allerley Unrath, von Insekten, Würmern und Fröschen ꝛc. Dann giebt es auch unter den Fischen Wölfe, d. h. es giebt unter ihnen einige, die andere Fische fangen und

davon leben, wohin z. B. der auf unserm Bilde dargestellte Hecht gehört.

Auch ist das bey den Fischen nicht unwichtig, zu wissen, daß mehrere von ihnen jährlich gewisse Züge, von einem Meere in das andere oder nach der Küste und in gewisse Meerbusen, vornehmen. So wie es Zugvögel giebt, so giebt es also auch Zugfische. Sie sollen diese Wanderungen vorzüglich deßhalb vornehmen, um sich für das Laichen einen bequemen Ort aufzusuchen, z. B. die Heringe und Lachse. Einige kommen aus dem Meere in die Flüsse, und gehen wieder zurück, wovon die Züge der Störe in der Donau, Wolga, Elbe u. s. w. Beyspiele sind. Die Lachse kommen häufig in die Elbe; aber nur die Weibchen sollen in die Mulda gehen. Die kleinen Fische gehen in die See, und die grossen kommen aus den Flüssen zurück. —

Wir nützen von den Fischen ganz besonders das Fleisch, welches für viele Küsten- und Inselbewohner, wo nicht die einzige, doch die vorzüglichste Nahrung ist. Von einigen Fischen genießt man auch blos die Eyer oder den Rogen, welcher eingemacht Caviar heißt und für Manchen eine Delikatesse ist. Das Fett verschiedener Fische giebt

Thran. — Auch muß das als ein Nutzen der Fische angesehen werden, daß ihr Fang viele tausend Menschen beschäftigt, und Unterhalt verschaft, z. B. in Holland die Heringsfischerey. Man fängt sie mit grossen Netzen, deren jedes über tausend Fuß lang ist und aus 40 bis 50 Wänden besteht. Des Abends wird das Netz ausgeworfen und den Morgen ist's voll. Alsdann schneidet man ihnen den Bauch auf, nimmt die Eingeweide heraus, wirft sie einige Stunden in süsses Wasser und läßt sie 15 Stunden in Salzwasser liegen; und darauf werden sie entweder in Tonnen geschlagen und unter dem Namen Heringe fast in die ganze Welt verführt; oder man trocknet sie ab, und räuchert sie und dann heissen sie Böcklinge. Beides, das Einsalzen und das Böckeln, erfand im Jahr 1416 Wilhelm Beukels Zoon, von Bierfloet in Flandern. Eben von diesem Manne Beukel hat alles Böckelfleisch von Schweinen, Rindern und Fischen den Namen bekommen.

Wir wollen nun zu den Fischen unsers Bildes zurückkehren. Hier treffen wir zuerst den Aal an.

Der Aal hat einen länglicht runden, fast schlangenartigen, und dabey äusserst schlüpfrigen

Körper, wodurch er sich sehr von andern Fischen auszeichnet. Er lebt größtentheils vom Raube, besonders der Meeraal, welcher von dem gemeinen Aal, der sich in Flüssen und Seen, vorzüglich da, wo sie etwas schlammigt sind, aufhält, wohl unterschieden werden muß. Der Meeraal wird viel grösser, und zeichnet sich noch durch eine weißpunktirte Linie an der Seite aus. Er soll oft 8 — 10 Fuß lang und 50 — 60 Pfund schwer, angetroffen werden. Obgleich sein Fleisch süß und wohlschmeckend ist, so ist es, wegen des vielen Fetts, nicht recht wohl zu verdauen. In England werden besonders viele gefangen. Nicht minder wohlschmeckend ist das Fleisch des gemeinen Aals, von dem man das Pfund mit 2 — 3 Groschen bezahlt. Man genießt die Aale entweder geräuchert oder frisch; im ersten Falle heissen sie geräucherte, im letzten Falle grüne Aale.

Die Aale werden durch Netze, Angeln rc. gefangen, die meisten aber durch Reusen in den sogenannten Aalfängen. Vom April bis Junius ist hiezu die beste Zeit. Wie alle Raubfische gehen sie des Nachts ihrer Nahrung am meisten nach. In mondhellen Nächten werden aber nur wenige

gefangen, mehr in dunkeln Nächten, besonders bey schwüler Witterung bey Blitz und Donner. In Jütland soll man oft tausend Stück auf einmal fangen, und daher auch die Stadt Aalburg ihren Namen haben. — Merkwürdig ist es an ihnen, daß sie, besonders im Frühlinge, oft zur Nachtzeit aus den Flüssen hervorkommen, über die bethauten Wiesen hinschlüpfen und sich den in der Nähe befindenden Erbsen oder Weitzen nähern, wo sie sich an den jungen, zarten Blättern weiden. Noch vor Sonnenaufgang machen sie sich wieder zurück. Bestreut man aber auf dem Wege, den sie zurück müssen, eine Strecke mit Asche oder Sand: so können sie nicht darüber weg kommen und werden gefangen.

Die Aale gehören zu den Fischen, welche lebendige Junge zur Welt bringen.

Der Hecht ist ausserordentlich gefrässig und ein wahrer Räuber. Er frißt, ausser der Schleien, alle Fische, die er bezwingen kann, Frösche, Kröten, Schlangen rc. auch junge Wasservögel. Natürlicher Weise sieht man ihn also nicht gern in Teichen, wo man andere Fische hält, obgleich man auch einige Hechtteiche hat, und wohl gar andere

Fische zu ihrer Nahrung hineinsetzt. Denn das Fleisch der Hechte ist nicht nur sehr schmackhaft, sondern auch sehr gesund. Wenn kränklichen Personen der Genuß der Aale, Karpfen ꝛc. untersagt wird, so wird ihnen gewöhnlich das Essen der Hechte erlaubt. Besonders angenehm schmeckt die Hechtleber. Der Hecht kann gegen 6 — 8 Fuß lang und 30 bis 40 Pfund schwer werden. Auch ihr Alter ist nicht gering; einige behaupten, daß sie hundert Jahre und darüber leben können.

Nach der Verschiedenheit der Zeit, in welcher sie laichen, erhalten sie auch verschiedene Namen, als Hornungshechte, welche im Februar laichen, Märzhechte, Frosch- oder Padderhechte. Die Letztern werden so genannt, weil sie mit den Fröschen zu gleicher Zeit laichen, nämlich im April, Unter Grashechten versteht man die einjährigen, welche auf dem ganzen Körper grün aussehen.

Wie es einen Meeraal gab, so giebt es auch einen Meerhecht, der unter dem Namen Hornhecht (Hornfisch, Meernadel ꝛc.) bekannt ist. Er unterscheidet sich besonders durch seinen spitzigen Kopf, der wie ein Pfeil vorn zulauft, von dem gemeinen Hechte; auch erreicht er nicht dessen Grösse.

Grösse. Sein Fleisch ist nicht von sonderlichem Geschmack.

Die Karausche, der dritte auf unserm Bilde, ist ein sehr beliebter Fisch, etwa eine Spanne lang und eine Hand breit. Der Rücken ist gewölbt, und mit goldfarbigen oder dunkelgrünen Schuppen besetzt, der Bauch gelblich. Sie wiegt selten ein halbes Pfund. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, aber voll feiner Gräten, weshalb man bey dem Genusse desselben sehr vorsichtig seyn muß. Sie hat in ihrer Lebensart viele Aehnlichkeit mit dem Karpfen, der besonders in den wärmern Ländern von Europa zu Hause gehört, wo er in langsam fliessenden Flüssen, in Teichen und Seen, angetroffen wird. Je weiter nach Norden, je kleiner wird er.

Die Nahrung des Karpfen besteht in Würmern, Kräutern, fetter Erde und Insekten. Von Unreinlichkeiten, besonders Schaafmist, wornach sie bald fett werden, sind sie grosse Liebhaber. — Sie vermehren sich sehr stark; in dem Rogen eines dreypfündigen Karpfens trift man gegen 230,000 Eyer Sie können gegen vier Fuß lang und an dreyssig Pfund schwer werden. Ihr Alter schätzen einige auf hundert Jahre.

Die Karpfen lassen sich so zähmen, daß man sie mit einer kleinen Flöte oder Glocke, ordentlich wie die Hühner, zum Futter herbey rufen kann.

Zu den Karpfenteichen wählt man unbrauchbare, mit Schilf bewachsene Moräste, oder sumpfige Wiesen. Je fetter und lehmiger der Boden ist, desto besser gedeihen die Karpfen; Bäume müssen nicht in der Nähe seyn, wenigstens nicht viele, denn ungerechnet, daß sie die Sonnenwärme abhalten, so macht auch das herabfallende Laub das Wasser zu einer schädlichen Lauge. Enten und Frösche sind dem Laiche sehr nachtheilig. — Schon vorher habe ich gesagt, daß man, wenn der Teich mit Eis bedeckt ist, Löcher in dasselbige hauen oder Wasser ablaufen lassen muß; dieß gilt besonders von den Karpfenteichen.

Von dem gemeinen Karpfen muß man den Silberkarpfen (Karpfenkönig) und den Lederkarpfen unterscheiden. Ersterer ist mit ungewöhnlich grossen Schuppen, welche drey bis viermal grösser sind als die des gemeinen Karpfens, bedeckt, und letzterer hat gar keine Schuppen, sondern sein ganzer Körper ist mit einer braunen, lederartigen Haut überzogen.

Im europäischen Meere, bey Ißland, Spitzbergen, Grönland, auch in den Seen des Königreichs Siam kommt ein Fisch vor, welchen man den Sägefisch nennt. Bey diesem Thiere verlängert sich die Schnautze, oder der obere Theil des Kiefers in einen langen, schwerdförmigen, hornigen, fast knochenartigen, oben glatten, vorn abgestumpften Körper, den man mit Recht mit einer Säge vergleicht, weil er auf beiden Seiten spitzige und scharfe Zähne hat. Dieß ist das Werkzeug, womit er seine Nahrung sich verschaft, und sich beschützt. Denn, so oft er Hunger hat, reißt er mit der Säge, wo er will, Seepflanzen ab und frißt sie; (die sägeförmigen Spitzen vertreten bey ihm die mangelnden Zähne, andre Thiere zermalmen, er zerreißt seine Nahrung) und wer ihn angreifen will, dem begegnet er mit der scharfen Säge. Sie greifen sogar Seehunde und Wallfische an, und alsdann entsteht ein fürchterlicher Kampf. Der Sägefisch schwimmt wüthend jenen Thieren nach, und stößt ihnen seine Säge mit aller ihm nur möglichen Anstrengung in den Bauch. Jene kennen ihren Feind, suchen auszuweichen, und toben im Meere. Diese Zähne aber reissen ihnen den Bauch auf, und verwunden sie bis zum Tode.

Der Spritzfisch hat ein rüsselförmiges Maul, welches einem Schnabel ähnelt. Seine Nahrung sind Fliegen, Mücken und ähnliche Insekten. Auf diese schießt er mit vieler Geschicklichkeit aus seinem Rüssel Wasser, so lange, bis sie ihm zur Beute werden. In Ostindien, wo dieser Fisch einheimisch ist, hält man ihn zum Vergnügen in einem Gefässe mit Wasser, und befestiget an dem Rande desselben Insekten mit Nadeln, wo er dann sich vergebens anstrengt, sie herab zu schiessen.

Amphibien.

Auf dem vierten Bilde ist eine andere Art von Thieren dargestellt; man sieht auf demselben die Eidechse, die Schildkröte und eine grosse Schlange. Diese Thiere gehören zu den Amphibien, welche im Wasser sowohl als auf dem Lande leben können, und sich von den Fischen dadurch unterscheiden, daß sie durch Lungen athmen, von den Säugethieren und Vögeln dadurch, daß sie kaltes Blut haben. Sie stehen also zwischen den Säugethieren und Fischen gleichsam in der Mitte, haben mit Beiden etwas gemein, und sind doch hinlänglich wieder verschieden. Was haben sie mit den Säugethieren gemein? Wo-

rin sind sie den Fischen ähnlich? — Meistentheils haben die Amphibien ein widriges Ansehen, sind schmutzig und schlüpfrig, und zum Theil auch giftig. Knochen haben sie nicht, sondern nur Knorpel, weswegen man sie auch Knorpelthiere nennt. Sie pflanzen sich durch Eyer fort, welche sie aber eben so wenig ausbrüten, als die Fische; einige bringen zwar lebendige Junge zur Welt, die aber in einer Hülle stecken, welche einem Ey ganz ähnlich sieht.

Merkwürdig ist das ausserordentliche zähe Leben dieser Thiere. Viele können unglaublich lange hungern, und eine eben so grosse Hitze als Kälte ertragen. Kröten und Frösche frieren zuweilen in Eisschollen ein, und leben nach dem Zerschmelzen derselben wieder auf. Ja, man will sogar lebende Kröten in Baumstämmen gefunden haben. Frösche hüpfen noch umher, wenn ihnen schon das Herz ausgerissen worden ist, und Schildkröten, denen man das Gehirn aus dem Kopfe genommen hat, leben noch Monate lang.

Zu den Amphibien gehören nicht viele Thiere. Die vorzüglichsten Gattungen derselben sind die Frösche, Eidechsen, Schildkröten und

Schlangen. Der Nutzen, welchen sie den Menschen gewähren, ist nicht von dem Umfange, wie bey den vorhergehenden Thieren. Schildkröten und Frösche werden gegessen. Aus der Schildkrötenschale, welche das Schildpad giebt, verfertigt man allerley Kunstsachen.

Auf unserm Bilde finden wir nun zuerst die Eidechse. Seht hier die Abbildung. Es giebt von den Eidechsen verschiedene Arten; die grüne Eidechse, die gemeine Landeidechse, die Sumpfeidechse und der Wassermolch. Alle haben einen langgestreckten, schlangenartigen Körper, mit einer nackten, etwas schuppigten Haut und vier kurzen Füssen versehen. Doch giebt es unter den Eidechsen in unsrer Gegend einige, welche nicht über einen Finger lang sind, andere sind grösser; am seltensten sind die, welche gegen eine Elle in der Länge haben. Sie nähren sich fast alle von Würmern und Insekten, und halten sich an feuchten und schattigten Orten auf. — Einige sind überaus schön gezeichnet. — Viele Kinder fürchten sich vor ihnen, weil manche Erwachsene sie für giftig halten. Dieß ist also nicht gegründet und jene Furcht also unnöthig.

Aeusserst merkwürdig sind einige ausländische Thiere, welche zu dem Geschlechte der Eidechsen gehören, von denen ich euch zuerst:

Das Krokodill nennen und zeigen will. Diese Zeichnung wird euch sein Bild deutlich darstellen. Er lebt in Afrika, in einem Lande, das Egypten heißt, dessen Name in der Bibel häuffig vorkommt. Ein Fluß, der durch dasselbe fließt, der Nill, ist sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er wird 20 — 40 Fuß lang. Oben sieht er braun und schwarz gefleckt aus. Seine schuppigte Haut wird so dick, daß ein Flintenschuß nicht durchdringen kann. In seinem grossen Rachen stehen in jeder Kiefer funfzig scharfe Zähne. Die Vorderfüsse haben fünf, wie Finger gestaltete, Zehen; die vier Zehen der Hinterfüsse sind mit einer Schwimmhaut versehen. Sein Schwanz, welcher noch einmal so lang, als sein ganzer Körper ist, hat soviel Kraft, daß er ein kleines Fahrzeug damit umwerfen, und einen Menschen mit einem Schlage tödten kann.

Er frißt Fische und Landthiere, und auch Menschen, die er erhascht, wenn er sich am Ufer versteckt. Merkwürdig ist es, daß er seine Beute nie im Wasser, sondern immer am Lande verzehrt, selbst Fische.— Er läuft äusserst schnell, und schießt wie ein Pfeil auf

seinen Raub. Man kann ihm aber doch leicht entgehen, wenn man nämlich nicht gerade ausläuft, sondern zur Seite springt, weil er sich nicht gut umwenden kann. Seine brüllende Stimme läßt er nur des Nachts und selten hören.

Die Weibchen sollen an hundert Eyer legen, welche sie in den Sand verscharren und an der Sonne ausbrüten lassen. Sie sind kaum so groß als Gänseeyer. Die Menschen suchen sie aber auf, theils um sie zu essen, theils um die zu starke Vermehrung des Krokodills zu hemmen.

In der Bibel wird das Krokodill Leviathan genannt.

Auch das Chamäleon gehört zur Familie der Eidechsen. Es ist ein äußerst niedliches Thierchen, von der Länge eines Fusses, stahlgrau. Die Augen sind groß und goldgelb und haben die besondere und seltene Einrichtung, daß es sie beide nach verschiedenen Richtungen zugleich bewegen kann, z. B. das eine in die Höhe und das andere rückwärts. Ihr werdet dieß mit euern Augen vergeblich versuchen. — Von diesem Thiere nun erzählt man die Fabel, daß es seine Farbe nach Gefallen ändern könne, und bald weiß, bald schwarz, bald gelb ꝛc. erscheine. Dieß ist aber nicht gegründet.

Der Salamander (Molch), welcher gleichfalls zu den Eidechsen gehört, ist ungefähr eine Spanne lang und Daumens dick. Er meidet den Sonnenschein. Man erzählt von ihm, daß er im Feuer leben könne. Dieß ist aber gleichfalls eine Fabel. Freylich ist es wahr, daß, wenn man ihn auf schwachglimmende Kohlen setzt, er solche durch die milchichte, übelriechende Feuchtigkeit, welche sich in zwey Reihen Warzen seines Rückens befindet, in etwas dämpfen kann; allein in einem ordentlichen Feuer muß er, wie jedes andere Thier, verbrennen. — Er ist nicht giftig. —

Noch wissen abergläubische Leute viel von einem andern Thiere zu erzählen, welches unter dem Namen Basiliske bekannt ist, und auch zu den Eidechsen gehört. Er ist ungefähr anderthalb Fuß lang, sieht bläulich grau und weiß gefleckt aus, hat auf dem Hinterkopfe einen Kamm, den er aufblähen kann, von der Kehle hängen kammartige Lappen herab, und über den Rücken läuft ein Gewächs, wie eine Flosse hin. — Er ist nicht giftig. — Allein der Aberglaube hat dieses Thier als ein äusserst furchtbares und giftiges verschrieen, dessen blosser Anblick schon tödlich seyn sollte. Es entstünde aus einem Ey, welches ein Hahn, der sieben Jahr alt sey, legte, gliche

auch in seiner Gestalt größtentheils diesem Thiere, habe aber in seiner Bildung etwas von einer Kröte oder Schlange an sich. Er halte sich in tiefen Kellern oder Brunnen auf. Halte man ihn aber einen Spiegel vor, so, daß er seine eigene Gestalt sähe, dann müßte er bersten ꝛc. Die ganze Fabel will weiter nichts sagen, als daß es nicht gut sey, einen Hahn zu halten, der über sieben Jahre alt ist.—

Mit dem Drachen, welchen die Einbildung abergläubischer Menschen dem Basilisken stets zur Seite setzt, ist es eben so gegangen. Das ganze Thier ist weiter nichts als eine geflügelte Eidechse in Ostindien, von der Länge eines Fusses; sie aber machten daraus eine ungeheuer geflügelte Schlange mit zwey Füssen, die auf ihre Feinde Feuer und Flammen spie, und dergleichen.

Ausser den Eidechsen war auf dem Bilde eine Schildkröte. Ihr Name deutet schon darauf hin, was wir uns unter ihnen zu denken haben. Ihr Körper ist mit einem sehr harten, knochenartigen Schilde umgeben, aus welchem vorn ein kleiner, schlangenartiger Kopf und die Vorderfüsse; und hinten ein Schwanz wie der einer Eidechse, und die beiden Hinterfüsse hervorstecken. Sie können sich aber ganz

in ihr Schild verbergen, und dann kann man ihnen nichts thun; ein schwerer Wagen kann über sie hinfahren, ohne daß ihr Gehäuse zerbricht. Sie können sich sonst durch nichts vertheidigen. —

Sie leben von kleinen Fischen, Insekten, Würmern, Seegewächsen.

Einige von ihnen leben die meiste Zeit auf dem Lande und heissen deshalb Landschildkröten. Die, welche in Flüssen wohnen und Flußschildkröten genannt werden, haben Zehen mit einer Schwimmhaut, welche den Landschildkröten fehlt. Die Meerschildkröten haben Füsse, die Flossen ähnlich und mit zwey Nägeln bewaffnet sind. Von diesen benutzt man die Schale oder das Schildpad vorzüglich. Das beste Schildpad besteht aber aus den hornartigen Schuppen oder dünnen Platten, welche über dem etwas gewölbten Oberschilde liegen.

In Absicht auf Grösse sind sie sehr verschieden. Einige Arten sind wie eine kleine Hand, andere, als die im Meere wohnende Riesenschildkröte, wiegen oft gegen tausend Pfund; Acht Männer haben auf ihrem Rücken Platz. Die gemeine Flußschildkröte, von der Länge eines halben Fusses, wird in den meisten europäischen Ländern angetrof-

sen. — Alle diese Thiere legen Eyer, welche, wie ihr Fleisch, sehr gern gegessen werden.

Das dritte Thier unsers Bildes ist eine Schlange. Die Schlangen, oder schleichenden Amphibien, haben keine äusseren Gliedmassen, und doch können sie sich so schnell bewegen. Dieß geschieht dadurch, indem sie ihren Körper ausdehnen und zusammen ziehen. Eben so wenig haben sie äussere Gehörwerkzeuge und doch hören sie recht gut. Sie können die Speise nicht kauen, aber ihre Kinnladen doch so ausdehnen, daß sie Thiere zu verschlucken im Stande sind, die grösser sind, wie sie selbst. Ihre Zunge ist schmal und hat zwey Spitzen. Im Schlunde haben sie sehr scharfe Zähne, welche sie zum Festhalten der Beute gebrauchen. Die giftigen Arten, denn ihr müßt nicht glauben, daß alle Schlangen giftig sind — haben auf jeder Seite in der obern Kinnlade zwey hohle Giftzähne, die in eigenen Bläschen liegen und vermittelst gewisser Muskeln ausgereckt und zurück gezogen werden können. Wenn sie nun mit den eigentlichen Beißzähnen ein Thier oder einen Menschen verwunden, so lassen sie durch die Giftzähne von ihrem Gifte in die Wunden fliessen, welches dann gefährliche oder gar tödliche Wunden hervorbringt. Wenn ihr Gift sich aber

nicht unmittelbar mit dem Blute vermischt, so hat er keine schädliche Folgen. So kann man es z. B. ohne Nachtheil verschlucken. Die Haut der Schlangen, welche sie jährlich einmal verlieren, hat meistens schöne Farben. Einige bringen lebendige Jungen zur Welt, die meisten legen aber Eyer, welche wie Ketten an einander hängen. Aus jedem Ey kommen mehrere Junge. —

Die Nahrung der Schlangen ist Gras, Obst, Mäuse, Würmer, Vögel, Frösche und selbst grössere vierfüssige Thiere. Einige Arten haben über den ganzen Körper Schuppen, andere Schilder unter dem Bauche (Nattern), welche bey einigen bis an den Schwanz, bey andern bis zu Ende des Schwanzes gehen, einige haben Ringe um den Körper, andere Runzeln auf der Haut.

Ich will euch jetzt einige der vorzüglichsten Arten der Schlangen nennen.

Unter den Schuppenschlangen zeichnet sich die Bruchschlange aus, welche sich auch bey uns befindet. Sie wird hier gegen ein Fuß lang, und hat die Eigenschaft, daß sie sich ganz steif machen kann, welches besonders geschieht, wenn man sie berührt. Wird sie dann mit einer Ruthe geschlagen, oder faßt

man sie hart an, so zerbricht sie; daher ihr Name. Wegen der sehr kleinen Augen und langsamen Bewegung, giebt man ihr auch den Namen Blindschleich. An andern Orten wird sie auch Haselwurm genannt, weil sie gern unter Haselsträuchen liegt. — Sie ist nicht giftig. —

Unter den Nattern findet sich bey uns die Otter selten. Sie springt auf den ihr zu nahe kommenden Menschen zu und beißt, und ihr Biß ist zuweilen sehr gefährlich. Sie wird etwas über 1 Fuß lang, und hat eine glänzend röthliche, auch schwarzbraun gefleckte Farbe.

Die Ringelnatter, von stahlblauer Farbe mit weissen Farben, wird 2 — 4 Fuß lang. Sie hält sich im Frühjahre im Wasser auf, und heißt daher auch Wasserschlange, sonst lebt sie gewöhnlich in alten Gebäuden, Zäunen und Hecken. Ihre Eyer legt sie in den Mist. Sie ist ohne allen Gift und kann recht gut gegessen werden.

Die Hausschlange (Hausunke) wird in unsern Gegenden an 4 Fuß lang, und ist meistens bläulichtgrün oder aschgrau mit einigen schwarzen Flecken gefärbt. Sie ist ein ganz unschuldiges Geschöpf, ohne Gift, und läßt sich, wie mehrere Schlan-

gen, an Menschen gewöhnen, und wird so zahm, wie irgend ein anders Hausthier. Viele Menschen halten sie für Glückbringend, so wie den Storch.

Die Viper, welche lebendige Junge bringt, lebt nur in den wärmern Gegenden Teutschlands, sieht graubraun aus, mit einem schwärzlichen Strich über den Rücken. — Sie wird ein Fuß lang. Ihr Biß ist giftig, und bey kleinern Thieren tödlich. Doch braucht man ihr Fleisch zu Kraftbrühen.

Fürchterlich aber sind unter den Schlangen, durch ihr Gift und ihre Grösse die Klapperschlange und die Riesenschlange, welche aber beide nicht bey uns leben.

Die Klapperschlange, von einem Geräusch, welches sie mit ihrem Schwanze hervorbringt, so genannt, wohnt in Ostindien und Amerika. Sie hat einen Schild unter dem Bauche und unter dem Schwanze Schuppen, und ist von verschiedenen Farben. Sie wird gegen fünf Fuß lang und Armsdick. Sie ist sehr giftig, und ihr Biß oft in fünf Minuten tödlich. Doch wird ihr Fleisch von den Indianern, welche ihr schnell den Kopf abzuhauen wissen, gegessen. Auch die Schweine, denen sie wegen des Specks mit ihrem

Bisse nichts anhaben kann, gehen ihr begierig nach und fressen sie. — Das Geklapper wird durch hornartige Gelenke, welche sich am Ende des Schwanzes befinden, hervor gebracht; jährlich soll sich ein solches Gelenk ansetzen, wie bey den Kühen die Ringe an den Hörnern. Sobald sie einen Raub sieht, oder gereitzt wird, rasselt sie mit ihrer Klapper, und fällt erst darauf das Thier oder den Menschen an. Wie weislich läßt hier die Vorsehung vor diesem gefährlichen Feinde warnen! Aber man versichert, daß einige Thiere, ob aus Angst oder Betäubung oder Neugierde, das weiß man nicht, anstatt sich zu entfernen, durch den zischenden Ton herbey gelockt, sich immer mehr nähern, bis sie dieselben erhaschen kann. Auf diese Weise zaubert sie gleichsam Eichhörnchen und Vögel von den Bäumen herab.

Auch dieses giftige Thier verstehen die Menschen zu zähmen und sich unterthan zu machen.

Zu den Riesenschlangen gehören die größten Schlangen, die es giebt. Unter ihnen zeichnet sich aber vor allen die Königsschlange aus, welche 30 bis 40 Fuß lang, und dicker als ein Mann im Leibe wird. Ihre Haut ist äusserst glänzend und schön, weshalb man ihr solche auch abzieht und dann

verhandelt.

verhandelt. Sie lebt in Ostindien und Afrika an Flüssen, wo sie auf die Bäume klettert und die Thiere belauert. Kommt ihr eins nahe genug, so schießt sie auf dasselbe herab, umwickelt es mit ihrem Körper, schnürt sich zusammen und zerbricht ihm auf diese Weise alle Knochen. So werden Büffel und Tiger von ihr gefangen. Dann saugt sie ihrer Beute erst das Blut aus und verschluckt sie stückweise, nachdem sie die Knochen vorher begeifert hat, um sie schlüpfrig zu machen. Nach einer so reichlichen Mahlzeit ist sie natürlich sehr unbehülflich und da kann sie dann leicht gefangen werden.

Insekten.

Wir kommen nun zum fünften Bilde. Welche Thiere sind auf demselben zu sehen?

Sophie. Eine Raupe, ein Schmetterling, verschiedene Käfer, ein Krebs und eine Wespe.

Vater. Wie nennt man diese Thiere?

Sophie. Insekten.

Vater. Warum werden sie denn Insekten genannt, Gustav?

Gustav. Weil alle in der Mitte ihres Leibes einen Einschnitt haben, so daß es aussieht, als wenn sie aus zwey Stücken zusammengewachsen wären.

Vater. Richtig. Und ein Ding, das eingeschnitten ist, nennt man im Lateinischen insectum; daher der Name Insekt.

Wir wollen nun erst, wie wir es bey den andern Thieren machten, die allgemeinen Kennzeichen dieser Klasse aufsuchen, und dann will ich sehen, ob ihr mir nicht noch mehrere Insekten nennen könnt.

Was ist es denn, woran du ein Insekt zu erkennen glaubst?

Gustav. An dem Einschnitte in seinen Körper.

Vater. Ganz richtig. Diesen Einschnitt wirst du bey dem Schmetterlinge, dem Krebse, Käfer 2c. finden. Aber wir können noch mehrere Merkmale auffinden. Hast du Krebse gesehen, Fritz?

Fritz. O ja, recht oft; wir haben erst neulich welche gegessen.

Vater. Hast du sie aber auch mit Aufmerksamkeit betrachtet?

Fritz. Ich glaube.

Vater. Da wirst du mir also gewiß sagen können, wie viel Füsse ein Krebs hat.

Fritz. Ein Krebs hat sechs Füsse.

Vater. Im May hast du die Käfer gejagt, im Sommer die Schmetterlinge gefangen, sicher hast du auch gesehen, wie viel Füsse diese haben?

Fritz. Ey, die haben alle auch sechs Füsse.

Vater. Eine Raupe hast du wohl auch schon betrachtet, vielleicht auch eine Wespe?

Fritz. Eine Wespe nicht, denn ich habe mich noch immer vor ihnen gefürchtet; aber Raupen habe ich recht oft gesehen — o, auf unserm Kohle sassen so viele! Aber die hatten alle noch mehr als sechs, die hatten eine ganze Menge Füsse.

Vater. Ganz richtig. Und alle andern Insekten, die noch nicht genannt sind, haben gleichfalls, entweder sechs oder noch mehr Füsse. Wie viel Füsse haben die Thiere, von denen wir bisher gesprochen haben.

Fritz. Die Säugethiere haben vier Füsse, bis auf den Wallfisch, die Vögel haben zwey und die Fische gar keine.

Vater. Siehst du, da haben wir ein neues und sehr deutliches Merkmal der Insekten gefunden, nämlich?

Fritz. Die Insekten haben alle sechs oder mehrere Füsse.

Vater. Einige haben wohl hundert und noch mehrere Füsse. Nun ferner: Wodurch unterscheidet sich ein Fisch von einem Wallfische?

Gustav. Daß er kaltes Blut hat, der Wallfisch aber warmes.

Vater. Was haben denn die Insekten für Blut?

Gustav. Die haben auch kaltes Blut.

Vater. Und von welcher Farbe ist ihr Blut? Roth?

Gustav. Nein, ihr Blut ist weiß.

Sophie. Ich habe doch oft eine Mücke getödtet, und diese hatten bisweilen recht viel rothes

Blut, und Mücken sind doch Insekten, denn sie haben ja sechs Füsse.

Gustav. Ja, das war nicht ihr Blut; das rothe Blut, was du sahest, das hatten sie dir ausgesogen.

Vater. Du hast recht, Gustav, sie selbst haben nur einen weissen Saft in ihrem Körper, wie alle Insekten. Und da hätten wir nun ein neues Kennzeichen, nämlich?

Gustav. Die Insekten haben kein rothes, warmes, sondern weisses und kaltes Blut.

Vater. Nun wirst du mir die Frage: was ist ein Insekt? gewiß richtig und vollständig beantworten können?

Gustav. Ein Insekt ist ein solches Thier, das weisses, kaltes Blut, an seinem Körper einen Einschnitt und sechs oder mehrere Füsse hat.

Vater. Recht gut. Nun wendet diese Merkmale einmal auf die Thiere um euch her an, und nennet mir dann verschiedene Insekten.

Gustav. Die Mücke — Fliege — Biene — Laus. —

Fritz. Der Floh — Wanze — Motte — Kornwurm. —

Sophie. Die Spinne — Heuschrecke — Ohrwurm — Bremse ꝛc. —

Vater. Ich bin mit euren Antworten recht wohl zufrieden, und will euch nun nur noch einiges über die Insekten sagen, das euch gewiß gefallen wird.

Die meisten Insekten haben Fühlhörner, zwey dünne Fäden vorn am Kopfe, mit welchen sie die Dinge zu betasten und zu untersuchen scheinen. Diese sind aber von verschiedener Gestalt; bey einigen wie Fäden, bey andern wie Federn, Sägen, Schrauben, Keulen ꝛc. gebildet, *glatt oder* haarig. Untersucht sie nur einmal *genau*. Ohren und Nase werdet ihr aber nicht an ihnen finden, und dennoch haben sie fast alle einen feinen Geruch, obgleich man von Gehör wenig Spuren an ihnen entdeckt hat. Bey vielen ist das Gefühl äusserst zart, wie z. B. die Spinne, die es sogleich in dem entferntesten Winkel ihres Gewebes merkt, wenn du einen Faden desselben leise berührst.

Die Augen sind bey den meisten Insekten zusammengesetzt, d. h. sie bestehen aus mehreren

sechseckigten Flächen, die in der Mitte erhaben sind. Sie sind also im Stande alles zu sehen, was neben ihnen vorgeht, obgleich sie ihre Augen nicht bewegen können, z. B. die Fliegen. An dem Auge eines einzigen Schmetterlings hat man 1700 solcher Flächen durch ein Vergrösserungsglas gezählt. Die Spinnen haben einfache Augen, die Flöhe zwey — einige Arten von Käfern und Fliegen einige 1000 Augen.

Das Maul, welches aus doppelten Kinnladen besteht, sitzt bey einigen an der Brust.

Am Unterleibe, welcher sich bey vielen in einen Schwanz, Haken oder eine Gabel endigt, befinden sich bey manchen Luftlöcher, mit welchen sie athmen. Einige athmen sogar mit dem Schwanzstachel oder Spitzen.

Die Füsse sitzen bald am Vorderleibe und der Brust, bald sind sie am Vorder- und Hinterleibe vertheilt.

Einige Insekten haben Flügel, andere keine; daher theilt man sie auch in geflügelte und ungeflügelte ein. Die geflügelten haben in den meisten Fällen vier Flügel, welche entweder mit

Schildern bedeckt oder nackend sind. Andere, welche nur zwey Flügel haben, haben unter denselben zwey Kölbchen oder **Klöppelchen**, welche dazu dienen sollen, ihnen das Fliegen zu erleichtern. Auch wird durch diese der summende oder brummende Ton, den einige Insekten erregen, hervorgebracht, und nicht durch den Mund.

Die geflügelten Insekten nehmen nach und nach mehrere Gestalten an, d. h. sie **verwandeln** sich. Das alte Insekt (Schmetterling, Käfer, Fliege ic. legt ein Ey, und zwar — welches wohl zu merken ist — an einem solchen Ort, wo die künftige junge Brut ihre Nahrung leicht finden kann — in die Erde, in Früchte, in die Rinde der Pflanzen, sogar in die Körper anderer Thiere. (Die Maden in altem Käse und Fleische und tief im Holze haben sich also keinesweges willkührlich erzeugt, sondern sie sind eben so gut aus einem Ey entstanden, wie das Küchlein, und das geringste Insekt verdankt sein Daseyn Vater und Mutter. — Kannst du verhüten, daß keine Fliegen zu deinem Specke kommen, so werden sich auch nie Maden in ihm finden, wenn er auch noch so alt wird.) Das Thierchen, welches aus dem Ey auskriecht,

heißt die Larve. Raupen sind Larven aus Schmetterlingseyern, Engerlinge — welche für das Getreide so nachtheilig sind — Larven vom Maikäfer, Maden die Larven aus den Eyern der Fliegen. Diese Larven thun nichts, als fressen, und häuten sich einigemal. Nach einiger Zeit geht eine zweyte Verwandlung mit ihnen vor, sie hören auf, Nahrung zu sich zu nehmen und bereiten sich eine Hülle, in welcher sie gewöhnlich ruhig und still, wie todt, liegen. Jetzt heissen sie Puppen oder Nymphen.

So liegen sie mehrere Zeit, Wochen, Monate, einige Jahre, und in dieser Periode geht mit dem Thiere eine bewundernswürdige Veränderung vor; es wird zu seinem vollkommnen Zustande ausgebildet. Wie verschieden ist nicht der Schmetterling von der Raupe! Das Thier, welches sich bisher in einem todtscheinenden Zustande befunden hat, durchbricht seine Hülle und geht als ein vollkommenes Insekt hervor, und dann hebt seine dritte Lebensperiode an. Jetzt wachsen sie nicht mehr, fressen wenig und manche leben nur einige Stunden — legen Eyer und sterben. —

Diese Verwandlung geht aber nicht mit den ungeflügelten Insekten vor; diese häuten sich nur

einigemale, ohne sich zu verwandeln und sind dann sogleich das vollkommene Insekt; der Floh ausgenommen.

So schwach nun auch diese Geschöpfe sind, so sind sie doch von der Natur mit Vertheidigungswaffen versehen. Sie haben Hörner, Stacheln, Scheeren, Kneipzangen rc. Der Floh springt, die Biene sticht, die Wanze schützt sich durch ihren Gestank rc.

Und auch diese Thiere werden den Menschen nützlich, so lästig ihnen manche derselben oft fallen mögen. Das Fleisch des Krebses essen wir, die Biene giebt uns Honig und Wachs, die Seidenraupe ihr weiches Gespinnst, die spanische Fliege dient zur Arzney rc. Viele verzehren *eine Menge* Unkraut und üppiger Auswüchse der Pflanzen, andere fressen Aas — noch andere befördern die Befruchtung nutzbarer Gewächse, indem sie den Blumenstaub von einer Pflanze zur andern tragen u. s. w.

Würmer.

Auf dem sechsten und letzten Bilde sind einige **Würmer**, nämlich ein **Spulwurm**, eine **Schnecke** und eine **Muschel**.

Sie haben nicht solche Knochen, Fleisch und Blut, wie die andern Thiere, sondern ihr Körper ist weich und nackend. Durch den weissen, kalten Saft unterscheiden sie sich von den Säugethieren, Vögeln, Fischen und Amphibien; dadurch, daß sie keine Füsse haben, von den Insekten, wie auch, daß sie durchaus keine Verwandlung leiden. Merkwürdig ist bey ihnen das Vermögen, einen verlornen Theil ihres Körpers wieder ersetzen zu können (Reproduktionskraft), so wie bey den Menschen die abgeschnittenen Haare und Nägel wieder wachsen. Bey dem Regenwurme habt ihr das vielleicht schon bemerkt; zuweilen soll bey den Schnecken sogar der Kopf wieder wachsen; bey den Polypen (eine Art Thiere mit vielen Fäden oder Armen, die im Wasser leben, innwendig hohl sind und keine Eingeweide haben) ist dieses Vermögen besonders stark. Statt der Fühlhörner haben mehrere Fühlfäden, d. i. weiche, biegsame, ungegliederte Fäden, die vor dem Kopfe stehen. Sonst ist ihr Körperbau überaus einfach, sie haben durchaus keine Gliedmassen und können keine andere Veränderung hervorbringen, als sich ausdehnen und zusammenziehen, einige sogar können nicht von der Stelle fort. Sie haben weder Au-

gen, noch Ohren, noch Nasen, sondern blos ein äusserst feines Gefühl, etwa auch Geschmack.

Die meisten Würmer leben im Wasser, andere in der Erde, an feuchten, dumpfigen Oertern, in Sümpfen und in faulen Säften.

Ihre Nahrung nehmen sie nicht nur von den Thieren und Pflanzen und ihren Säften, sondern selbst von Mineralien, als Erde und Kalk ꝛc.

Auch diese Thiere hat der Mensch zu benutzen gewußt. Manche Würmer sind für ihn ein Leckerbissen; als die Austern und verschiedene Schnecken. Die schaaligen und harten Theile dienen zur Pracht und zum Schmuck, bey den Wilden gar statt des Geldes, z. B. Schnecken und Perlen. Andere liefern Farbensäfte, Seide (als die Steckmuschel) und sogar besitzen verschiedene heilende Kräfte (Blutegel). Andere werden uns auch wieder schädlich durch ihr Gift, andere indem sie den Menschen als Eingeweidewürmer beunruhigen und plagen.

Zu den Würmern gehören also die Schnecken — die Blutegel, die Regenwürmer, die Eingeweidewürmer, die Austern, die Muscheln (Perlenmuschel), die Korallen, die Polypen und andere.

Ihr seht daraus, daß die meisten Thiere, welche man in unsern Häusern und Gärten oder auf dem Felde antrift, und die viele Menschen auch Würmer nennen, keine Würmer sind, sondern zu den Insekten gehören.

Der Spulwurm gehört zu den Eingeweidewürmern, d. h. zu denen, die sich in den Eingeweiden der Menschen und anderer Thiere aufhalten, in welchen sie erzeugt werden und auch sterben. Sie kommen nicht erst durch einen Zufall, oder durch Wasser in die Thiere hinein, denn man findet diese nirgends anders; sie werden in dem thierischen Körper erzeugt und sterben, sobald sie aus ihrem Wohnorte hervorgezogen werden. Ja selbst bey ganz neugebornen Thieren findet man diese Würmer, bey Kindern von etlichen Tagen, die nichts als Muttermilch getrunken hatten, hat man den Spulwurm gefunden. Der Spulwurm sieht blaßfleischfarbig aus und ein pomeranzengelber Kanal geht mitten durch seinen ganzen Körper. Er hat zarte Ringe und am Munde drey Knötchen, zwischen welchen sich der Saugrüssel befindet, womit sie ihre Nahrung zu sich nehmen. Hat er diese Klappen geschlossen, so kann er sich damit einbohren, wohin er will; man hat Beyspiele, daß

er sich durch die Gedärme, ja durch den Bauch gebohrt hat. — Kinder die viele Würmer haben, werden blaß, hartleibig und bekommen endlich gar, wenn kein Arzt zu Hülfe gerufen wird, die englische Krankheit oder die Schwindsucht. Die dicken Bäuche der kleinen blassen Bettelkinder sind gewöhnlich wahre Wurmnester. Man hat in den Apotheken bewährte Mittel zur Vertilgung dieser Eingeweidewürmer.

Zum Schlusse wollen wir nun einen kurzen Ueberblick über das Ganze werfen und uns die Hauptabtheilungen mit ihren Kennzeichen noch einmal in die Erinnerung zurückrufen. Das ganze Thierreich theilen wir in sechs Kassen. Diese wären:

1) Säugethiere. Sie sind sich *alle* darin ähnlich, daß sie rothes warmes Blut haben, lebendige Junge gebären und solche an ihren Zitzen säugen, obgleich einige von ihnen im Wasser, andere auf dem Lande leben.

2) Vögel. Diese haben gleichfalls rothes Blut, aber dabey einen befiederten Körper, am Kopfe einen hornartigen Schnabel, können, vermittelst zweyer Flügel, fliegen, und legen Eyer, die sie ausbrüten.

4) Amphibien. Bey diesen findet sich wohl rothes, aber kaltes Blut, und dadurch unterscheiden sie sich von den beiden vorhergehenden Klassen, ob sie gleich das Athmen durch Lungen mit ihnen gemein haben. Sie können fast alle im Wasser und auf dem Lande leben.

4) Fische. Diese leben beständig im Wasser, haben das rothe, warme Blut mit den Amphibien gemein, unterscheiden sich aber wieder von diesen dadurch, daß sie nicht durch Lungen, sondern durch Kiemen athmen. Ihr Körper ist ohne äussere Gliedmassen.

5) Insekten. Eine weißlichte, kalte Feuchtigkeit trift man bey ihnen statt des Blutes an. Ihr Körper hat einen Einschnitt und ist mit sechs oder mehreren Füssen versehen. Auch haben sie Fühlhörner und verwandeln sich.

6) Würmer. Diese haben statt der Fühlhörner, Fühlfäden, und verwandeln sich nicht. Ihr Körper ist sehr einfach. In Ansehung der weißlichten, kalten Feuchtigkeit sind sie den Insekten ähnlich.

Grünbergs Gespräche mit seinen Kindern.

Vater, rief Fritz, als am nächsten Abende der Vater bey guter Zeit in den Garten kam, wirst du heute Abend die Birnen abnehmen?

Vater. Sind sie denn auch schon reif?

Fritz. O ja, Vater, in dem Gipfel oben sind sie ganz gelb, und einige sind schon von selbst heruntergefallen.

Der Vater gieng hin und besah den Baum. Mit der Leiter, sprach er, wagte ich mich so hoch nicht hinauf; aber ich will eine lange Stange holen, da wollen wir sehen, was wir herunter bringen können.

Er holte die Stange, stämmte sich gegen den Gipfel des Birnbaums, schüttelte denselben auf diese Weise, und es fielen eine grosse Menge von Birnen herunter, die die Kinder mit grossem Jauchzen auflasen.

Gustav entdeckte, daß in den Birnen, die dem Augenblick erst vom Baume herunter fielen, Ameisen waren und ziemlich tiefe Löcher hineingefressen hatten. Dieß wunderte ihn, doch nahm er sich jetzt noch nicht Zeit zu fragen. Aber wie die Birnen ausgetheilt waren, und einige davon auch gegessen,

da sagte er dem Vater, was er bemerkt hatte, und bezeigte seine Verwunderung darüber, daß die Ameisen so hoch auf den Baum hinauf gekommen wären. Ich möchte nur gern wissen, sagte er, was die Thiere so hoch oben auf dem Baume zu suchen hätten?

Sophie. I, das siehst du ja; Birnen haben sie sich gesucht.

Gustav. Das seh' ich wohl: aber woher haben sie denn gewußt, daß die Birnen reif waren?

Vater. Nun, das errathe mir einmal, wie sie das gewußt haben.

Gustav. Sie werden es doch nicht gar gerochen haben?

Vater. Ich meine doch; der Geruch ist bey allen solchen kleinen Thieren sehr scharf. Wie wollten sie sich auch sonst ernähren können, wenn sie nicht durch ihren Geruch ihre Nahrung aufzufinden wüßten?

Sophie. Ich könnte so weit keine Birnen riechen, zumal in freyer Luft.

Vater. Das will ich dir glauben. — Unser Geruch ist nicht so scharf, als bey diesen kleinen Thieren. Indessen giebt es doch Menschen, die einen viel feinern Geruch haben, als wir. Manche

Araber sind im Stande, ein Kameel unter einem ganzen Haufen herauszufinden, wenn sie nur an der Stelle, wo das Thier gelegen hat, haben riechen können. An diesem Geruche erkennen sie es nachmals wieder.

Sophie. Ei, wenn da diese kleinen Thiere einen eben so guten Geruch haben, da werden sie wohl überall ihre Nahrung riechen, wenn sie auch ein Bischen weit ist.

Vater. Ganz gewiß haben sie einen noch feinern Geruch, sonst würden sie ihre Nahrung nicht auffinden können, und wären auch nicht im Stande, das, was ihnen schädlich ist, von dem Dienlichen zu unterscheiden.

Sophie. O das ist doch schön, wie der liebe Gott da für die armen kleinen Thiere gesorgt hat. Wenns ihnen nun schon keiner sagt, so wissen sie doch, was sie nicht fressen dürfen, und merken gleich, wo es etwas zu schmausen giebt.

Vater. Ja wohl, liebe Sophie, das hat der liebe Gott alles sehr gut eingerichtet, sonst würden freylich die Thiere häufig verhungern müssen, oder sie müßten sterben, weil sie schädliche Dinge gefressen hätten.

Sophie. Vater, ich meine, es müßte recht hübsch seyn, wenn wir wüßten, wie jedes Thier es anfienge, sich zu ernähren.

Vater. Ja wohl müßte es das seyn, und wir könnten auch daran sehen, wie Gott so gütig ist, und alles in der Welt aufs vortrefflichste eingerichtet hat.

Gustav. Weiß man es denn nicht, wie sich die Thiere ernähren? Ich dächte, von vielen könnten wir es doch wissen?

Vater. Wir wissen es auch wirklich von sehr vielen, aber bey weitem nicht von allen.

Die Adler und Falken und andere Raubvögel z. B. erheben sich hoch in die Luft, so hoch, daß sie nur noch wie ein kleines schwarzes Pünktchen aussehen.

Fritz. Warum thun sie das, Vater?

Vater. Laß mich nur ausreden, da sollst du es hören. — Von dieser Höhe herab können sie nun eine ganze grosse Gegend übersehen, und leicht entdecken, wo es etwas für sie giebt. Ihr Gesicht ist so scharf und fein, daß sie kleine Vögel und Mäuse, und selbst kleine Fische im Wasser entdecken — und nun fliegen sie herab und stossen schnell auf ihren Raub. — Andere Thiere, z. B. Raben, wittern das Aas auf mehrere Meilen weit. So ist

es auch mit vielen Aasfliegen, die das Fleisch sehr weit riechen, um die Eyer hineinzulegen, aus welchen die künftigen Jungen herauskommen sollen. Sobald diese auskriechen, finden sie in dem Fleische, welches alsdann schon etwas in Fäulniß übergegangen ist, sogleich ihre Nahrung.

Sophie. Vater, ich wundere mich nur, wie so viele kleine Thierchen sich erhalten können? Sie sind doch gar zu schwach.

Vater. Wie lebt die Spinne, die fast gar nicht von ihrer Stelle fortgeht?

Fritz. O die macht sich ein Netz, und fängt sich Fliegen und Mücken.

Vater. Und die Biene? die ist doch auch ein schwaches kleines Thierchen?

Sophie. O die sucht sich wohl ihre Nahrung. Sie fliegt ja so weit nach Blumen umher, daß sie wohl eine Stunde weit von ihrem Stocke entfernt ist, und weiß sich doch immer wieder nach Hause zu finden.

Vater. Nun sieh, so hat Gott jedes Thier schon so eingerichtet, daß es seine Nahrung zu bekommen weiß. Welcher Mensch würde ein so

künstliches Netz zu wirken wissen, wie die Spinne. Und dieses Thierchen hat nichts weiter dazu, als ihre Füsse und ihr Maul, und ein paar Warzen am Körper, aus welchen sie die klebrigte Feuchtigkeit nimmt, von der sie die Fäden spinnen will. — Habt ihr gestern gesehen, wie sich die Ente badete.

Gustav. O! das haben wir alle öfters gesehen.

Vater. Nun drang denn das Wasser bis auf die blosse Haut etwa ein?

Gustav. Nein, Vater, es lief immer auf den Federn ab.

Vater. Siehst du! das Thier sollte vorzüglich auf dem Wasser leben und dort seine Nahrung suchen; dazu gab ihm der liebe Gott solche glatte und fette Federn, von welchen das Wasser ablauft. Hätte die Ente solche Federn, wie das Huhn, da würde sie es nicht lange im Wasser aushalten.

Fritz. Neulich war bey dem Herrn Nachbar ein Huhn in die Pfütze gefallen, — das war über und über naß, und alle Federn waren struppig.

Vater. Wenn es nun der Ente auch so gienge?

Gustav. Ey, da könnte sie nicht im Wasser leben. — Sie kann auch besser schwimmen, als die Hühner; — die Hühner können gar nicht schwimmen.

Vater. Nein, das können sie freylich nicht: aber die Ente ist ganz dazu gebaut. Seht einmal ihren runden breiten Körper, der dicht mit Federn besetzt ist, und die breiten Füsse, mit denen sie im Wasser vortrefflich rudern kann.

Sophie. Und sie kann auch untertauchen.

Vater. Richtig; um die Fische aus dem Wasser herauszuholen. Der breite Schnabel ist so recht zum Festhalten derselben geschickt, und mit dem langen Halse kann sie tief hinunterfahren, wenn sie etwa unten einen Fisch gewahr wird.

Gustav. Aber sie kann ja unten im Wasser nicht sehen. Das Wasser kommt ja in die Augen?

Vater. Sie kann sehr gut sehen. *Alle* Vögel haben unter den Augenliedern noch eine dünne durchsichtige Haut, die sie über das Auge ziehen — das heißt die Nickhaut.

Sophie. Aber was machen denn die andern Vögel mit dieser Haut? Die leben doch nicht im Wasser. Ich dächte, die brauchten keine solche Haut?

Vater. Sie haben derselben auch nöthig, damit ihnen beym Fliegen kein Staub ins Auge kommt.

Gustav. Aber, Vater, würden denn die Hühner auch sich selbst ernähren können? Wir müssen sie ja füttern?

Vater. Wenn sie immer in ihrer Freyheit geblieben wären von jeher, so würden sie sich recht gut ernähren. Die Bauern füttern ihre Hühner auch oft den ganzen Sommer über nicht. — Sie suchen sich selbst, was sie nöthig haben. Und weißt du denn nicht, daß viele Arten Hühner noch in ihrer Freyheit in den Wäldern leben und sich wohl zu ernähren wissen, ohne daß sie einer füttert?

Gustav. Nein, Vater, das hab' ich nicht gewußt.

Vater. Nicht? Kennst du auch das Rebhuhn nicht? — Ausserdem giebt es noch Haselhühner und manche andere. — Die Truthühner oder Puter, welche bey uns zahm sind, leben auch noch an vielen Orten auf der Erde wild; und so sind ebenfalls unsere Haushühner noch wild zu treffen.

Fritz. Ey, was fressen sie denn da, wenn sie niemand füttert?

Vater. Vielerley, was sie hier auch fressen. Mit ihren spitzen Schnäbeln wissen sie verschiedene Arten von Saamen und Früchten gut auszupicken und Gras und kleine Würmer zu fassen, und mit

ihren scharfen Füssen können sie sehr geschickt die Erde aufscharren und die Würmer, die in derselben liegen, hervorholen.

Gustav. Aber im Winter, Vater, wie machen sie es denn da?

Vater. Diese Hühner, von welchen unsre Haushühner entstanden sind, leben in einem Lande, wo es niemals Winter ist, in Ostindien — da haben sie also wegen ihrer Nahrung gar keine Noth.

Sophie. Dabey fällt mir ein, wo doch so viele Vögel im Winter seyn mögen? Man sieht sie ja gar nicht, und wenn es warm wird, sind sie alle wieder da.

Vater. Da sieht man eben recht daran, wie Gott alles so schön zur Erhaltung der Geschöpfe eingerichtet hat. Die Vögel, welche im Winter bey uns keine Nahrung mehr zu finden wissen, ziehen gegen den Herbst von uns weg, und begeben sich in wärmere Länder.

Sophie. O, das ist wunderbar — und nun besinne ich mich auch; die Vögel, welche zuweilen so hoch in der Luft in grosser Menge beysammen fliegen, das werden solche Vögel seyn. Die Leute sagen immer: die Vögel ziehen weg.

Fritz. Aber finden sie denn auch den Weg?

Vater. Den Weg finden sie sehr gut, und wissen auch die Zeit recht genau, wenn sie wegziehen, und nachmals auch, wenn sie wieder kommen sollen, aber kein Mensch kann sagen, wie sie den Weg treffen und die Zeit wissen; das weiß Gott nur allein.

Sophie. Ziehen denn aber nicht auch andere Thiere vor dem Winter von uns weg?

Vater. Nein, Kind, in unsern Gegenden giebt es keine andern Thiere, ausser den Vögeln, welche wegzögen. In vielen entfernten Gegenden giebt es wohl einige Thierarten, welche in grossen Heerden von mehreren Tausenden in andere Gegenden ziehen — Dieß ist aber meistentheils aus Mangel an Wasser und an Futter. Die Thiere, welche bey uns bleiben und doch im Winter sich nicht erhalten könnten, verbergen sich in der Erde, oder im Wasser.

Gustav. Im Wasser, Vater? — In der Erde weiß ich wohl, verbergen sich viele Thierchen, aber im Wasser weiß ich doch kein einziges.

Vater. Du weißt viele Thiere, welche sich in der Erde über Winters verbergen? Ey, nenne mir sie doch?

Gustav. Die kleinen Würmer; die sind ja alle verschwunden, wenn es anfängt Winter zu werden.

Vater. Wohl wahr: aber die meisten mögen wohl dann sterben, und andere kriechen wieder in die Erde, um sich darin zu verwandeln und in anderer Gestalt wieder hervorzukommen — aber selbst von den vierfüssigen Thieren verbergen sich über Winters einige in der Erde.

Gustav. Welche denn, Vater?

Vater. Der Hamster z. B., der wie der Maulwurf im Winter in der Erde schläft; eben so viele Arten von Kröten, und die Frösche bleiben auf dem Grunde des Wassers.

Sophie. Ja, das ist wahr, das habe ist selbst gesehen. Im vorigen Jahre nahm mich der Vetter einmal mit im Winter spazieren. Da kamen wir an einen Graben, welcher helles Wasser hatte, und oben so fest zugefroren war, daß der Vetter darauf gehen konnte. Unten auf dem Boden dieses Grabens war eine ganze Menge von Fröschen, die ganz still und ohne Bewegung blieben, wenn man auch oben aufs Eis trat, und auf demselben herumsprang.

Vater. Und nun sieh einmal die Raupen, wie die im Winter ausdauern. Viele sind in dichte Nester eingehüllt, und kommen im Frühling, wenn es warm wird, wieder hervor — andere kriechen erst aus ihren Eyern.

— Eben wurde der Vater gerufen, weil ihn Jemand zu sprechen wünschte.

O, sprachen die Kinder, das ist schlimm, daß der Vater nun fort muß.

Vater. Nun, nun, seyd nicht unwillig, wir können ja nächstens weiter darüber sprechen.

2.

Der Vater war ein wenig auf den Wiesen spazieren gegangen, welche hinter seinem Garten lagen. Er kam durch die Hinterthür des Gartens zurück und fand seine Kinder, Sophie, Gustav und Fritz schon im Garten seiner warten.

Er legte seinen Hut auf den Tisch, und die Kinder sahen denselben mit grossen Augen an, denn es waren eine ziemliche Menge Schmetterlingsflügel und Käferflügel mit Nadeln am Hute befestiget.

Fritz. Wo hast du die Flügelchen her, Vater?— Hast du den armen Thieren die Flügel ausgerissen?

Sophie. Wie kannst du das glauben? — Da hätte ja der Vater die kleinen Thiere gemartert! Aber ich möchte wohl wissen, wie der Vater zu so vielen Flügeln gekommen?

Vater. Du kannst zu mehrern kommen, wenn du auf die Wiese hinter unserm Garten gehen willst — dort liegen genug.

Gustav. Wie sind denn die dorthingekommen? Es wird sie doch keiner hingetragen haben?

Vater. Hingetragen? — Ein Mensch freylich nicht — aber wohl ein Thier. Oder vielmehr das Thier hat die Schmetterlinge und Käfer hingetragen, und hat sie aufgefressen, und hat dann die Flügel liegen lassen.

Gustav. Ein Thier? Da möchte ich doch wissen, was für ein Thier das seyn könnte?

Fritz. Hunde sinds gewiß nicht — die fressen keine Schmetterlinge: — aber, Vater, Katzen sinds vielleicht. Ich habe unserer Katze ein paarmal im Garten zugesehen, wie sie hinter den Schmetterlingen her war. Sie fieng auch zuweilen einige, und machte sie mit den Krallen todt.

Vater. Hast du aber auch gesehen, daß sie dieselben aufgefressen hat?

Fritz. Nein, Vater! aufgefressen nicht.

Sophie. Katzen fressen ja auch keine Schmetterlinge und Käfer eben so wenig. Sie fangen dieselben nur, und spielen erst ein wenig damit, und dann machen sie die Thiere todt. — Es sind vielleicht Sperlinge gewesen.

Vater. Allerdings — ihr hättet es in unserm Garten auch sehen können, wie die Sperlinge sich Schmetterlinge und Käfer holen und aufzehren.

Fritz. Ja, Vater! das hab' ich auch gesehen; und Gustav und Sophie auch. Aber warum spucken sie denn die Flügel aus? Sie könnten sie doch auch mit fressen?

Sophie lachte. Ausspucken? können denn die Sperlinge ausspucken? Aber ich denke, sie werden die Flügel wohl gleich abpicken und lassen sie dann liegen.

Vater. So denke ich auch. Ohne Zweifel thun sie es aber deswegen, weil ihnen die Flügel zu hart sind; am wenigsten würden sie die Flügeldecken der Käfer vertragen können, welche daher in ziemlich grosser Menge auf der Wiese lagen.

Gustav. Aber Vater, das ist garstig, daß die Sperlinge diese kleinen Thiere auffressen!

Fritz. Sie könnten ja solche kleine Saamenkörner fressen, wie sie immer auf unserm Hofe holen, wenn die Hühner gefüttert werden.

Vater. So? haben denn die Sperlinge immer solche kleine Sämereyen? — Und wenn sie auch immer dergleichen hätten, so wollten sie doch einmal auch etwas anders fressen. — Wolltet ihr denn wohl beständig Brod essen?

Sophie. Und das ist ja auch recht gut für uns, daß sie solche Thiere fressen; sonst würden uns die Käfer und die Raupen alle unsre Gewächse verderben.

Gustav. Das ist wahr — ich habe es selbst gesehen, wie die Käfer und Raupen ganze Bäume kahl gefressen hatten — es sahe ganz traurig aus, die Bäume so ohne alles Laub zu sehen!

Sophie. Ich weiß nicht, wo ich es gelesen habe. — Da stand, es wäre recht gut, daß immer ein Thier dem andern zur Nahrung dienen müßte.

Vater. Allerdings — sonst würden viele Thierarten sich gar zu sehr vermehren, und dann würden die andern nicht genug zu fressen haben. Sehr viele Thiere fressen daher wieder andere Thiere — sie sind dazu gemacht, sich entweder ganz allein, oder doch zum Theil von andern Thieren ernähren zu müssen.

Gustav. Ach ja — die Löwen fressen nichts, als andere Thiere. —

Sophie. Auch die Tiger, die Luchse, die Leoparden, die Wölfe, und noch viele andere — die heissen Raubthiere.

Vater. Ganz recht. Zumal diese Raubthiere, die fressen nichts als andere Thiere.

Gustav. Gar nichts anders weiter, Vater?

Vater. Nein — gar nichts weiter.

Fritz. Aber wenn sie nun gar keine Thiere haben, was fressen sie denn da?

Vater. Das hab' ich schon gesagt.

Fritz. Ich habe nichts gehört.

Gustav. Ich auch nicht.

Vater. Nicht? — Ich habe gesagt: diese Raubthiere fressen nichts als andere Thiere — fressen sie denn da etwa Laub oder Kräuter?

Gustav. Nein, die fressen sie nicht.

Vater. Wenn sie nur blos und allein Thiere fressen, und nichts als Thiere, was fressen sie denn nun, wenn sie keine Thiere haben?

Gustav. O nun weiß ichs — da fressen sie nichts.

Fritz. Da müssen sie ja hungern?

Vater. Freylich — sie sterben lieber, als daß sie etwas anders fressen sollten.

Sophie. Aber das geschieht wohl nicht leicht, daß sie vor Hunger sterben müssen.

Vater. Ich glaube nicht; wo diese Thiere leben, da giebt es meistens Nahrung genug für sie. — Sie leben gewöhnlich in grossen Wäldern und da findet sich wohl immer etwas.

Gustav. Aber das kann doch wohl kommen, daß sie einmal einen Tag lang kein Thier antreffen?

Vater. O ja! Das schadet ihnen aber auch nicht. — Sie können mehrere Tage hungern, und vielleicht viele Tage, wenn sie sich einmal recht satt gefressen haben — sie sollen wohl 8 — 10 Tage hungern können. Und wenn sie auch nur *zu Zeiten* wenig haben, so können sie sich schon behelfen, bis sie wieder einmal recht viel antreffen.

Sophie. — Ich kenne doch ein Raubthier, das etwas anders frißt, als andere Thiere.

Vater. Ich auch. Der Fuchs frißt auch gern Honig und Weintrauben und andere Früchte; so auch der Marder und noch viele andere.

Sophie. Nein, die meine ich nicht — ich kenne ein Raubthier, welches Salat frißt — Bohnen und Gurkensalat.

Gustav.

Gustav. O das ist unsre Katze — die frißt Salat. Sie hat erst gestern der Mutter etwas davon genascht.

Vater. Sieh doch! Ihr gebt mir ja ordentlich aufzurathen. — Ob denn aber auch wohl eine wilde Katze Salat fressen würde, wenn man ihr denselben hinsetzte?

Sophie. Das glaub ich nicht — das lernen sie wohl erst bey uns.

Vater. So denke ich auch. Thiere, die bey dem Menschen durch lange Zeit zahm geworden und Hausthiere gewesen sind, werden in vielen Dingen ganz anders. Der Hund frißt bey uns auch viele Dinge, welche kein wilder Hund fressen würde.

Fritz. Was denn, Vater?

Gustav. O, weißt du das nicht! Klöse, Kartoffeln, Rüben.

Vater. Ueberhaupt Mehlspeisen und Gemüse, welche kein wilder Hund fressen würde.

Fritz. Ach, da ist Nachbars Pudel, der fraß auch im Garten die Stachelbeeren — er wußte sie recht artig aus den Büschen hervorzusuchen, und schüttelte mit dem Kopfe, wenn er sich in die Nase gestochen hatte.

Gustav. O er fraß auch im vorigen Jahre die Weintrauben ab; da mußte ihn sein Herr an die Kette legen; er hätte sonst gar keine Trauben behalten.

Vater. Da siehst du ja, wie ein Raubthier seine Lebensart ändert, wenn es zahm und zum Hausthiere geworden ist. Wer weiß, ob nicht selbst die Löwen manches andere, als Fleisch, fressen würden, wenn sie seit langen Zeiten wären zahm gemacht worden.

Gustav. Aber die Löwen kann man wohl nicht zahm machen?

Vater. So leicht wohl nicht, als manche andere Thiere; indessen sind sie sonst, und auch noch jetzt in manchen Gegenden so zahm gemacht worden, daß man sie an Wagen gespannt hat und *damit* gefahren ist.

Sophie. Vater, möchtest du mit Löwen fahren?— Wenn nun die Thiere wild und böse würden?—

Vater. Das wäre freylich schlimm — aber zuweilen werden auch unsere Pferde wild genug, und lassen sich oft auch nicht bändigen. Selbst mit unsern Ochsen und Kühen geht es zuweilen so.

Fritz. Sind denn das auch Raubthiere?

Sophie. O! fressen denn unsre Ochsen und Kühe andere Thiere?

Fritz. Sie fressen ja Gras, und Laub, und Kräuter — ah sieh doch — Nein, das sind keine Raubthiere.

Gustav. Aber Vater, die Enten fressen doch auch andere Thiere — Schnecken, Fische, Würmer — sind denn das Raubthiere?

Vater. Eben so wenig, als die Sperlinge. Es fressen zwar viele Vögel, Enten, Gänse, Hühner, Sperlinge, Finken, Nachtigallen und mehrere andere auch kleine Thiere, aber sie sind deswegen doch keine Raubvögel: denn sie leben auch von Saamenkörnern, Früchten, Pflanzen, und können davon völlig sich erhalten.

Fritz. Raubvögel, sagst du, Vater — giebts denn solche Vögel, die blos von andern Vögeln leben?

Vater. Von andern Thieren willst du sagen? — O ja. Du wirst doch vom Adler etwas gehört haben?

Fritz. Ah, daran hatte ich nicht gleich gedacht — Der raubt Haasen, junge Lämmer, und Ziegen, und Gänse, Hühner und Tauben.

Gustav. Ja, und die trägt er auch seinen Jungen ins Nest.

Sophie. Und die Geier, die Falken und Habichte sind auch Raubvögel. Die grossen Geier holen sogar kleine Kinder.

Fritz. Vater! hier haben wir wohl keine Geier?

Vater. Nein! du bist sicher, daß sie dich nicht holen.

Fritz. Ich kenne noch ein Raubthier, Vater, welches kein Vogel ist!

Vater. Das glaube ich. Wir haben schon vorher mehrere genannt — Wölfe, Luchse, Löwen —

Fritz. Nein, solche nicht — solche gar nicht — ein ganz anders.

Vater. Du meinest also ein Raubthier, welches weder ein vierfüssiges Raubthier, noch ein Raubvogel ist?

Fritz. Ja, das meine ich — es war ein —

Sophie. O nun weiß ich es auch schon — Die Köchin hat neulich so eins geschlachtet.

Gustav. Das ist ein Hecht — der hatte ein paar junge Aale im Leibe. Die Mutter sagte, es wäre ein gefrässiger Raubfisch; und wenn ihrer viele in einem Karpfenteiche wären, so würde der Teich von Karpfen ganz leer.

Vater. Also die Raubfische hast du gemeint? — Da giebt es also schon drey verschiedene Arten von Raubthieren.

Sophie. Giebts denn noch mehrere Arten von Raubthieren?

Vater. Du meinst, ob unter den andern Thieren, welche nicht vierfüssig, auch nicht Vögel und nicht Fische sind, noch Raubthiere sind?

Sophie. Ja, so meine ich's.

Vater. Nun, was giebts denn noch für Klassen, oder wie du es nanntest, für Arten von Thieren?

Sophie. Insekten noch, und Würmer.

Vater. Hast noch eine Klasse vergessen, die Amphibien oder Knorpelthiere.

Sophie. Ja die! — da vergesse ich den Namen immer. (Der Vater ließ erst den Kindern die Kennzeichen dieser Thiere wiederholen, ehe er weiter sprach.)

Vater. Du fragtest, ob es unter diesen Klassen auch noch Raubthiere gebe? — Das hättest du dir selbst beantworten können. — Ihr alle kennt wenigstens einige Raubthiere unter diesen.

Gustav. Ich nicht.

Fritz. Ich auch nicht, Vater!

Vater. Gewiß nicht?

Fritz. Nein, gewiß nicht — du kannst es glauben.

Sophie. Ich kann mich auch auf keins besinnen.

Vater. Den Krokodill kennt ihr also nicht?

Alle Kinder. O! o!

Vater. Nun, da kennt ihr ja auch ein Raubthier unter den Amphibien — kennt ihr denn auch den Haifisch nicht? —

Gustav. Ja, das ist aber ein Fisch.

Sophie. Nein, das hat der Vater uns schon einmal gesagt — er hat keine Kiemen, wie die Fische, und bringt lebendige Junge.

Fritz. Und der Krokodill bringt wohl auch lebendige Junge?

Vater. Auch vergessen? — Erinnerst du dich nicht mehr an ein Thier, welches ihm seine Eyer wegfrißt.

Fritz. Ah sieh doch! daran dacht ich nicht — es legt Eyer.

Vater. Da kennet ihr also unter den Knorpelthieren schon zwey mächtige Raubthiere — aber ihr kennet noch mehr.

Gustav. Noch mehr?

Vater. Ja freylich. Einige Arten von Schlangen zum wenigsten kann man wohl zu den Raubthieren zählen. — Ihr habt doch wohl von der Klapperschlange gehört?

Gustav. O ja — welche Haasen, Eichhörnchen, Vögel und andere Thiere frißt.

Vater. Und die Königsschlange, welche an sechsmal so lang ist, als die Klapperschlange, erwürgt sogar Ochsen, Tyger und andere grosse Schlangen. — Es fehlt unter den Amphibien an Raubthieren nicht. — Unter den Insekten kennet ihr alle wenigstens ein Raubthier.

Fritz. Kenne ich's auch?

Vater. Ey ja wohl.

Gustav. Ich kann mich nicht besinnen.

Sophie. Macht sich ein Netz vor den Fenstern, in Gebüschen und Bäumen — fängt Fliegen und —

Fritz. Stille nur — nun weiß ichs — die Spinne.

Sophie. Aber unter den Würmern, Vater, kenne ich gewiß kein Raubthier — habe schon hin und her gesonnen.

Vater. Das kann wohl seyn. Indessen sind einige Arten von Muscheln dafür anzusehen; auch kann man die Polypen hieher rechnen.

Gustav. Ach das Thier, welches man zerschneiden kann, ohne daß es ihm schadet — es lebt im Wasser.

Vater. Richtig — aber nur nicht im Flußwasser, sondern im stillstehenden — in Gräben

und Teichen — Aber wir haben lange zusammen gesprochen. Jetzt leset mir noch eine Geschichte, dann wollen wir uns bald zur Ruhe begeben.

3.

Fritz. Vater, unsere Katze hat einigemal ihre Farbe geändert — sie sieht zuweilen viel dunkler, und zuweilen heller.

Vater. Hat sie die Farbe ihrer Haut geändert oder der Haare?

Fritz. Die Farbe der Haare — die Haare giengen ihr dabey häufig aus.

Sophie. Das macht, sie war krank. — Sie war gleich krank, als wir dieselbe bekamen.

Vater. Daß unsre Katze Haare von einer andern Farbe, als die vorige, bekommen hat, mag wohl bey ihr eine Art Krankheit gewesen seyn; sonst gehen aber auch den gesundesten Thieren zu gewissen Zeiten die Haare aus. So fallen auch zu Zeiten den Vögeln die Federn aus und sie bekommen andere dafür, die nicht immer die vorigen Farben haben.

Gustav. Ach ja unsre Hühner, die verlieren alle Jahre einmal die Federn.

Sophie. Und unser Hahn hat fast jedesmal alsdann schönere und dunklere Federn bekommen.

Fritz. Neulich haben wir auf dem Felde Rabenfedern gefunden, die waren auch wohl ausgefallen.

Vater. Ich glaube es; — den Gänsen fallen sie auch aus; und eure Pfauenfedern, die ihr habt, sind eben solche ausgefallene Federn von einem wenigstens dreyjährigen Pfau; denn vor dem dritten Jahre bekommt dieses Thier seine schönen Federn nicht.

Gustav. Das ist aber doch artig, daß den Thieren die Federn ausfallen — es wäre wohl besser, sie behielten die alten.

Vater. Meinst du? — Die Vögel fliegen den Sommer über da und dorthin — schlüpfen durch Hecken und Gesträuche, baden sich im Staube, ich meine das nutzt die Federn ab — und da ist's wohl so übel nicht, wenn sie neue dafür bekommen.

Gustav. Ja, das ist wahr — da bekommen sie also so oft neue Federn, als sie abgenutzt sind?

Vater. Die Vögelarten, welche bey uns im Winter bleiben, bekommen gewöhnlich im Herb-

ste neue Federn — das ist gerade die beste Zeit dazu.

Sophie. Warum ist das die beste Zeit?

Vater. Nach dem Herbste kommt der Winter.

Sophie. Ey das weiß ich wohl — aber Vater wie kommst du jetzt darauf?

Vater. Ich möchte doch wissen, in welcher Jahrszeit diese Thiere das dichteste Kleid nöthig haben?

Gustav. O! nun läßt sichs wohl rathen — die neuen Federn sind ihr Winterpelz.

Vater. Winterpelz? — Das könnte man noch viel besser von den neuen Haaren sagen, welche die vierfüssigen Thiere häufig um diese Zeit erhalten — bey diesen ist es ein wahrer Pelz.

Sophie. Nun weiß ich auch, warum neulich die Köchin das Fell vom Haasen wegwarf! Sie sagte, um jetzige Zeit taugten die Felle nichts, und niemand würde ihr etwas dafür geben.

Vater. Das ist gewiß; die Felle taugen erst gegen den Winter. Vorher gehen die Haare leicht los.

Fritz. Vater, ich kenne ein Thier, von welchem noch etwas anders abgeht, als die Haare.

Vater. So? Nun, da laß uns einmal rathen?

Gustav. Ah, ich weiß schon, was du meinst — wir waren neulich bey dem Jäger, in dessen Hause war ein — — —

Fritz. Sey stille! Sophie muß das errathen!

Sophie. (besinnt sich) Mir fällt kein Thier bey, welches etwas anders, als Haare, verlöre.

Fritz. O doch — es ist ein Thier mit Hörnern. —

Gustav. Hörner heißts nicht — es heißt Geweihe, wie der Jäger sagte. Er sagte noch, die Jäger littens nicht, daß man die Hirschgeweihe Hörner nenne.

Sophie. Ey! — da hast du es gesagt, — ich wäre nicht darauf gekommen! Der Hirsch ist es.

Vater. Aber wißt ihr auch wohl, daß noch andere Thiere ihre Geweihe abwerfen?

Sophie. Kennen wir diese Thiere!

Vater. Eins kennet ihr gewiß — das Thier, welches die Lappländer und andere Völker vor ihre Schlitten —

Gustav. O! das ist das Rennthier.

Vater. Eben so auch das Elenn oder Elenthier. Alle diese Thiere werfen jährlich ihr Geweihe ab.

Sophie. Und der Hirsch bekommt jedesmal ein grössers Geweihe.

Vater. Richtig, mit jedem Jahre werden mehr Zacken oder Aeste an dem Geweihe — die Jäger nennen das Enden. Nun will ich aber auch Fritzen etwas zu errathen geben: — Was verliert denn der Mensch von seinem Körper?

Fritz. Alle Jahre?

Vater. Nein nur einmal in seinem Leben.

Fritz. Nur, einmal? — Es fällt mir gar nichts bey.

Sophie. Ey, das ist leicht — soll ich es —

Vater. Pst!

Fritz. Haare könnens nicht seyn — Geld meinst du doch gewiß nicht?

Vater. Nein, gewiß nicht — Geld wächst dem Menschen nicht am Körper!

Gustav. O — du hast erst neulich beym Essen so etwas verlo — — —

Fritz. Die Zähne, Vater! die Zähne!

Vater. Ja — aber nur nicht: die Zähne; sondern nur einige Zähne.

Fritz. Ey, das hätte ich nicht geglaubt, daß noch jemand so etwas von seinem Körper verlöre.

Vater. Das ist gar nicht so sehr ungewöhnlich. Es giebt noch mehrere Thiere, die zu Zeiten sich auf diese Weise verändern. So werfen die Schlangen jährlich ihre Haut ab, und bekommen eine schönere dafür wieder, mit glänzenden Farben; die alte Haut sieht gewönlich bleich aus, und ist welk geworden — Und ihr kennet ja selbst ein Thier, welches sein Schwänzchen abwirft und niemals wieder bekommt.

Gustav. Da giebts wieder etwas zu errathen!

Sophie. Ist es sehr bekannt?

Vater. Jedes Kind kennt es.

Fritz. Ist es groß oder klein?

Vater. Es ist groß und klein.

Gustav. Vater, das ist ja nicht möglich.

Vater. Gegen den Elephanten oder gegen den Wallfisch ist es sehr klein, aber gegen einen Floh ist es groß.

Sophie. Das will ich glauben — aber ich falle nicht darauf.

Vater. Erst ist es ein kleines Fischchen, wenn es aus dem Ey gekommen ist. Dann verliert es in einigen Tagen die Flosse auf dem Rücken, bekommt einen rundlichen und dicken Leib und ein langes Schwänzchen. So bleibt das Thier wohl

ein Vierteljahr oder zehn bis zwölf Wochen, und schwimmt im Wasser umher. Nun erst bekommt es zwey Vorderfüsse, und dann noch zwey Hinterfüsse und indessen fällt der Schwanz ab —

Gustav. Nun weiß ich es.

Sophie. Ich noch nicht.

Vater. Das Thier geht nun ans Land, setzt sich ans Ufer der Sümpfe und Bäche — hüpft überall umher und quackt zu gewissen Zeiten die ganze Nacht —

Fritz. Das ist der Frosch! — aber das habe ich nicht gewußt, das er vorher keine Füsse hat, und dagegen ein Schwänzchen.

Vater. Nicht gewußt? Hab' ich dir denn neulich nicht die kleinen Kaulquappen gezeigt, in dem kleinen Wasser vor dem Thore?

Fritz. Nun besinne ich mich; ja du hast uns damals alles schon erzählt.

Vater. Und von den Krebsen habe ich euch wohl auch etwas erzählt, was eben so merkwürdig ist.

Sophie. Ja, Vater, erst neulich. Sie bekommen alle Jahre eine neue Schale, und werden grösser dabey.

Fritz. Auch die Scheeren wachsen einigemale wieder, wenn sie sich dieselben im Streit mit andern abbrechen.

Vater. Richtig. — Diese Thiere verändern also ihre Gestalt. Aber nun kommt noch eine ganze Menge von Thieren, die mehrmals ihre Gestalt verändern, daß sie sich gar nicht ähnlich bleiben. Wenn sie vorher kaum haben kriechen können, so können sie nachher fliegen; wenn sie vorher weich waren, so bekommen sie nachher einen Panzer von Horn, und wenn sie vorher auf dem Wasser gewohnt haben, so leben sie nachmals auf dem Lande und würden im Wasser ertrinken.

Fritz. Die Thiere sind aber nicht bey uns, Vater — wo leben sie?

Sophie. Oh! merkts du es denn nicht, was es für Thiere sind — weißt du denn nicht was aus einer Raupe und aus einem Engerling wird?

Fritz. Nun, was meinst du denn damit?

Gustav. Ey, du weißt es noch nicht? — Die Insekten sinds ja. — Die Raupe kriecht, und der Schmetterling, der von ihr entsteht, fliegt; und aus dem Engerling — —

Fritz. Da wird ein Käfer daraus mit harter Schale. Nun merk ichs wohl!

Sophie. Und die Wasserjungfern und Mücken kommen von kleinen Thieren, die erst auf dem Wasser gelebt haben.

Vater. Alles richtig; — aber nun wollen wir auch aufhören — denn da kommt Ludwig, und der wird mit euch spielen wollen.

4.

Fritz. Vater, das ist artig! Auf Grohbergs grossem Hausdache hatte sich eine grosse Menge von Schwalben versammelt — das habe ich noch niemals gesehen!

Vater. Sie thun es auch nicht eher, als gegen den Herbst, wo sie aus unsern Gegenden fortziehen.

Sophie. Fortziehen? ziehen sie denn fort?

Vater. Gieb nur acht — in wenigen Tagen wirst du keine einzige Schwalbe mehr sehen, so wie du den ganzen Winter über keine mehr siehst; — erst gegen den Anfang des Sommers kommen sie wieder.

Gustav. Aber wo ziehen sie denn hin?

Vater. Das kann ich dir nicht sagen — man weiß das mit Gewißheit wohl nur von sehr wenigen Vögeln.

Sophie. Ziehen denn noch mehr Vögel? — Ja gewiß ziehen noch mehr fort — man sieht ja im Winter so viele Vögel nicht, die doch im Sommer da sind.

Vater. Ganz recht — den Winter über können nur wenige Vögel bey uns aushalten?

Gustav. Warum nicht? Warum können sie nicht aushalten?

Vater. Was fressen denn die meisten Vögel?

Gustav. Fliegen — Mücken.

Fritz. Auch viele andere kleine Thiere, — Käfer, Spinnen — Schmetterlinge.

Vater. Nun siehst du nicht, Gustav, warum sie im Winter nicht bleiben?

Gustav. Ah, das ist ja leicht, die armen Vögel haben ja nichts zu leben — im Winter giebts keine solchen kleinen Thiere.

Sophie. Aber sie fressen doch nicht blos kleine Thiere.

Vater. Was denn noch sonst?

Sophie. Obst — Früchte — Saamenkörner — aber ja, das ist wahr — das haben sie im Winter auch nicht.

Gustav. Aber die Sperlinge bleiben doch im Winter?

Fritz. Auch die Krähen.

Vater. O ja, es sind auch noch manche andere Vögel im Winter bey uns — Meisen, Goldammern, Eulen, Rebhühner und noch einige andere. So wenige finden allenfalls noch nothdürftig ihren Unterhalt. Aber wenn nun alle Arten Vögel da blieben?

Sophie. O da müßten sie ja verhungern.

Vater. Und manche würden auch erfrieren müssen — denn nicht alle Vögel würden die Kälte in unserm Winter aushalten können.

Sophie. Da ziehen sie wohl also nach wärmern Gegenden?

Vater. Ohne Zweifel — nach wärmern Gegenden, und nach solchen, wo sie hinlängliche

Nahrung finden — manche dahin — manche dorthin. Manche mögen wohl nicht so gar sehr weit fortziehen — andere hingegen ziehen wohl übers Meer in ganz andere Theile der Erde.

Gustav. Das ist doch aber weit!

Vater. Ja wohl. Sie machen aber auch diese Reise nicht auf einmal und ununterbrochen hintereinander, sondern sie ruhen gewiß unterwegs aus, und wo sie Nahrung finden, da bleiben sie einige Tage. Manche Vögel würden wir gar nicht kennen, wenn sie nicht bey ihrem Durchzuge sich einige Tage bey uns aufhielten; z. B. den Krammetsvogel, oder die Wacholderdrossel und die Weindrossel. Diese kommen aus wärmern Gegenden, und wenn es dann dort kalt wird, ziehen sie wieder nach den wärmern Gegenden hin, und treffen die Zeit recht gut, wo bey uns die Wachholderbeeren reif sind.

Sophie. Das ist hübsch — aber finden denn die übrigen auch Nahrung?

Vater. Ob sie auf ihrem Zuge Nahrung finden, willst du wohl fragen? — Ganz gewiß. Sie stellen ohne Zweifel den Zug zu einer solchen Zeit an, wo in den Ländern, durch welche sie kommen, hinlänglicher Vorrath für sie da ist. — Die wilden Gänse, die Enten, die Störche, die Wachteln, die Schnepfen, die Spechte, die Staaren — sie wissen es alle zu treffen.

Fritz. Ey! das sind viele.

Vater. Sie sind es aber lange noch nicht alle — und dann sind's ja auch nicht blos Vögel, welche aus einer Gegend in die andere ziehen.

Gustav. Nicht? Ziehen denn auch noch andere Thiere?

Vater. Allerdings — einige vierfüssige Thiere wandern ebenfalls aus; und von den Fischen haben viele Arten ihre Züge aus dem Meere in die Flüsse.

Sophie. Von Fischen hast du uns schon einmal erzählt. Du sagtest, der Lachs käme in grosser Gesellschaft aus dem Meere: erst käme ein recht grosser voran — dann zwey — dann drey. Im Herbst giengen sie wieder ins Meer, aber die jüngsten blieben im Flusse.

Vater. Ganz recht — und so wie der Lachs aus dem Meere in die Flüsse zieht, so machen es auch andere Fische, z. B. die Pricken oder Neunaugen (welches aber eigentlich Amphibien sind), die Strömlinge und andere. In manchen Gegenden kommen die Fische in solcher Menge in die Ströme, daß man sie mit Schaufeln herausholen kann.

Gustav. Schwimmen sie denn nicht fort, wenn man sie holen will?

Vater. Wie können sie denn? da sie wegen ihrer Menge so dicht an einandergedrängt sind?

Sophie. Da müssen die Fische wohlfeil seyn.

Vater. Ganz gewiß — es ist dieß auch gerade in solchen Gegenden, wo die Menschen sich

hauptsächlich von Fischen nähren müssen — es ist ihnen also eine grosse Wohlthat.

Sophie. Aber du sagtest, daß auch vierfüssige Thiere solche Züge machten?

Vater. Freylich. Manche Arten stellen wenigstens in gewissen Gegenden der Erde grosse Wanderungen an.

Gustav. Warum thun sie das aber?

Vater. Weil es ihnen an Nahrung fehlt. Besonders ist das in Afrika mit manchen Thieren der Fall. Wenn bey der grossen Hitze, die dort herrscht, in ganzen Gegenden die Pflanzen verdorrt und die Flüsse ausgetrocknet sind, da müssen sie wohl fort, um sich andere Gegenden zu suchen. Man findet da zuweilen ganze Heerden von vielen Tausenden — es dauert oft über einen halben Tag, ehe ein solcher Zug vorbey kommt. Das ist besonders mit den Gazellen der Fall, welche in Afrika sehr häufig sind. Ihr habt doch wohl Gazellen abgebildet gesehen?

Gustav. O ja! in unserm Bilderbuche — sie sehen fast wie eine Ziege, und auch ein Bißchen wie ein Reh.

Vater. Ja ungefähr so! —

Sophie. Die Löwen leben ja von den Gazellen mit; was fressen denn die, wenn die Gazellen fortziehen?

Vater. Das ist gerade die beste Zeit für die Löwen, Tyger, Panther und Hyänen. Die bleiben dann auch nicht wo sie sind, sondern ziehen hinter drein und würgen tüchtig darunter, daß

diese Thiere, wenn sie so in gedrängten Haufen ziehen, nicht zu entfliehen im Stande sind.

Sophie. Du hast uns aber auch einmal noch von andern Thieren erzählt, die in grossen Heeren ziehen — es waren, denk ich, Ratten.

Vater. Ganz recht — es ist ein mit der Ratte oder Maus verwandtes Thier — die norwegische Bergmaus oder der Lemming, die von den Bergen herabkommt, und immer in einer geraden Linie fortwandert, und wo es möglich ist, über alles wegklettert. — Aehnliche Wanderungen stellen mehrere Arten von Mäusen an. So wandert auch eine Art Eichhörnchen zu manchen Zeiten aus, und sollen so gar über Flüsse und Landseen setzen, wie es jene Ratten auch thun.

Sophie. Ja, Vater, die Ratten können auch schwimmen; aber können das auch die Eichhörnchen?

Vater. Eigentlich gut schwimmen kann nur die Wassermaus, die du für eine Ratte wirst angesehen haben; die übrigen können nicht lange im Wasser aushalten. Jene Eichhörnchen aber schwimmen nicht — sondern sie sollen grosse Stücke von Birkenrinde nehmen, und damit über Flüsse und Seen wegfahren, indem sie den grossen Schwanz ausbreiten, in welchen der Wind sich setzt, und sie auf diese Weise forttreibt.

Gustav. Das möcht ich einmal sehen!

Vater. Da mußt du einmal nach Lappland reisen; da wirst du Gelegenheit dazu haben; und wenn du einmal unterwegs bist, so reise

auch nach Amerika, um die Wanderameise, und den Landkrebs auf ihren Zügen zu sehen.

Gustav. Wandern die auch, die Ameisen?

Fritz. Leben die Krebse auf dem Lande? ich denke, die wohnen im Wasser?

Vater. Wem soll ich zuerst antworten? — Eine Art Ameisen wandert auch; und einige Arten Krebse leben mehr auf dem Lande als im Wasser. Sie heissen darum auch Landkrebse.

Gustav. Aber wollen die sich denn auch Nahrung suchen die Ameisen, wie die grossen Thiere — die Gazellen? Ich dächte, die fänden wohl überall genug?

Vater. Wer weiß auch? Sie gehen in die Häuser, und verzehren Spinnen, Fliegen, Mücken und andere kleine Insekten, und wenn alles aufgezehrt ist, gehen sie weiter. Alle vier Jahre kommt so ein Zug Ameisen und wird von vielen gerne gesehen.

Sophie. Ey, da dank' ich schön! — Die Fliegen und Mücken kann man so wohl los werden. — Aber, Vater, gehen die Landkrebse auch ihrer Nahrung nach?

Vater. Nein, die nicht. Sie ziehn von den Bergen herunter nach dem Meerufer zu, um dort ihre Eyer zu legen und sie an der Sonne unter dem Sand ausbrüten zu lassen.

Sophie. Vater, wie kommen sie denn auf die Berge, wenn sie doch am Ufer des Meers ausgebrütet werden?

Vater. Die jungen Krebse gehen in grossen Schaaren, sobald sie ausgebrütet sind, nach den Bergen zu.

Gustav. Das mag auch nicht hurtig gehen.

Vater. Freylich nicht — aber sie haben auch Zeit genug.

Fritz. Aber — bey uns giebts doch wohl keine solchen Krebse?

Vater. Nein, sie wohnen in Amerika, wie ich schon gesagt habe; aber auch in Afrika, und zwar auf ziemlich hohen Gebirgen. Dort halten sie sich in alten Bäumen, in Felsklüften, oder in kleinen Gruben auf, die sie sich selbst graben.

Gustav. Aber die Krebse kann man wohl nicht essen?

Vater. Warum nicht?

Gustav. Ich dächte, die Leute, die dort wohnen, äßen sie alle auf, oder sie müßten nicht so gern Krebse essen, wie wir.

Vater. Da, irrst du dich. Es werden ihrer genug gegessen; — allein ich denke, die Leute müßten sie sich eher zum Eckel essen, als daß sie dieselben rein aufzuzehren im Stande seyn sollten — es sind ihrer zu viel.

Sophie. So — sind ihrer denn so viel?

Vater. — Allerdings — so ein Zug besteht aus drey grossen Abtheilungen, die in verschiedenen Tagen hintereinander kommen. Die mittelste Abtheilung oder Armee, welche aus lauter Weibchen besteht, ist gewöhnlich funfzig Schritte breit, und an drey Viertelstund lang.

Fritz. Tausend! wenn die gut schmecken, da könnte man sich satt essen. — Da möchte ich einmai hin!

Vater. Gut schmecken? — Den Leuten dort sind sie wenigstens dann ein Leckerbissen, wenn sie vom Ufer zurück kommen, und nun ihre alte Schale abwerfen. Jetzt da sie ganz nackt sind, werden sie gern gegessen.

Gustav. Behalten sie denn ihre Schale nicht?

Vater. Habe ich's denn euch nicht neulich gesagt, wie wir von den Häuten der Schlangen sprachen, daß auch unsere Krebse jährlich ihre Schale abwerfen, und eine neue bekommen?

Gustav. Ich glaube nicht — du hast es wohl vergessen.

Sophie. O nein — der Vater hat es wohl gesagt; er hat auch gesagt, daß sie sich ihre Scheeren einander im Streite abbrechen, und daß sie ihnen wieder wachsen.

Gustav. Ja das ist wahr — nun erinnere ich mich.

Vater. Nun sieh — diese Landkrebse schälen sich denn auch, und zwar bald, nachdem sie vom Ufer zurückkommen. Sie bleiben alsdann einige Zeit im ebenen Lande, graben sich Löcher in die Erde, und bedecken dieselben mit Blättern oder mit Schlamm, und bleiben eine ganze Woche nackt, und da sollen sie eben sehr fett und wohlschmeckend seyn.

Sophie. Bleiben sie denn nun immer im ebenen Lande?

Vater. Nein; sobald die Schale hart genug ist, gehen sie nach den Bergen zurück.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klinger, ...

Franz Grünbergs Abendunterhaltungen mit seinen kleinen Kindern über die Erde, Natur und Menschen

Bd.: Erster Band

1803

Paed.pr. 4463 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb12018778-9